

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

DIE RENAISSANCE IN ITALIEN GEO EPOCHE



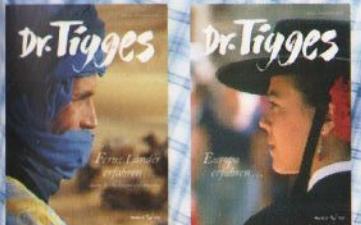
Die Renaissance in Italien 1300–1560

Leonardo und Raffael, Dante und Machiavelli: Wie geniale Geister die Neuzeit begründeten

Dr.Tigges

Meine Sicht
des Reisens ...

Peter Thomas, Hochheim
(Dr. Tigges Kunde aus Leidenschaft)



„Den Blick in fremden Ländern für das Wesentliche schärfen, Details am Rande des Geschehens fokussieren - das gelingt mir am Besten auf einer Dr. Tigges Studienreise.“ Wenn Sie auf Reisen noch das Besondere suchen, dann erleben Sie die Welt von Dr. Tigges in zwei spannenden Studienreisekatalogen und einem Sprachreisenkatalog. Zu bestellen unter 0431/544 60 und www.DrTigges.de - oder in Ihrem Reisebüro.



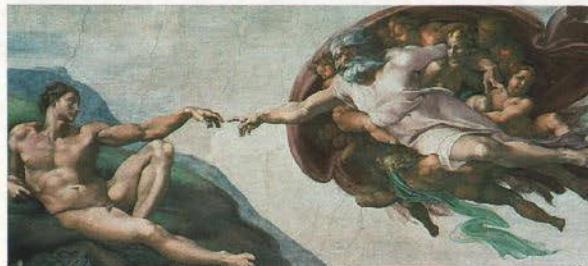
Liebe Leserin, lieber Leser

Heute würde man sagen, es war eine Medienrevolution. Die Maler, Architekten, Schriftgelehrten und Bildhauer der Renaissance arbeiteten nicht mehr vorrangig, wie in den Jahrhunderten zuvor, im Dienst der Kirche, sondern fertigten ihre Kunst nun auch im großen Stil für weltliche Mäzene an: für die Herrscher an ihren Höfen, für einflussreiche Bankiers und Kaufleute, für Emporkömmlinge aller Art, etwa reich gewordene Söldnerführer.

Alle Auftraggeber hatten das gleiche Motiv: Legitimation. Sie wollten über die von ihnen großzügig finanzierten prächtigen Gemälde, Fresken, Statuen, Gebäude und Bibliotheken aller Welt kundtun, dass sie rechtmäßig an der Spitze eines Fürstentums standen (obwohl sie vielleicht den Thronfolger ermordet hatten), dass man sie zu Recht zu den angesehensten Familien einer Handelsstadt zählte (obwohl sie womöglich durch allerlei krumme Geschäfte an ihr Vermögen gekommen waren), dass man in ihnen nun den feinsinnigen Kunstskenner sehen sollte und nicht mehr den skrupellosen Heerführer von einst.

Kurz gesagt: Die Kunst erlaubte es diesen Thronräubern (wie etwa den Markgrafen von Mantua), diesen Aufsteigern (wie den Medici in Florenz), diesen Gewalttätern (wie dem Herzog von Urbino), ihren neu gewonnenen Status zu festigen und die eigene Macht zu übersetzen in Propaganda.

Macht braucht Medien, zu allen Zeiten. Aber selten war die künstlerische Qualität der Herrschaftspropaganda so glänzend, so strahlend, so dauerhaft wie im Italien der Renaissance. Denn es waren Universalgenies wie Leonardo, Raffael und Michelangelo, innovative Baumeister wie Brunelleschi und Bramante, Bildhauer wie Donatello, Humanisten wie Marsilio Ficino, der Begründer der „Platonischen Akademie“, die ihre Fähigkeiten in den Dienst ihrer Mäzene stellten – und dabei eine neue Kunstsprache erfanden, und auch eine neue Art, zu sehen und zu denken.



Sinnliche Darstellung des Übersinnlichen: »Die Erschaffung Adams«, von Michelangelo 1510 an die Decke der Sixtinischen Kapelle gemalt

die sich an den menschlichen Sehgewohnheiten orientierte; mit der plastischen Anschaulichkeit der Statuen nach klassischem Vorbild; mit der eleganten Architektur der Stadtpaläste, welche die zuvor üblichen düsteren Festungsanlagen ablösten und ihren Besitzern nun eine Bühne boten für deren Wunsch nach Repräsentation.

Und inspiriert von den antiken Denkern, entwickelten die Humanisten an den Akademien ein neues Menschenbild, das die rigiden Vorstellungen des Mittelalters aufbrach. Sie priesen die Würde des – gebildeten – Individuums und forderten den umfassend gelehrteten *uomo universale*, der sein Wissen um die antiken Tugenden und christlichen Traditionen in den Dienst der Allgemeinheit stellt, etwa in einem politischen Amt. Es war eine gewalttätige und schöngestigte Epoche zugleich – geprägt von Intrigen und von Idealen, von Glanz wie von Elend, vom Blick zurück wie vom Mut, das revolutionär Neue zu wagen. Eine Epoche, deren Wirkung bis heute zu spüren ist.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

INHALT

WIEDERGEBURT

Gelehrte entdecken das Altertum neu und feiern das Individuum. Söldner werden zu Fürsten. Städte wie Florenz erblühen als Metropolen des Handels und der Kunst. Im 14. Jahrhundert beginnt in Italien eine neue Zeit: die Renaissance – Europas Aufbruch in die Moderne.

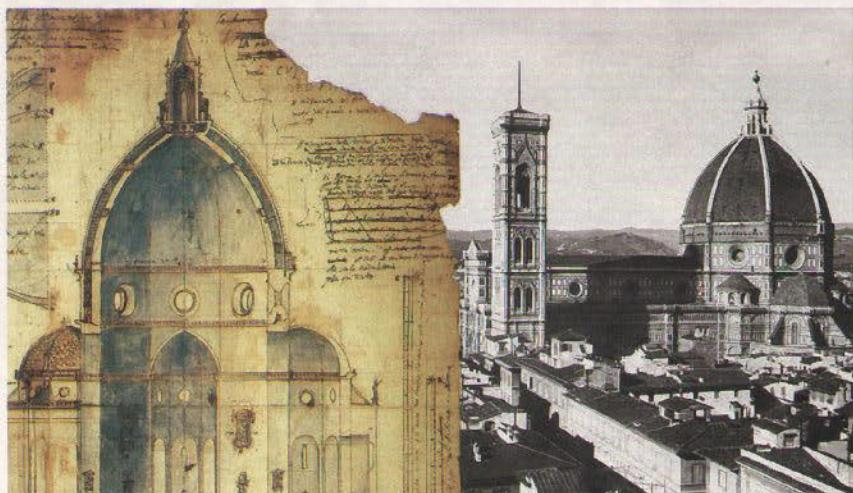
Seite 6



DIE ERSCHAFFUNG DES RAUMES

Im Jahre 1436 krönen die Florentiner ihren Dom mit einer Kuppel, so groß und waghalsig wie keine zuvor. Erdacht hat sie Filippo Brunelleschi, der Erfinder der Zentralperspektive. Seine Werke und die seiner Künstlerkollegen revolutionieren die Sicht auf die Welt.

Seite 38



ZORN GOTTES

Ab 1494 versetzt der Mönch Girolamo Savonarola Florenz in einen religiösen Taumel. Auch der Künstler Sandro Botticelli folgt dem Propheten eines strengen Gottesstaates – bis der Prediger auf dem Scheiterhaufen endet (rechts).

Seite 116



DER PATE VON FLORENZ

Niemand in der Arno-Stadt ist so mächtig, niemand taktiert so geschickt wie der Bankier Lorenzo de' Medici. Doch 1478 verschwören sich seine größten politischen Feinde zum Attentat gegen ihn. Und im Dom beginnt ein Kampf auf Leben und Tod.

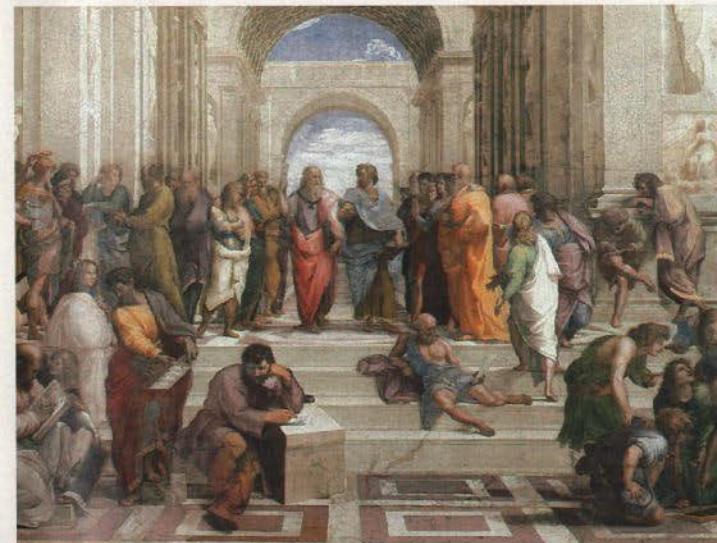
Seite 66



DIE UNERSÄTTLICHEN

Ihre Methoden sind mörderisch, ihre Diplomatie ist hinterlistig, ihr Lebensstil im Vatikan zügellos – keine Familie ist so verrufen wie die Borgia. Von 1499 an erobert Cesare Borgia [links] mithilfe seines Vaters, des Papstes Alexander VI., und seiner Schwester Lucrezia sogar ein Reich im Herzen Italiens.

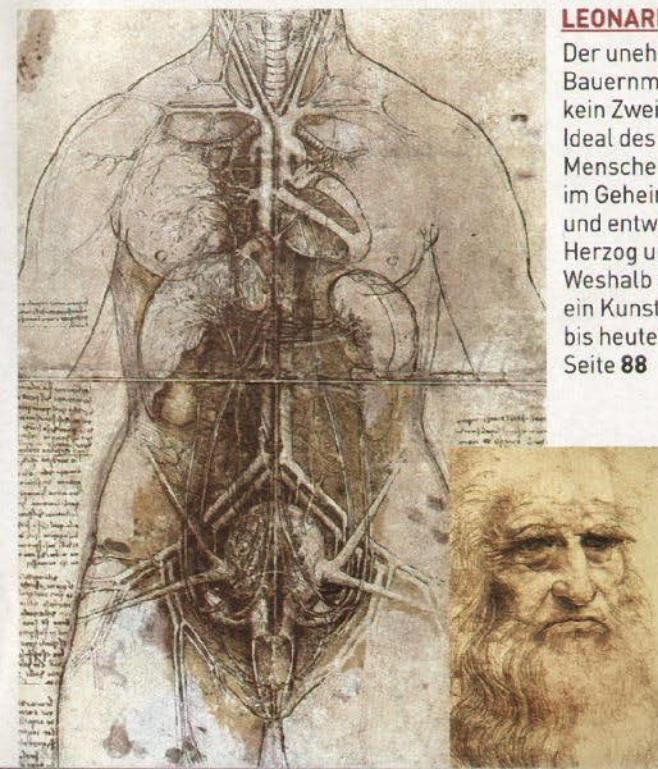
Seite 104



PROPAGANDA FÜR DEN PAPST

Ab 1508 inszeniert der Maler Raffael grandioses Welt- und Historientheater, etwa mit der »Schule von Athen«, zum Ruhm der Heiligen Väter – und zu seinem eigenen. Schon bald verkauft der geschäftstüchtige Konkurrent von Michelangelo Nachbildungen seiner Werke in ganz Europa.

Seite 156



LEONARDO DA VINCI

Der uneheliche Sohn eines Bauernmädchen verkörpert wie kein Zweiter das Renaissance-Ideal des umfassend gebildeten Menschen. Leonardo fertigt im Geheimen anatomische Studien und entwirft für den Mailänder Herzog um 1490 Kampfmaschinen. Weshalb er jedoch kaum ein Kunstwerk vollendet, bleibt bis heute rätselhaft.

Seite 88

Bildessay:

Die Wiedergeburt

6

Textessay: Aufbruch zu neuen
Horizonten

22

Dante: Durch Himmel und Hölle

24

Brunelleschi und der Dombau:
Die Erfindung des Raumes

38

Revolte am Arno: Der Aufstand
der Wollarbeiter

52

Schriftenjäger: Die Erben
der Antike

54

Montefeltro: Ein Fürst des
Krieges und der Kunst

64

Lorenzo de' Medici: Der Pate
von Florenz

66

Kolumbus in Genua: Ein Entdecker
und seine Stadt

86

Leonardo da Vinci: Im Dienst des
schwarzen Fürsten

88

Alexander VI.: Die Borgia – der
Schrecken von Rom

104

Savonarola und Botticelli:
Der Zorn Gottes

116

Girolamo Cardano: Gelehrt in
vielen Disziplinen

138

Niccolò Machiavelli: Das Wesen
der Macht

144

Raffael: Propaganda für
den Papst

156

Konzil von Trient: Am Scheideweg
des Glaubens

170

Zeitläufte: Von 1265 bis 1563

172

Vorschau: Das Judentum

178

Impressum

177

Fotovermerke

177

Titelbild: Bildnis eines unbekannten
Mannes, Ölgemälde von Antonello da
Messina von 1476; nach einem Sammler
»Trivulzio-Porträt« genannt

Redaktionsschluss: 12. August 2005

Zitate werden in der heutigen Rechtschreibung wiedergegeben. Kürzungen in den Zitaten sind nicht kenntlich gemacht. Die Beiträge in diesem Heft folgen, anders als sonst üblich, keiner strengen Chronologie.

Im 14. Jahrhundert leidet Italien unter Kriegen, Fehden und Seuchen. Doch inmitten der Schrecken beginnt eine neue Zeit: die **Renaissance**. Gelehrte lösen sich von den Dogmen des Mittelalters, entdecken die Antike neu und preisen die Würde des Individuums. Künstler erfinden die Technik der Zentralperspektive und bauen gewaltige Kuppeln, Forscher studieren die menschliche Anatomie, Söldner werden zu Fürsten und Päpste zu Lebemännern. Früher als irgendwo anders auf dem Kontinent beginnt hier ein historischer Prozess, der bis heute fortwirkt: Europas Aufbruch in die Moderne

Die



Handel: Auf Ambrogio Lorenzettis Fresko »Die gute Regierung« (1338/40) im Palazzo Pubblico zu Siena ist der Marktplatz das Zentrum der Stadt. Kaufleute transportieren Geld und Waren von Ort zu Ort. Mit ihrem Gewinn finanzieren sie auch Wissenschaftler und Künstler. So werden Bürger, neben Klerikern und Adeligen, erstmals zu Förderern einer neuen Kultur

Wiedergeburt







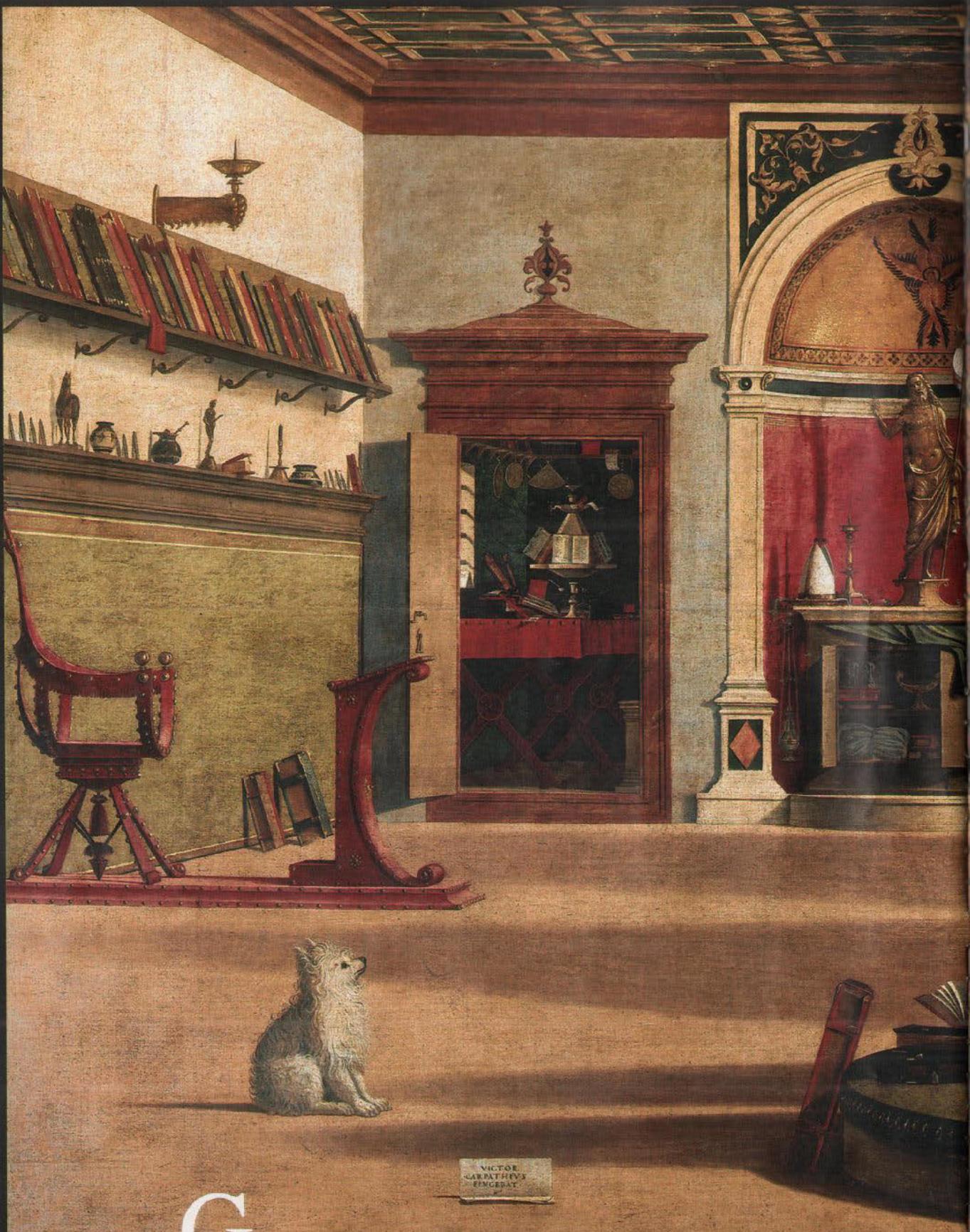
Fürst: Im prachtvollen Palast zu Mantua versammeln sich Höflinge um den thronenden Markgrafen Ludovico Gonzaga. Wie viele andere Herrscher italienischer Staaten entstammt auch er keiner alten Fürstendynastie: Ein Vorfahr hat einst die Macht mit Gewalt an sich gerissen (siehe Seite 10). Um seine Stellung zu festigen, leistet sich Ludovico, gleich anderen Männern aus neuen Dynastien, deshalb einen prachtvollen Hofstaat, der Freunde und Feinde beeindrucken soll – und wird zum Mäzen so bedeutender Künstler wie Andrea Mantegna, der dieses Fresko 1462 vollendet



Krieg: Truppen der Bonacolsi und Gonzaga kämpfen 1328 um Mantua – und die Gonzaga gewinnen (Domenico Morone, »Die Vertreibung der Bonacolsi«, 1494). Immer wieder kommt es im zersplitterten Italien zu Fehden und Kriegen. Kein Herrscher ist wirklich



sicher – und so entwirft der Politiker und Schriftsteller Niccolò Machiavelli schließlich eine Staatsphilosophie, die den Regenten gestattet, im Kampf um die Macht ethische Normen zu verletzen. Es ist der Beginn der modernen politischen Wissenschaft



Gelehrter: Kardinal Bessarion lässt sich 1502 von Vittore Carpaccio als Kirchenvater Augustinus darstellen – in einer Schreibstube, umgeben von Büchern, antiken Statuetten und religiösen Symbolen. Humanisten wie er entdecken in alten Bibliotheken



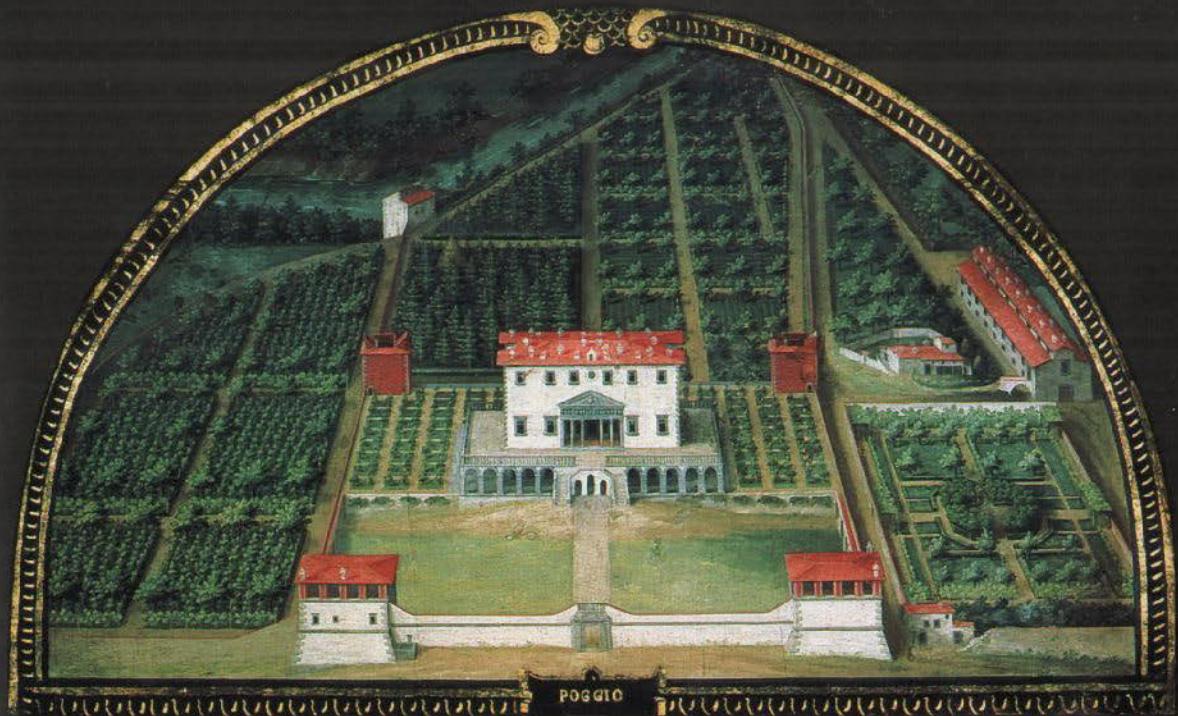
jahrhundertelang verschollene Texte wieder. Doch kopieren sie nicht einfach das Wissen der alten Griechen und Römer, sondern lassen sich von deren Werken zu einer neuen Sicht der Welt und des Menschen inspirieren. Ihr Bildungsideal wirkt bis heute fort



Villa Colle Salvetti, bei Florenz, 16. Jahrhundert



Landhaus des Francesco de' Medici, Pratolino, erbaut ab 1569



Villa Poggio a Caiano, 1480 bis 1485 für Lorenzo de' Medici errichtet



Palazzo Pitti, ab 1458 erbaut, mit Boboli-Garten

Natur: Auch die Gärten um die toskanischen Landhäuser spiegeln den Geist der neuen Zeit. Eine breite Mittelachse, gerade Wege und rechteckige Flächen sollen die Landschaft nach antikem Schönheitsideal harmonisch gliedern





Propaganda: Viele Bilder der Renaissance sind gleichermaßen politische wie künstlerische Werke. So schmückt Benozzo Gozzoli um 1460 die Kapelle des Palazzo Medici mit einem Fresko, das den Zug der Heiligen Drei Könige preist. Doch ebenso verherrlicht es den damals zehnjährigen Lorenzo de' Medici, der zweimal auf dem Bildnis zu sehen ist: mit idealisierten Gesichtszügen als König auf dem Schimmel im Vordergrund (zu erkennen an den Medici-Symbolen auf dem Zaufzeug) und als Reiter im Gefolge (2. Reihe, 6. von links, rote Kappe). Florenz ist zwar eine Republik, dennoch bestimmt die Bankiersfamilie Medici das politische Geschehen. Auf diesem Fresko wird das zukünftige Oberhaupt der Sippe als Herrscher wie auch als Mann des Volkes präsentiert



Mensch: Porträts entstehen nun mit realistischen, individuellen Gesichtszügen. Selbst die warzige Nase des alten Mannes arbeitet Domenico Ghirlandaio in seinem Gemälde von etwa 1480 sorgsam heraus. Und die Auftraggeber wollen das auch. Denn ein neues Bewusstsein ihrer jeweiligen Einzigartigkeit kennzeichnet die Bürger. Sie stellen die politische Macht der alten Autoritäten wie Papst und Kaiser infrage



Darstellung eines alten Mannes
(Filippino Lippi, 1485)



Der Maler Pietro Perugino
(wahrscheinlich von Raffael, 1502)



Porträt des Francesco delle Opere
(Pietro Perugino, 1494)



Porträt einer jungen Frau
(Leonardo da Vinci, 1494/95)



Stadt: Ein Künstler aus der Werkstatt von Francesco Roselli porträtiert Florenz 1490 als leuchtende Metropole mit Brunelleschis mächtiger Kuppel im Zentrum. Hier ist Dante geboren. Hier wirken Masaccio, Donatello, Leonardo, Botticelli, Raffael, Michelangelo und viele andere Künstler. Hier herrschen die Medici. Hier errichtet Savonarola einen

FIORENZA



Gottesstaat und verfasst Machiavelli seine Werke über die Technik der Macht. Die Renaissance ist eine Epoche, die fast ganz Italien prägt. Doch nirgendwo wird die neue Zeit so intensiv gestaltet wie in dieser Stadt, die zu ihrer höchsten kulturellen Blüte kaum 50 000 Einwohner hat und in einer halben Stunde zu Fuß durchquert werden kann □

Eine Revolution der italienischen Eliten leitet die euro
kulturelle und politische Ordnung. 250 Jahre lang
zum Mythos verklärt – zum ebenso glänzenden wie

Aufbruch zu neuen Horizonten

von VOLKER REINHARDT

Rinascere, revivere, reflorescere. Wiedergeboren werden, wiederaufleben, wiederaufblühen. Zahlreich sind die Begriffe, mit denen die italienischen Intellektuellen des 14. und 15. Jahrhunderts die Blüte der Wissenschaften, der Künste und der lateinischen Sprache ihrer Zeit benennen – und damit eine neue Sicht auf die Gelehrsamkeit der Antike meinen, in der sie nach Antworten suchen für die Herausforderungen einer zerrütteten Lebenswelt. Doch erst 1550, mit dem Erscheinen von Giorgio Vasaris Künstlerbiografien, bekommt diese Geisteshaltung einen Namen: *rinascita*, Wiedergeburt. Auf Französisch: *renaissance*. Jene zweieinhalb Jahrhunderte am Ausgang des Mittelalters, die den Weg in die Neuzeit weisen. Eine offene Epoche, ohne exaktes Ende, ohne bestimmten Anfang, in der Künstler die Zentralperspektive entdecken, Gelehrte die Würde des Individuums preisen und Intellektuelle die Grundlagen des modernen Staats erfinden.

Als historische Epoche indes wird die Renaissance erst im 19. Jahrhundert konstruiert. Zwischen den Jahren 1300 und 1550, so 1860 der Basler Historiker Jacob Burckhardt, habe in Italien Europas Durchbruch zur Moderne stattgefunden. In dieser Zeit hätten sich die Menschen aller Schichten konsequent individualisiert, hätten nur nach dem eigenen Vorteil gestrebt und sich selbst ins Zentrum der Welt gestellt – ohne Rücksicht auf die Regeln der überlieferten christlichen Moral.

Ausgangspunkt dieser Umwälzung war für Burckhardt ein neuer Staat, in der das von Blut und Schönheit berauschte Herrscherindividuum alle nur erdenklichen Techniken der Macht erprobte: großartig und frevelhaft, erhaben und abgrundtief böse zugleich. Ein grausam betörender Mythos war geboren, der Gründungsmythos Europas.

Die historische Forschung nach Burckhardt hat dieses Bild der Renaissance grundlegend revidiert. Statt der Vorstellung des revolutionären Umbruchs, der eine neue Gesellschaft gleichsam aus dem Nichts erschafft, betont die Wissenschaft nun den Prozesscharakter des Wandels: So kann etwa von einer Entchristlichung der Menschen keine Rede sein, sehr wohl aber von Veränderungen des religiösen Lebens; und auch das ach so selbstherrliche Individuum blieb fest eingebunden in ein System von moralischen Werten und sozialen Normen.

Darüber, wann die Renaissance beginnt und wann sie endet, ist man sich indes bis heute nicht einig. Immerhin zeigt sich

zu Beginn des 14. Jahrhunderts im Werk des Dichters Dante Alighieri erstmals jene Verknüpfung antiker und christlicher Elemente, wie sie die Epoche prägen wird. Und exakt diese Verknüpfung lösen die Reformen des Konzils von Trient 250 Jahre später wieder auf: Nunmehr sollen Kunstwerke und Bücher eindeutig sein in ihrer religiösen Botschaft, frei von jeglicher Beeinflussung durch das heidnische Altertum.

Dazwischen, in den Dekaden von Dante bis zum „Tridentinum“, liegt die Renaissance, in der sich vieles ändert, aber kaum etwas sich so sehr wandelt wie die italienische Staatenwelt.

Bereits im 14. Jahrhundert zeigen sich fundamentale Veränderungen im Gefüge der Apennin-Halbinsel: Kaiser und Papst haben an Macht verloren. Die traditionelle Oberhoheit des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation über Nord- und Mittelitalien besteht fast nur noch auf dem Pergament. Obwohl uralte Lehensgesetze Stadtrepubliken wie Florenz nach wie vor an den Kaiser binden, verwalten diese sich nunmehr weitestgehend selbst. In Städten wie Mantua und Urbino bildet sich, begünstigt durch die Fraktionenkämpfe innerhalb der Eliten, eine neue Regierungsform heraus, die durch eine starke Bündelung von Kompetenzen in der Hand eines einzelnen Herrschers, des *signore*, charakterisiert ist. Zunächst verfügt nur der jeweilige Herrscher als Person über diese politische Gewalt, doch mit der Zeit gründen viele Signori Dynastien.

Die städtische Elite steigt auf, wird reich und selbstbewusst. Heinrich VII., der letzte Kaiser, der die politischen Verhältnisse südlich der Alpen zu ordnen versucht, geht im August 1313 bei Siena am Fieber zugrunde. Und auch die Päpste sind den größten Teil des Jahrhunderts über gar nicht in Italien, sondern im französischen Avignon; darüber hinaus spaltet sich die Kirche 1378 in zwei, ab 1409 für einige Jahre sogar in drei souveräne Nachfolger Petri nebst deren Gefolgschaft.

Das 14. Jahrhundert wird daher von den italienischen Geschichtsschreibern und Dichtern als eine zutiefst unglückliche Zeit beklagt: Krieg, Verwüstung und Massensterben. Die große Pestepidemie um 1350 lässt etwa ein Drittel der Bevölkerung umkommen. Der Tod ist allgegenwärtig. Und doch ist es gerade diese von Krisen und Krankheiten geschüttelte Welt, in der die Initialzündung für die Neuzeit erfolgt.

päische **Neuzeit** ein: Gelehrte und Künstler, Bankiers und Fürsten verändern die hergebrachte prägen sie die Renaissance und prägt die Renaissance sie. In späteren Jahrhunderten wird jene Epoche verruchten Zeitalter zwischen dem Ende des Mittelalters und dem Heraufdämmern der Inquisition

Denn nun prägen Intellektuelle ein neues Bild vom Menschen und leben es selber vor. Gelehrte wie Francesco Petrarca schulen ihre Sprache am Latein Ciceros, dessen Rhetorik ihnen Beispiel und Anleitung für das eigene Schaffen wird. In diesem eleganten Idiom schreiben sie Geschichtswerke, epische Gedichte, grammatische und rhetorische Abhandlungen. In ihren moralphilosophischen Texten fordern sie, dass der Mensch nicht in der Abgeschiedenheit des Klosters, sondern mitten in der Welt, zum Besten seiner Mitmenschen und des Staates, ein gottgefälliges Leben führen soll. Bald wird man sie Humanisten nennen, und sie prägen das Bildungsideal des Abendlandes bis heute.

Auch Kleriker geraten in den Bann dieser neuen Denkart. Humanistische Bildung und Aufstieg in der kirchlichen Hierarchie werden von den Zeitgenossen nicht als Widerspruch empfunden. Und so finden sich im 15. Jahrhundert ausgewiesene Humanisten sogar auf dem Papstthron, schmücken Götter-Motive aus der heidnischen Antike Wände im Vatikan, werden gar mit christlichen Symbolen kombiniert.

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts kommt es zu weiteren Veränderungen. Die politischen Verhältnisse in der italienischen Staatenwelt stabilisieren sich. Fünf Großmächte halten sich im Gleichgewicht: Venedig, die Adelsrepublik; Mailand, das Herzogtum; Florenz, jene durch die Machteroberung der Medici 1434 von einer schmalen Interessengruppe gelenkte Republik; Rom, die geistliche Wahlmonarchie; und Neapel, das Königreich der spanischen Dynastie Aragón. Sie werden zu Zentren eines weitgespannten Patronagegeflechts, innerhalb dessen mittlere und kleinere Staaten Überlebensschutz finden.

Im Zuge dieser Entwicklung bilden sich ab etwa 1430 Fürstenhöfe eines völlig neuen Typs. Der Hof des Mittelalters kam mit wenigen Rittern und Klerikern aus. Nun aber, im 15. Jahrhundert, heißt Höfling zu sein, zum Ruhme des Fürsten auf einer öffentlichen Bühne zu agieren. Die Höfe müssen Prunk und Glanz produzieren, um sich die nötige Legitimation zu verschaffen. Und dazu werden alle verfügbaren Medien genutzt: verherrlichende Texte zur Zeitgeschichte, kunstvoll komponierte Fresken, monumentale Bauten und antikisierende Statuen. Theater- und Musikaufführungen runden die Inszenierung des Fürstenhofes ab, an dem nun selbst der Alltag, ästhetisch gestaltet, Züge eines permanenten Ruhmesstücks gewinnt.

Mit all ihrer Bildmacht hebt die Renaissance in Italien Eliten heraus, sie formt eine neue Gesellschaft – auch in den Republiken Venedig und Florenz, wo sich eine schmale, seit mindestens drei Generationen fest im Sattel sitzende Oberschicht durch den Kult der schönen Dinge über das Volk erhebt, das es zu beherrschen gilt. Die Renaissance in Italien, sie ist ihrem Wesen nach eine Revolution der Medien.

Ihr zu Diensten sind neben den Humanisten vor allem die Künstler, die Universalgenies der beginnenden Neuzeit: Männer wie Leonardo da Vinci, Michelangelo Buonarroti und Raffaello Santi. In der Malerei wirken die Gemälde durch die Entdeckung

der Zentralperspektive nun realistischer als je zuvor. In der Bildhauerei rückt der menschliche Körper in den Vordergrund, steht seit der Antike erstmals wieder frei und emanzipiert von dem ihn umgebenden Raum. Und in der Profanarchitektur werden nicht mehr schmucklose Nutzbauten wie die mittelalterlichen Geschlechtertürme errichtet, sondern prächtige Stadtpaläste mit harmonischen Proportionen.

Sind Maler, Bildhauer und Architekten vorher Handwerker gewesen, die nach Zunftregeln produziert haben, so werden die Meister der Renaissance nun immer stärker an die Mächtigen gebunden. Leonardo dient lange Jahre als Ingenieur (und Arrangeur von Festen) dem Herzog von Mailand, während Raffael sich in den Dienst der päpstlichen Propaganda stellt.

Und während sich an den Höfen die Mächtigen im Glanz sonnen, machen kritische Intellektuelle erregende Entdeckungen. So legt Niccolò Machiavelli dar, dass die traditionelle Moral für den Staat nicht taugt; und sein Florentiner Landsmann Francesco Guicciardini weist nach, dass die Geschichte ins Unbekannte aufbricht. Dadurch aber wird der humanistische Glaube hinfällig, dass man aus der richtig aufbereiteten Vergangenheit nützliche Lehren für Gegenwart und Zukunft ziehen kann.

Beide, Machiavelli wie Guicciardini, erdenken den Staat der Moderne, mit festen Grenzen und dem Hof als ständigem Regierungssitz des Fürsten, mit einer straff organisierten Verwaltung, einem schlagkräftigen Heer und einer wirkungsvollen Selbstdarstellung des Herrschers – wenn auch nicht als reales, funktionsfähiges Gebilde, sondern in der Theorie.

Für die kleinen Leute aber gibt es keine Renaissance. Der Florentiner Gewürzkrämer Luca Landucci, der bis zu seinem Tod 1516 Tagebuch führt, notiert eine ununterbrochene Abfolge von Kriegen, Hungersnöten, Hinrichtungen. Wo für spätere Historiker der Prozess der Zivilisierung menschlichen Zusammenlebens – Eindämmung von Krieg, Ausbildung friedlicherer Konfliktlösungen – hervorsticht, notiert Landucci das allgegenwärtige Elend seines Alltags. Für ihn ist der Glanz dieser goldenen Epoche Ausdruck der Selbstüberhebung der Mächtigen, die doch genauso arme Sterbliche sind wie er selbst.

Im Gegensatz zu Jacob Burckhardts Vorstellungen von einer Revolution der gesamten Gesellschaft bleibt die Renaissance in Italien eine Bewegung von oben und formt das Lebensgefühl einer schmalen Elite. In dieser Schicht wird ihr Erbe weitergetragen. Denn die humanistischen Werte bleiben lebendig – selbst als sich im Zuge der Reformation und der katholischen Reform um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Beginn einer neuen, gequälteren Epoche abzeichnet: das Zeitalter der Rechtgläubigkeitsregeln und der Inquisition. □

DURCH HIMMEL UND HÖLLE

Als der Dichter Dante Alighieri im Jahre 1300 in die Politik geht, kämpfen in Florenz Bürger und Adelige, Papsttreue und Anhänger des Kaisers um die Macht. Rasch verstrickt sich auch der Poet im Parteiengeflecht. Seine »Göttliche Komödie« verfasst er im Exil. Das gewaltige Epos über Hölle, Fegefeuer und Paradies gerät zur Abrechnung mit allen Lasterhaften und zum Loblied auf die Tugend. Und so wird dieses Monument der Dichtkunst zu einem Heilsversprechen für eine aus den Fugen geratende Welt – und zum Vorbild für die Künstler der Renaissance





Links die Verdammnis, hinten der Berg der Läuterung, oben das Paradies – und im Zentrum der Dichter (und rechts Florenz): Dantes noch mittelalterliche, doch sprachmächtige Vision der »Göttlichen Komödie« wird 100 Jahre nach dem Tod des Poeten den Maler Domenico di Michelino und viele weitere Meister der Renaissance inspirieren

Im Oktober 1519 betteln die Medici, die Herren von Florenz, um eine Leiche. Untertänig richten sie eine Bittschrift an ihren Verwandten, den Papst Leo X.: Er möge ihnen endlich das Recht gewähren, den Dichter Dante Alighieri, geboren 1265 in Florenz, gestorben 1321 in Ravenna, innerhalb der Mauern seiner Heimatstadt zu beerdigen.

Auch der Maler und Bildhauer Michelangelo Buonarroti schließt sich der Bitte an. „Ich flehe Eure Heiligkeit an“, beschwört er den Papst, „und erbiete mich, dem göttlichen Dichter an ehrenvollem Orte in dieser Stadt ein geziemendes Grabmal zu errichten.“

Ein verspäteter Schrei nach dem verlorenen Sohn. Vor über 200 Jahren hat Florenz Dante verbannt, hat ihn in die Schmach des Exils geschickt, hat das Todesurteil über ihn verhängt. Jetzt liegen die Gebeine des Poeten in Ravenna, 140 Kilometer von Florenz entfernt, geehrt und eifersüchtig bewacht. Und auf dem Grabstein stehen die Verse: „Hier ruh ich, Dante, verschlossen, vom Vaterlande vertrieben, / Den Florenz, seine Mutter, nur wenig verstanden zu lieben.“

Zu spät hat Florenz ihn lieben gelernt. Pilgert nun zu Domenico di Michelinos Dante-Porträt im Dom, gerade einmal 50 Jahre alt, das ihn mit einem aufgeschlagenen Buch zeigt: das bittere Gesicht, die Adlernase, den müden Blick, den Lorbeer auf dem Schädel.

Genies wie Michelangelo feiern ihn als „strahlenden Stern“ und grübeln ehrfürchtig über die Frage, wie viel Zeit wohl dieser Kartograph des Jenseits in Hölle und Fegefeuer verbracht haben mag, um für seine „Göttliche Komödie“ zu recherchieren.

Die humanistische Intelligenz der Renaissance rühmt den allseits Gelehrten als Vorbild für ihr Streben nach Unabhängigkeit. Und Staatsphilosophen wie Niccolò Machiavelli preisen den Befreiungsschlag, mit dem der Dichter ebenje-

nes toskanische Italienisch zur Literatursprache erhoben hat, das sich gerade anschickt, als *lingua franca* das zersprengte Land zu verbinden: Endlich wächst so etwas wie eine gemeinsame italienische Kultur, die auf Europa ausstrahlt.

Endlich beginnt, im großen Stil, die italienische Geschichte.

250 JAHRE ZUVOR, als Dante geboren wird, gibt es nur Geschichten, böse zumeist. Die Toskana ist ein Flickenteppich aus Stadtrepubliken, durchwebt mit einer Vielzahl mittlerer und kleinerer Adels-herrschaften, die einander mit düsterer Geduld befehdten. Und auch innerhalb der Mauern von Florenz herrscht ständiger Kriegszustand.

Die großen Familien leben in dauerndem Misstrauen gegeneinander, dem niemand entgeht. Die Stadt ist ein Wald aus „Geschlechtertürmen“ mit Fluchtwegen und verrammelten Türen, mit Schießscharten anstelle der Fenster: Privatfestungen, in denen sich die Bürger gegeneinander verschanzen.

Die Türme sind wehrhaft verkleidet; in ihrem Inneren gibt es mitunter keine Treppen, sondern nur Strickleitern. Beim kleinsten Anlass gehen die Nachbarn aufeinander los, bauen Barrikaden, zetteln Straßenschlachten an, hetzen gekaufte Mörder los. Feuerpfeile schwirren von Haus zu Haus. Brandbomben besorgen das finstere Geschäft der Rache. 1304 brennt beim Kampf verfeindeter Nachbarn das gesamte Viertel zwischen Mercato Vecchio und Arno-Ufer ab, liegen hinterher mehr als 1700 Wohnungen, Paläste, Türme, Läden und Magazine in Schutt und Asche.

Mit einer Gewalttat aus verlorener Ehre soll alles angefangen haben. Man erzählt sich von dem Sohn der Familie Buondelmonte, der einer Tochter der Familie Amidei versprochen war – doch für die schöne Ciulla Donati die Verlobung in den Wind schlug. Am Ostersonntag

1216 fand man den Bräutigam im blutgetränkten weißen Seidenmantel tot auf dem Ponte Vecchio. „Und an diesem Tage begann die Zerstörung von Florenz“, berichtet die Chronik, „und man hörte erstmals die neuen Namen, nämlich Guelfen-Partei und Ghibellinen-Partei.“

Die Partei-Namen sind in einer Stadt, in der jeder gegen jeden kämpft, nicht viel mehr als unscharfe Etikette. Sie sind eine Leihgabe aus Deutschland, übernommen vom Thronstreit zwischen dem Welfen Otto IV. und Friedrich von Hohenstaufen, nach dem Stammsitz seines Geschlechts auch „Waiblinger“ genannt. Als der Staufer die römisch-deutsche Kaiserkrone erringt, schlagen sich die Guelfen auf die Gegenseite. Und das ist nun einmal, seit dem 11. Jahrhundert Gregors VII., die Seite des Papstes.

Die Ghibellinen kämpfen dagegen auf der Seite des Kaisers, vertreiben unter Friedrich II. gleich zweimal die Guelfen aus Florenz, werden nach dessen Tod selbst vertrieben. Noch einmal, 1260, schaffen die Ghibellinen die Rückkehr, um sich 1267, im Jahr von Dantes Taufe, erneut den Guelfen geschlagen zu geben.

Die Sieger kennen kein Pardon, fangen feindliche Flüchtlinge ein, blenden sie, binden sie in Säcke und werfen sie ins Wasser. Und die Überlebenden der Konflikte gießen ihre Rivalität in Architektur: Die Türme der Guelfen-Familien tragen Rechteck-, die der Ghibellinen Schwabenschwanzzinnen.

Auch Dantes Vater, Grundstücksmakler und Geldverleiher aus kleinem Adel, ist ein Guelfe. Dennoch ist er in Florenz geblieben, als viele seiner Parteigenossen die Stadt verließen. 1273 – Dante ist acht Jahre alt – kommt Papst Gregor X. persönlich nach Florenz, um die Parteien zu versöhnen.

Es ist ein heißer, drückender Tag im Juli; ganz Florenz ist zum Arno geflüchtet, wo der Atem leichter geht. Zu Tausenden stehen die Bürger im Kiesbett des



Um 1307 beginnt Dante seine »Göttliche Komödie«. Sie führt den Dichter auf eine bildgewaltige Reise durch die Schrecken des Infernos bis ins Himmlische Paradies. Hier,

in der zeitlosen Unendlichkeit der Sterne, wird Beatrice, Dantes ewige und unerfüllte Liebe, auf ihn warten – so wie es diese Darstellung aus dem 14. Jahrhundert beschwört

Gemeinsam mit seinem großen Vorbild, dem römischen Dichter Vergil, befährt Dante (rechts) in dieser Illustration zur »Göttlichen Komödie« aus dem 15. Jahrhundert den Styx, den Fluss in die Unterwelt der Griechen. Als erster Dichter seiner Zeit benutzt er Motive aus der Mythologie des Altertums. Und wird so zum Mitbegründer einer neuen Geisteshaltung, welche die Antike verklärt



beinahe ausgetrockneten Flusses, blicken erwartungsvoll auf den Papst, auf König Karl von Anjou, auf die Vertreter der Parteien und den Tross von Bischöfen, Erzbischöfen, Kardinälen und Edelleuten.

Die Mächtigen haben auf Tribünen Platz genommen und sitzen in starrer Pose. Ein Herold verliest auf Latein den päpstlichen Schiedsspruch. Er mahnt die Parteien, einen Schlussstrich unter die mörderische Vergangenheit zu ziehen. Wer den Frieden breche, solle mit dem Bann belegt werden. Dann steigt der Papst von der Tribüne. Er legt den Grundstein für eine Kirche, die das Ereignis bezeugen soll.

Doch noch am gleichen Abend überfallen die Guelfen ihre Erzfeinde und richten ein Blutbad an. Enttäuscht wendet sich der Pontifex von dem unbelehrbaren Florenz ab und lässt die Bürger in ihrem Zank zurück. Und in der stoischen

Gewissheit, dass der Bürgerkrieg ein Naturzustand ist – von dem man sich das Leben und das Geld verdienen bloß nicht verleiden lassen soll.

DENN FLORENZ am Ende des 13. Jahrhunderts – das ist Boomtown. Mit bald 70 000 Einwohnern die fünftgrößte Stadt Europas; übertroffen nur von Paris, Venedig, Mailand und Neapel. Um den Domplatz und den Alten Markt pulst das Leben. Neureiche ziehen Prachtbauten mit Fassaden aus Buckelquadern in die Höhe, mit opulenten Läden, Innenhöfen und Waffensälen, die den Wohlstand ihrer Bewohner bezeugen. Florenz ist eine Baustelle, erneuert sich ständig, lässt Kirchen spritzen und öffentliche Bauten und gürtet sich mit dem modernsten Befestigungssystem aller Großstädte Europas.

Während Rom nur mehr ein Schatten seiner antiken Größe ist und weite Stadt-

flächen aus Weiden und Ruinenfeldern bestehen, blühen in Florenz Handel und Wandel. Der Goldgulden mit der florentinischen Lilie auf der Vorderseite ist die erste stabile Währung Europas. Textilmanufakturen weben, spinnen und handeln mit Seide, importieren riesige Mengen spanischer und englischer Wolle und verarbeiten sie zu dem sagenhaften Florentiner Tuch. Kürschnerbetriebe kaufen Felle aus Osteuropa und exportieren Pelzwaren bis auf die britischen Inseln, Goldschmiede fertigen Schmuck.

Florentiner Bankiers verwalten die seit dem 11. Jahrhundert wachsenden Einkünfte der römischen Päpste, häufen enorme Vermögen an und finanzieren Waffengänge in ganz Europa. Florentiner Kaufleute bereisen die Welt.

Dantes Vater ist kein Mann der neuen Elite. Doch er hat größeren Haus- und Grundbesitz. Und sein Sohn genießt das

DANTES DRASTISCHE SCHILDERUNGEN DER JENSEITSREISE BEWEGEN DIE EINBILDUNGSKRAFT SELBST DER EINFACHSTEN LEUTE

Privileg des – selbstverständlich lateinischen – Unterrichts in der Privatschule des Sprengels San Martino de Vescovo und den Kirchenschulen der Franziskaner von Santa Croce oder des Dominikanerklosters Santa Maria Novella.

Er nimmt Teil an den Tänzen, Ausritten und Streichen der *jeunesse dorée* von Florenz, die monatelange Feste zu Ehren des Stadtpatrons Johannes des Täufers ausrichtet und am Maifeiertag, verkleidet mit Teufelskostümen und den Masken stadtbekannter Bürger, unter Gebrüll und Gezeter ihre Höllenspektakel auf dem Arno zelebriert.

Und so, wie man beim Turnier die Schwerter kreuzt, schreibt die junge Elite von Florenz Gedichte. Sie schlägt sich gegenseitig Spottverse um die Ohren, schwärmt einander von himmlischen und irdischen Liebschaften vor. Auch Dante, dem sein Biograf Giovanni Boccaccio „die ungestümste und unerträglichste Liebesleidenschaft“ nachsagt, ficht munter mit, besingt seine Montanina, seine Pulzoletta, seine Pargoletta, Violetta, Giovanetta und Lisetta und malt auch gelegentlich aus, wie er eine Widerspenstige bei den „blonden Flechten packt“ und ihr „nicht voll Rücksicht“, sondern „dem Bären gleich wohl mehr als tausend Male“ seinen Willen aufzwingt.

Doch zugleich schwärmt er seinen Dichterfreunden im *dolce stil nuovo*, im „neuen süßen Stil“, von der reinen, körperlosen Liebe zu einer jungen Frau namens Beatrice vor. Sie scheint eher ein Gleichnis zu sein als ein Mensch – eine Fata Morgana, eine Allegorie, die im mystischen Zeichen der „vollkommenen Zahl“ Neun steht. Neun, die Zahl der sich bewegenden Himmel! Neun, die Zahl, deren Wurzel die Dreifaltigkeit ist!

Als er neun Jahre alt war, sei sie ihm „erschienen“, schreibt er, „in einem Gewand von edelster Purpurfarbe“. Womöglich, so mutmaßt sein Biograf Boccaccio, fand diese schüchterne Begegnung auf

einem Fest bei ihrem Vater, dem Bankier Folco Portinari, statt – doch wie dem auch sei: „Von Stund an“, schreibt Dante, „beherrschte die Liebe meine Seele.“

Neun Jahre später begegnet Beatrice ihm zum zweiten Mal, auf einer Gasse in Florenz: „Die Stunde, da ihr wonnesamer Gruß mich beglückte, war genau die neunte jenes Tages.“ Er kehrt zurück auf sein Zimmer und träumt, die Verehrte verschlinge sein Herz.

Das Sonett, das er nach dieser Beglückung schreibt, trägt ihm die Freundschaft der Dichterkollegen Guido Cavalcanti und Cino da Pistoia ein – und den nüchternen Ratschlag eines minderen Poeten namens Dante da Maiano: „Wasche nur mal gründlich deine Hoden“, empfiehlt ihm der Fürsorgliche in Versform, „auf dass der scharfe Dampf entweichen kann, / der dich mit eitlen Wörtern fäbeln lässt.“

Doch Beatrice ist längst zur reinen Idee geworden. Auch ihr Tod steht im Zeichen der Neun: Als Beatrice mit 24 Jahren stirbt, tut sie es am neunten Tag des neunten Monats des Jahres 1290 – „nach syrischer Zeitrechnung“, wie Dante betont. Dem neunten Monat jenes Jahres 1290, „in welchem die vollkommene Zahl zum neunten Mal voll wurde im Jahrhundert, da sie zur Welt gekommen war“.

In seiner „Vita Nuova“, einer Sammlung seiner Jugendgedichte, verkündet Dante: Eines Tages werde er von ihr sagen, „was noch von keiner Frau je gesagt wurde“. Das ist sein Plan für die „Göttliche Komödie“. Sein Plan zur Destillation einer Dame zur Philosophie.

Egal, dass die reale Beatrice Portinari spätestens im Jahr 1288 längst Gattin eines Bankiers war. Dass auch Dante schon, seit er zwölf ist, eine Ehefrau hat, eine Tochter aus dem altadeligen Hause Donati. Als er im Jahr 1295 beschließt, sich in die Politik einzumischen, in den Spezialausschuss des Volkskapitans gewählt wird, in den „Rat der Hundert“ und

den Rat des Bürgermeisters, ist er jedenfalls schon längst Familienvater.

Die Stadt aber ist zerrissener denn je. Die Ghibellinen sind von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen. Die Regierungspartei der Guelfen hat sich in zwei Fraktionen gespalten: Die Verwaltung der Kirchengelder haben sich Parteigänger der papsttreuen „Schwarzen“ gesichert, die Führung der Stadtgeschäfte die „Weißen“, die sich aus Trotz gegen den Heiligen Stuhl wenden.

Auch hier geht es weniger um Grundsätze als um „Hochmut und Neid und Habsucht“, wie Dante bald feststellt. Die *bianchi* wollen den regionalen Handel stärken und setzen dabei auf die Unabhängigkeit der Stadt. Die *neri* drängen auf Expansion und Erschließung neuer Märkte und versichern sich dabei der Unterstützung der Kurie und des französischen Königshauses Anjou, das in Neapel regiert.

Die Wippe der Macht kommt nicht zur Ruhe: Von 1295 bis 1296 dominieren die Weißen, von 1296 bis 1299 die Schwarzen, ab 1299 wieder die Weißen.

Und wieder einmal ist es der Hass der Familien, der das Auf und Ab in Gang hält: Die Weißen stehen unter der Führung der neureichen Kaufmanns- und Bankierssippe Cerchi; die Schwarzen unter der Ägide des alteingesessenen, skrupellosen Adeligen Corso Donati.

Der steht in dem Ruch, seine erste Frau vergiftet zu haben – und wird auch mit dem Tod von vier jungen Männern aus dem Hause Cerchi in Verbindung gebracht, die den Genuss einer Blutwurst nicht überlebt haben.

Und es kommt noch vertrackter. Nicht nur Guelfen, Schwarze und Weiße, stehen in Florenz miteinander auf dem Kriegsfuß, sondern auch Kleinbürger, das reiche Bürgertum und die adeligen „Magnaten“. 1293 hat der Volkstribun Giano della Bella sogar eine Verfassung durchgesetzt, die dem Bürgertum gera-

EIN TRICHTERFÖRMIGER SCHLUND, DER SICH UNTER JERUSALEM IN DEN ABGRUND ÖFFNET. SO ZEICHNET BOTTICELLI DES DICHTERS VORSTELLUNG VON DER HÖLLE

dezu diktatorische Rechte gegenüber dem Adel garantiert: Wer keiner Zunft angehört oder einen Ritter in seiner Familie hat, ist nun ein Paria, dem jede politische Tätigkeit verboten ist, der höhere Steuern zahlen muss, aber dafür auf eine Verleumdung hin mit Kerkerhaft oder Zerstörung seines Hauses bestraft werden kann. 73 Familien werden enteignet und verbannt, und eine Miliz hält die verbliebenen Magnaten in Schach.

Doch seit die Florentiner im Jahr 1295 den Volkstribun gestürzt und vertrieben haben, kann jetzt immerhin auch ein Adeliger wie Dante in der Politik aktiv werden: Er muss sich nur einer der Zünfte anschließen. Dante wählt die Gilde der Ärzte und Apotheker, denn auch die Mediziner verstehen sich als Männer der Künste. Im Jahr 1300 wird er einer der „Prioren“, wie Mitglieder der Regierung seiner Heimatstadt genannt werden.

„Alle meine Leiden und Missgeschicke“, wird er sich später erinnern, „hatten ihren Grund und Ursprung in dem unglückseligen Amt meines Priorats.“

In den ersten Versen der „Göttlichen Komödie“, die er wenige Jahre nach dem Ende seiner politischen Karriere beginnen wird, stilisiert er dieses 35. Jahr seines Lebens zur persönlichen Zeitenwende. Hier beginnt seine Höllenfahrt: „Grad in der Mitte unsrer Lebensreise / Befand ich mich in einem dunklen Walde, / Weil ich den rechten Weg verloren hatte.“

Es ist ein Jahr der Zeichen. Bei einer der traditionellen Straßenschlachten zum Maifest auf der Piazza Santa Trinita hat ein Donati einem Cerchi die Nase abgehauen. Am 23. Juni, dem Johannistag, haben Magnaten eine Prozession der Zunftvorsteher überfallen und verprügelt. Und ausgerechnet dieses Jahr hat Papst Bonifaz VIII., um seinen Anspruch auf eine Weltmonarchie unter Herrschaft der römischen Kirche zu illustrieren, nach alttestamentarischem Vorbild zum „Jubeljahr“ erklärt. Hunderttausende Pilger wandern

aus ganz Europa in die Heilige Stadt, wo ihnen Ablass aller Sünden winkt.

Dem Pontifex ist das unruhige Florenz ein Dorn im Auge. Schon plant er, endlich die Toskana zu unterwerfen – vorgeblich, um jenen „tiefen Zwiespalt aus altüberliefertem Hass“ zu beenden, der „auch in den angrenzenden Provinzen“ das Land zu zerreißen drohe.

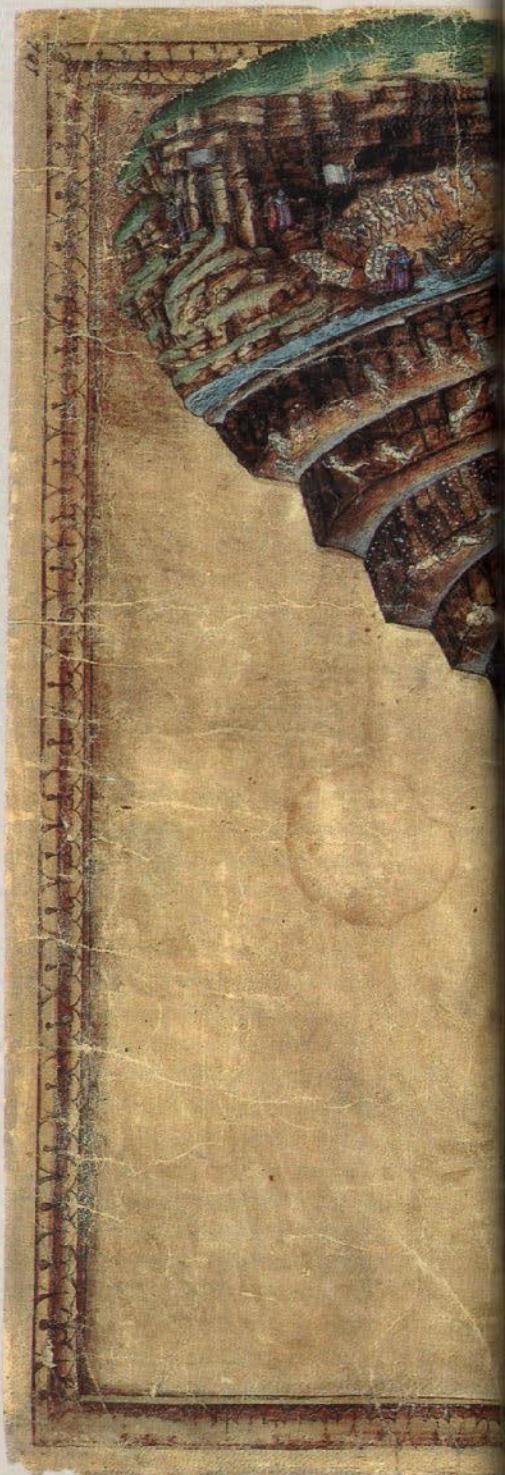
Schon laufen Gerüchte, die „weißen“ Herren von Florenz planten zur Verteidigung gegen den Papst ein Bündnis mit den kaisertreuen Exil-Ghibellinen. Schon bewaffnen sich die oppositionellen Schwarzen – und werden vorsichtshalber aus den Stadtmauern verbannt.

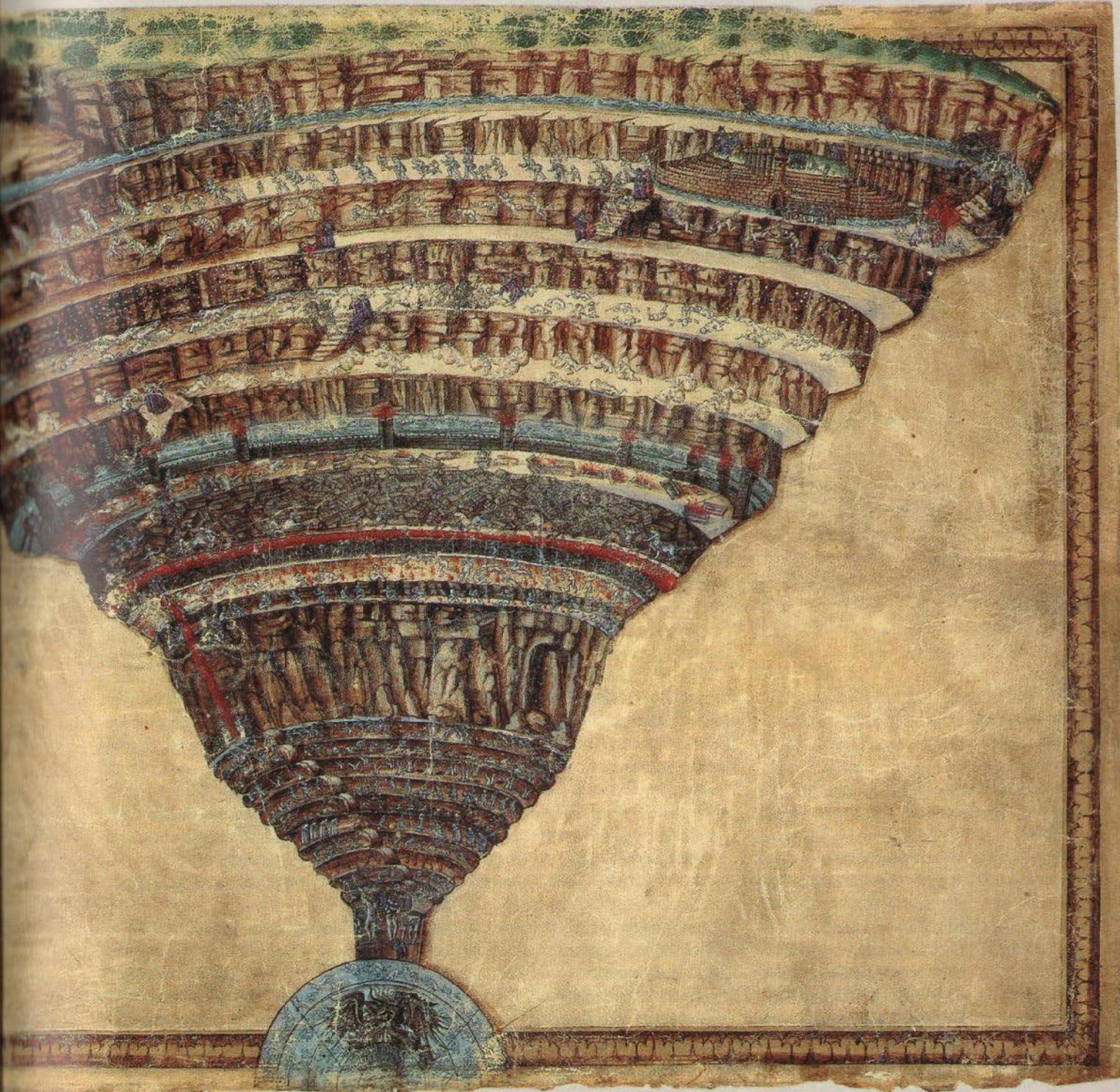
Als Bonifaz im folgenden Jahr Karl von Valois, den Bruder des französischen Königs Philipp IV., dazu einlädt, Sizilien zu erobern, und auch die Florentiner Regierung sich bedroht fühlt, spalten sich die Weißen noch einmal – in eine kompromissbereite Mehrheit und eine radikale Minderheit, die dem Papst prinzipiell jedes Zugeständnis verweigert. Mit ihr stimmt auch Dante im „Rat der Hundert“ gegen die Unterstützung Karls und die Waffenhilfe für den Papst.

Die Stadtregierung aber schickt im Oktober eine Delegation nach Rom, die noch einmal mit Bonifaz verhandeln soll. Und so kommt es, dass zu Allerheiligen, am 1. November, der gefürchtete Karl, nur von ein paar schwach bewaffneten Reitern begleitet, in Florenz einzieht.

Widerstandslos öffnen ihm die verängstigten Bürger die Pforten und willigen auch ein, als Karl die Aufsicht über die Stadttore verlangt. „Er kommt allein“, wird Dante später dichten, „und trägt nichts als die Lanze / Mit der Judas gekämpft, und diese brauchet / Er so, dass er Florenz die Flanke öffnet.“

Durch diese Flanke bricht in der Nacht vom 5. auf den 6. November eine Gruppe Schwarzer unter Führung des ruchlosen Corso Donati in die Stadt ein. Die Rebellen jagen die Regierung aus dem





Streng ist bei Dante die Ordnung von Strafe und Buße. Neun Höllenkreise schrauben sich in die Tiefe, bis zum eisigen Mittelpunkt der Erde – dem Sitz Luzifers. Immer ärger wird die

Schuld der Sünder, vielfältig ist deren Pein: von den Feiglingen im ersten Kreis über Geizige, Wahrsager, Sodomiten bis zu den Verrätern im letzten [Illustration von Sandro Botticelli, nach 1480]



Auf schmalem Pfad umrunden Dante und Vergil die Elendsgruben an einem Ort, genannt Bösen-Graben. Sie blicken herab

auf Kuppler, getrieben von Teufeln, auf Schmeichler und Huren, die sich ächzend wälzen in Kot – die Sünder im achten Kreis der Hölle

Palast. Die Schwarzen plündern und brandschatzen die Lagerhäuser, erpressen, töten und vergewaltigen mehrere Wochen lang.

Sie übernehmen die Macht und rächen sich an den besieгten Weißen. In Abwesenheit verurteilen sie Dante und 14 weitere Gegner zu lebenslanger Verbannung. Und sie drohen jedem Rückkehrer an, dass „ein solcher mit Feuer verbrannt werde, bis er tot sei“.

Es dauert zwei Jahre, bis Dante und die übrigen vertriebenen Weißen wieder Mut sammeln. Eine Gruppe von Exilanten nutzt im Sommer 1304 den großen Brand von Florenz, um in die Stadt einzudringen. Unversehens stehen sie auf der Piazza San Marco, schwenken ihre

Fahnen und rufen: „Friede! Friede!“ Doch die Bürger verweigern ihnen die Gefolgschaft. In Panik ergreifen sie die Flucht.

Zwar ist im Juni 1307 auch Dante dabei, als die Versprengten sich in der Abteikirche von San Godenzo nördlich der Stadt verschwören – doch dem verwahrlosten Haufen, „undankbar und toll und treulos“, gelingt es nicht, sich zu einigen. Und so beschließt der enttäuschte Dichter, jede Partei fortan zu meiden und es sich nur noch „auf der eigenen Seite“ bequem zu machen.

Jetzt ergibt sich Dante in sein Schicksal, reiht sich ein in die Flüchtlingsströme, die nach jedem der ständigen Machtwechsel und Nachbarschaftskriege dieser

Zeit das Land durchfluten. Er mischt sich unter die zahllosen Pilger, Handwerksburschen, Studenten, Mönche, Diebe, Gaukler und Schauspieler, die das ganze Jahr über rastlos durch die Lande ziehen. Er findet Asyl in Verona, taucht in Treviso auf, klopft wohl auch in Padua bei den Scrovegni an, nistet sich sogar bei dem Markgrafen Morello Malaspina in Pistoia ein.

Der Poet, zerrissen wie sein Land, wie seine Stadt, grübelt über die Ursachen seines Unglücks. Liegt nicht in der Zersplitterung die Wurzel allen Übels? Ist nicht das *Ganze* die Kraft, von der Heil kommt? Nicht einmal mit der Muttersprache, stellt Dante fest, können sich seine Landsleute verständigen.

von Sünde und Tugend dichtet Dante nicht auf Latein, sondern in seinem toskanischen Dialekt – zum Groll seiner gebildeten Zeitgenossen

Denn nicht ein Italienisch gibt es, sondern Hunderte, und jedes von ihnen kommt schon dem nächsten Nachbarn spanisch vor. In der politischen Kakophonie sind auch die Dialekte nur Miss töne: Die Römer sprechen einen „niederen Jargon“, findet Dante, die „hässlichste aller Sprachen in Italien“. In Istrien wird bestenfalls „gerülpst“. Die Sarden haben nicht einmal eine eigene Sprache, sondern äffen nur das Latein nach.

Die mundartlichen Makel der Marken, wünscht sich Dante, gehören „gekappt“, die von Spoleto „hinausgeworfen“, die von Mailand „mit den Wurzeln ausgerissen“. Erst dann könnten die Dialekte ihr Edelstes hervorbringen – ihre Gemeinsamkeit. Ungreifbar liegt sie in Italiens Luft wie der Geruch des Panthers, der „überall seinen Duft hinterlässt und nirgends zu sehen ist“. In seiner Schrift „De vulgari eloquentia“ („Über die Beredsamkeit in der Volkssprache“) versucht Dante nicht weniger als eine Begründung der italienischen Sprache.

Denn mit der Sprache kann sich Dante, der Heimatlose, eine Heimat schaffen. Ein Vaterland nach seinem Geschmack. Ein Reich aus Wörtern. Mit der Sprache schwingt der Verfemeite sich zum König auf; zum König ohne Volk.

UND NUR EIN KÖNIG kann ihm da noch zum Verbündeten taugen. Als 1310 der neue deutsche Herrscher Heinrich VII. von Luxemburg, erst 35 Jahre alt, über die Alpen zieht, um sich in Rom zum Kaiser krönen zu lassen, ist Dante schwindelig vor Hoffnung: Kann nicht der Mann aus dem Norden das ewige, einige Reich bringen, das keine Parteien mehr kennt? In einem Anfall von Größenwahn fordert Dante, der Niemand, die Fürsten Italiens in offenen Briefen („Freue dich nun, o Italien!“) zum Kotau vor dem großen Bruder auf.

„Der Triumphator und Friedensstifter naht“, schreibt er. „Und die Gerechtig-

keit, die lange darbte wie eine Sonnenblume ohne Sonnenschein, wird beim ersten Strahl der Sonne erneut aufleuchten.“ Er wendet sich auch an seine „erzverruchten Florentiner“, droht ihnen mit Feuer und Kerker, sollten sie sich dem Luxemburger entgegenstellen, wünscht ihnen die vernichtende Streitmacht des „Göttlichen“ an den Hals. Und feiert den Fremden als „Erlöser des Menschenge schlechts“.

Seine Manifeste bleiben ohne Antwort. Und Heinrich, der mittelgroße, leicht kurzsichtige Monarch, ist kein Messias. Er schwankt zwischen Passivität und Parteinahme. Als er noch im Frühjahr 1311 in Mailand zaudert, anstatt die störrischen Guelfenstädte zu unterwerfen, wendet Dante sich mit den biblischen Worten Johannes des Täufers direkt an den säumigen Retter: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines anderen warten?“

In Rom gerät Heinrich in tagelange Straßenkämpfe zwischen kaisertreuen Ghibellinen und feindlichen Guelfen. Seine Gegner halten den Petersdom besetzt; für die Krönung muss er auf die Kirche San Giovanni im Lateran ausweichen. Nicht der Papst ist es dort, der ihm die Krone aufsetzt, sondern nur der Kardinal von Ostia. Zögerlich belagert der Kaiser anschließend das widerspenstige Florenz, wagt aber nicht den entscheidenden Schlag.

Stattdessen wartet er im Kloster San Salvi, prahlt mit der Prophezeiung, die ihm einen Triumphzug bis ans Ende der Welt verheißen habe. Dann sei er schon am Ziel, witzeln die Mönche: „Capo del mondo“, Ende der Welt, heiße doch auch eine Sackgasse gleich um die Ecke. 1313 stirbt Heinrich in Buonconvento an der Malaria. Die Bewohner der Guelfenstädte feiern seinen Tod mit Prozessionen und Freudenfeuern.

Doch die Idee der Einheit lässt Dante nicht los. In seinem Buch „De monar-

chia“ fordert er die Wiederherstellung des römischen Weltreichs. In der Aus einandersetzung zwischen Kaiser und Papsttum schlägt er sich auf die Seite des Kaisers. Und auf die des Weltfriedens, der doch „das beste unter allen Gütern“ sei: Der einzige Soldat, der noch 1289 zu Pferd in der Schlacht von Campaldino beim Sieg über die Ghibellinen aus Arezzo „die höchste Freude“ empfand, hat sich zum Pazifisten gewandelt.

Als die Stadtväter von Florenz den Verbannten im Frühjahr 1315 eine Amnestie anbieten, lehnt er ab. Weist die Zumutung zurück, als Preis für die Gnade eine Geldstrafe zu zahlen sowie mit einer Papiermitra auf dem Kopf und einer Bückerze in der Hand hinter dem Münzwagen durch die Straßen herzumarschieren, um schließlich am Baptisterium dem Patron der Stadt „dargebracht“ zu werden.

Florenz erklärt den Störrischen daraufhin für vogelfrei. Dante aber driftet durch sein zerfetztes Land, erweist untertänigst seine Dienste in der Hoffnung, sie belohnt zu sehen. Jetzt muss er kosten, „wie das Brot der Fremde / Gar salzig schmeckt und welche harten Stufen / Auf fremden Treppen auf und ab zu steigen“ sind.

Zwischen 1306 und 1310, so wird berichtet, hat er sich in Lucca, Santa Croce del Corvo, Arles und Paris gezeigt, war 1311 Gast der Grafen Guidi in Casentino, pilgerte nach Assisi – und sehnte sich dabei zurück nach Florenz, der „süßesten und berühmtesten Tochter Roms, wo ich geboren und ernährt wurde bis zum Höhepunkt meines Lebens“. Schließlich landet er am Hof des Herrschers von Verona, Cangrande della Scala.

Cangrande ist berühmt für seine Großzügigkeit, für seine beladenen Tafeln, für die Gaukler, Possemeister und Musiker, die zu seinen heiteren Geselligkeiten ihre Künste vorführen. Für den allegorischen Zierrat, mit dem er die Gemächer all der Verbannten dekoriert, die an seinem Hof

VERRÄTER GELTEN DEM DICHTER ALS DIE SCHLIMMSTEN ALLER SÜNDER. SIE MÜSSEN EINGEFROREN IM EWIGEN EIS DES NEUNTEM HÖLLENKREISES AUSHARREN

Zuflucht finden: Fresken, die den Verfolgten eine „Hoffnung“ vorgaukeln, den Feldherren den „Triumph“ – und den Geistlichen das „Paradies“.

AUCH DANTE TRÄGT ein Paradies in sich. Im Exil hat er die „Divina Commedia“ begonnen, das Lebenswerk, das er nach Beatrices Tod in der „Vita Nuova“ angekündigt hat – eine Komödie, denn sie soll schließlich ein gutes Ende nehmen. Jetzt nutzt er das Opus als Eintrittsbillet für den Zugang zur Macht. Er schmeichelt dem Herrscher Veronas, dass nichts „Eurer Exzellenz besser entspräche als der letzte, erhabene Teil der ‚Commedia‘ mit dem Titel ‚Paradiso‘“: Den „überschreibe ich Euch, bringe ich Euch dar, ja vertraue ich Euch an!“

Doch die Gunst seines Gastgebers muss Dante, der Dichter, Politiker und Philosoph, an Cangrandes Hof mit Clowns und Spaßmachern teilen. Und es ist keineswegs sicher, wer dabei den größeren Teil abbekommt.

„Wie kommt es“, fragt ihn Cangrande, der Mächtige, der Zufriedene, eines Tages bei Tische, „dass ein Possenreißer, ein Hofnarr, mag er auch noch so töricht sein, uns allen liebenswert erscheint, während sich von dir Gleisches nicht sagen lässt, der du doch so weise bist?“ Das sei doch kein Wunder, verteidigt sich Dante mit mühsamem Stolz. Jeder schätzt eben vor allem das, was ihm ähnlich sei.

„Den Menschen, die sich wohl ein anderes Bild von mir machten, erscheine ich niedrig und kläglich“, klagt er. „Mein Anblick setzt meine Person und meine Werke herab.“ Die Veroneserinnen rauen einander über seine dunkle Gesichtsfarbe zu, die habe er sich wohl in der Hölle geholt: „Seht nur, wie gekräuselt sein Haar ist und wie gebräunt die Stirn vom Feuer und Rauch dort unten.“

Ein Rhetorik-Professor aus Bologna rät ihm dringend, sein Werk lieber auf

Latein zu verfassen, anstatt Perlen vor die italienischen Säue zu werfen.

Zur Besänftigung des Mahners schleudert Dante ihm rasch ein Hirtenidyll auf Latein hin – und schreibt weiter in italienischer Sprache an seiner „Commedia“. Aus seinem vertrauten toskanischen Dialekt baut er sich einen Palast, den keiner einreißen kann. Es ist ein Bau mit einer Architektur, wie sie niemand zuvor gewagt hat. Er baut ihn um seine geisterhafte Beatrice herum. Und wie um ihn jedem feindlichen Zugriff zu entziehen, stellt er ihn ins Jenseits.

Bevor er den Grundstein legt, stellt er Berechnungen an wie ein Ingenieur. Er richtet Schemata, Tabellen und Wortlisten ein. Der erste Teil, das „Inferno“, umfasst 4720 Verse – der alphabetische Buchstabenwert des Namens Dante Alighieri (118), multipliziert mit der Vier, dem Symbol des Kreuzes, und der vollkommenen Zehn.

Die 4755 Verse des „Purgatorio“ sind das Produkt aus Dantes 118 und der 39, der Kombination aus Dreieinigkeit und Beatrices Neun – addiert mit der 153: Das ist die Zahl der Fische, die der Menschenfischer Simon Petrus laut Johannes-Evangelium aus dem See Genezareth zog.

In den 4758 Versen des „Paradiso“ schließlich regiert nur noch die Geliebte: ihre 39, multipliziert mit ihrem Namenswert 61 und verdoppelt zur höheren Glorie. Und das alles verbindet sich in *amore*, der Liebe: Im 39. Vers des ersten Gesangs erscheint das Wort zum ersten Mal; seine letzte Erwähnung im „Inferno“ fällt in den 39. Vers des 30. Gesangs. Und selbst die Zahl der Verse, die zwischen diesen beiden Stellen liegen, besteht aus den Ziffern der Beatrice: 3993.

Das „Inferno“ ist ein düsterer Krater im Inneren der Erde, entstanden durch Satans Himmelssturz, abgestuft in kreisförmige Terrassen, neun Ringe der Strafe: Der tiefste Grund ist der Erdmittelpunkt, wo Luzifer in einem Eissee lauert.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Erde entwirft Dante einen vulkanartigen Hügel, ausgestülpt durch die Wucht von Luzifers Aufprall – den Läuterungsberg des „Purgatorio“. Der steigt in neun Stufen zum Irdischen Paradies empor, das auf seinem platten Gipfel thront.

Darüber staffeln sich die Kreise des Himmels, in denen das eigentliche „Paradiso“ schwingt: Es sind die neun Umlaufbahnen des Mondes, der Sonne, der Planeten und des Fixsternhimmels. Und über allen diesen Sphären wohnt Gott.

„DURCH MICH GEHT MAN HIN-EIN ZUR STADT DER TRAUER“, steht über dem Eingang zur Hölle. „LASST JEDE HOFFNUNG, WENN IHR EIN-GETRETEN.“

Durch dieses Tor lässt er sich von einem Führer geleiten, dem römischen Dichter Vergil. In der Hölle büßen die Gefäßigen unter Hagel und Schneeregen im eiskalten Schlamm, die Zornigen in heißen Sümpfen. Die Ketzer wälzen sich in glühenden Särgen, die Gewalttägigen und Wucherer stehen im Feuerregen, die Schmeichler im Kot, Diebe und Räuber in einer Schlangengrube. Die Bestechlichen schmachten in einem See aus heißem Pech, Verräter und Fälscher in Schwaden von Eitergestank.

Es ist ein System der Rache, gnadenlos und folgerichtig wie die ewigen Florentiner Vendetten. Überproportional hoch ist der Anteil der Florentiner an den Insassen seines Schattenreichs. In den Sumpf der zornigen Seelen, wo die Wütenden sich selbst in Fetzen reißen, stößt Dante den hochmütigen Mitbürger Filippo Argenti, der seine Pferde mit reinem Silber zu beschlagen pflegte: „Gar zu gern möchte ich / Ihn untertauchen sehn in dieser Brühe, / Bevor wir diesen See verlassen haben.“

In den sechsten Höllenkreis, wo die Ketzer in glühenden Steinsärgen schmoren, verbannt er den Ghibellinenführer Farinata degli Uberti. Bei den Sodomiten im siebten lässt er Andrea de' Mozzi,

einst Bischof von Florenz, durch den Feuerregen laufen – wie auch Brunetto Latini, Dantes väterlichen Freund, dessen berühmte Enzyklopädien der Dichter überaus schätzt, der aber nun einmal den Makel hat, homosexuell zu sein.

Wucherer wie Giovanni Buiamonte, einst „Bannerträger der Gerechtigkeit“ in Florenz, lässt Dante im heißen Sand schmoren, lässt Florentiner Diebe wie den Donati-Spross Cianfa mit Schlan-

gen und Ungeheuern zu schauerlichen Metamorphosen verschmelzen; und dem Mosca dei Lamberti, der die Urfehde zwischen den Familien Amedei und Buondelmonte angestiftet haben soll, hackt er in einem Heer von aufgeschlitzten Leibern die Hände ab.

Auch die schlechten Hirten der römischen Kirche lässt Dante nicht ungeschorren. Im achten Kreis steckt er Papst Nikolaus III. kopfüber in ein von Flammen

umzüngeltes Loch („Weshalb so heftig die Gelenke zuckten, / Dass sie ein jedes Tau zerrissen hätten“), um ihn mithilfe der Körper von Bonifaz VIII. und Clemens V. noch tiefer in den Felsen zu treiben.

Und den Schlemmer Martin IV., der für sein Leibgericht gern lebende Aale in Vernacciawein kochen ließ, verurteilt er zum Sühnefasten unter fernen Apfelbäumen – immerhin nicht in der Hölle, sondern im „Purgatorio“.



Kurz vor dem Ende ihrer Wanderung
durch die Unterwelt, kurz vor ihrer Reise
zum Berg der Läuterung, fühlen sich
die beiden Poeten gar selbst von einem

Teufel bedroht. Und in der Tiefe
leuchtet schon der vereiste See, der Sitz
des dreiköpfigen Satans, des Herrn
über alle gequälten Seelen

25 JAHRE NACH DANTE'S TOD FORDERT FLORENZ DESEN GEBEINE ZURÜCK. DOCH RAVENNA, DIE STADT, DIE DEM DICHTER ZWEITE HEIMAT WAR, GIBT SIE NICHT HER

Dort, auf dem Berg der Läuterung, findet das „Fegefeuer“ Gestalt – lange, bevor es die Kirche 1439 zum Dogma erheben wird. Auf ihm streben die hoffnungsvollen Seelen himmelan, lassen auf jeder Terrasse ein Stück ihrer Sündenschuld zurück.

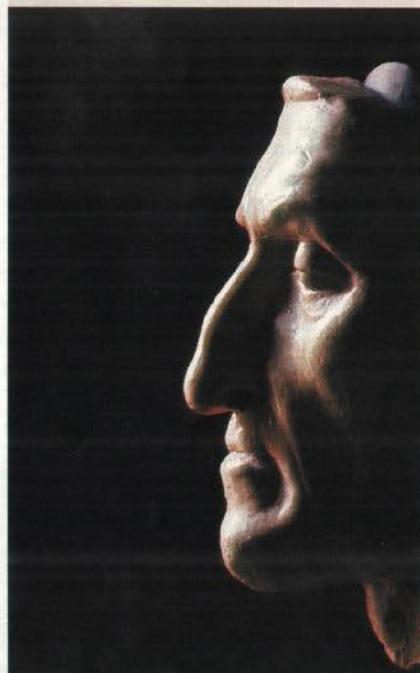
Von Stufe zu Stufe lässt so das Gewicht des Leibes nach, das auf der Erde auch den zum Wandern verdammten Dante so beschwert. Und auf dem Gipfel, im Iridischen Paradies, erwartet den Dichter „in einer dichten Blumenwolke, / Die aus der Engel Händen dort entströmte“, die verschleierte Beatrice – die ewige, die reine Geliebte. Sie nimmt ihn mit „zum Aufstieg auf die Sterne“.

Dort, im Himmlischen Paradies, stehen Zeit und Raum still. Keinen einzigen Papst findet Dante hier vor – dafür ist ein Thron, trotz allem, für Heinrich VII., den glücklosen Kaiser, reserviert. Der Dichter begegnet seinem Ahnherr Cacciaguida und großen Frommen wie Franz von Assisi, Thomas von Aquin, Sankt Benedikt und Sankt Bernhard.

Und natürlich Beatrice, die für ihn endlich den Schleier abnimmt. „Tu deine Augen auf und sieh mein Bildnis“, ruft sie dem Wanderer zu. „Du durfst Dingesehn, dass du nun fähig / Geworden, auch mein Lächeln zu ertragen.“

Und hier ist Einheit. Die Einheit aller Erscheinungen in einer einzigen unendlichen Sphäre. Die Einheit mit Beatrice, dem Ziel seines irdischen Strebens. Und die Einheit von Gott und Mensch: Im Inneren der konzentrischen Lichtkreise, welche die Dreifaltigkeit bedeuten, erkennt Dante *nostra effige* – unser Angesicht. Im Sommer 1321 setzt er endlich die Schlussformel unter den letzten Vers: „Hier endet das Buch der ‚Commedia‘ des Dante Alighieri aus Florenz.“

Als er diese Worte schreibt, steht er bereits in Ravenna als Sekretär in Diensten des Fürsten Guido Novello da Polenta. Gleich darauf bricht er in diplomatischer Mission für seinen Gastgeber nach



1321 stirbt Dante Alighieri. Seine Totenmaske gibt die scharfen Gesichtszüge des Verfassers der »Göttlichen Komödie« wieder, des ersten Großwerks der italienischen Literatur

Venedig auf. Die Reise ist offenbar von Erfolg gekrönt: Im folgenden Jahr wird die feindselige Lagunenstadt mit Ravenna einen Friedensvertrag unterzeichnen.

Der Rückweg aber führt Dante drei Tage lang durch die Sümpfe von Comacchio. Dort holt er sich die Malaria, an der er in den frühen Morgenstunden des 14. September stirbt, 56 Jahre alt.

FÜRST GUIDO NOVELLO, der Herr Ravennas, drückt dem Toten den Lorbeerkrantz auf die Stirn. Er hält die Trauerrede und verspricht seinem Gast und Angestellten ein eigenes Mausoleum. Acht Honoratioren tragen den Sarg durch die Straßen der Stadt zum Friedhof der Franziskanerkirche San Piero Maggiore. Gelehrte schreiben Nachrufe: „Dante, der Theologe, in keiner Wissenschaft uner-

fahrene, den die Philosophie ernährte und erleuchtete, die Glorie der Musen, der vom Volk geliebte Autor und Freund.“ Verehrer entwenden Kerzenleuchter vom Kirchenaltar, um sie auf das Grab des Dichters zu stellen.

Florenz aber, seine Heimatstadt, schweigt. Erst 25 Jahre nach Dantes Tod, im Jahr 1346, bemühen sich die Stadtväter erstmals um die Umbettung des Meisters an den Arno: Ravenna lehnt ab.

Die Florentiner behelfen sich mit öffentlichen Vorlesungen der „Commedia“ im Dom, bei denen Gebildete und Ungebildete in Massen der Stimme seines Biografen Boccaccio lauschen. Auch Bologna, Pisa und andere italienische Städte richten jetzt eigene Lehrstühle für Dante-Vorträge ein. Wissenschaftler wetteifern in Kommentaren, und eine ganze Dichtergeneration folgt dem Beispiel des Meisters, schreibt epische Lehrgedichte in ihrer italienischen Muttersprache und versucht dabei eifrig, Dantes Stil zu kopieren.

1519 ordnet Papst Leo X. schließlich die Überführung der Gebeine an – und löst Massendemonstrationen der Bürger Ravennas aus, die versuchen, die Exhumierung des Dichters zu verhindern.

Als die Totengräber den Steinsarg öffnen, finden sie darin nur drei Finger- und Fußknochen. Erst 1865, zum 600. Geburtstag des Dichters, stoßen Handwerker bei Renovierungsarbeiten in der Kapelle hinter einer vermauerten Tür auf eine angemoderte Holzkiste: „Dantis ossa“, steht darauf, Dantes Gebeine.

Hierher haben ihn wohl die Mönche in Sicherheit gebracht – wenn auch nicht vollständig: Immer wieder tauchen seitdem irgendwo auf der Welt Knochen auf, die angeblich zu Dantes Skelett gehören.

Florenz hat ihn also nicht bekommen. Der Dichter, der sich sein Leben lang nach der Einheit gesehnt hat, ist in alle Winde verstreut. □

Jörg-Uwe Albig, 45, ist Schriftsteller in Berlin.



Nur für Hektik ist hier kein Platz: unterwegs im weiten Australien.

Tasmanien: 80 Kilometer Einsamkeit. **Aborigines:** Kulturschätze der Ureinwohner. **Outback:** Glücksritter unter Tage. **Ningaloo-Reef:** Tauchen mit Walhaien. **Stadtporträts:** Perth, Melbourne, Canberra, Sydney, Brisbane. **Buschhotels:** Wohnen zu jedem Preis. **Zugfahrt:** Auf Schienen ins Abenteuer.

Karin Reckbeil

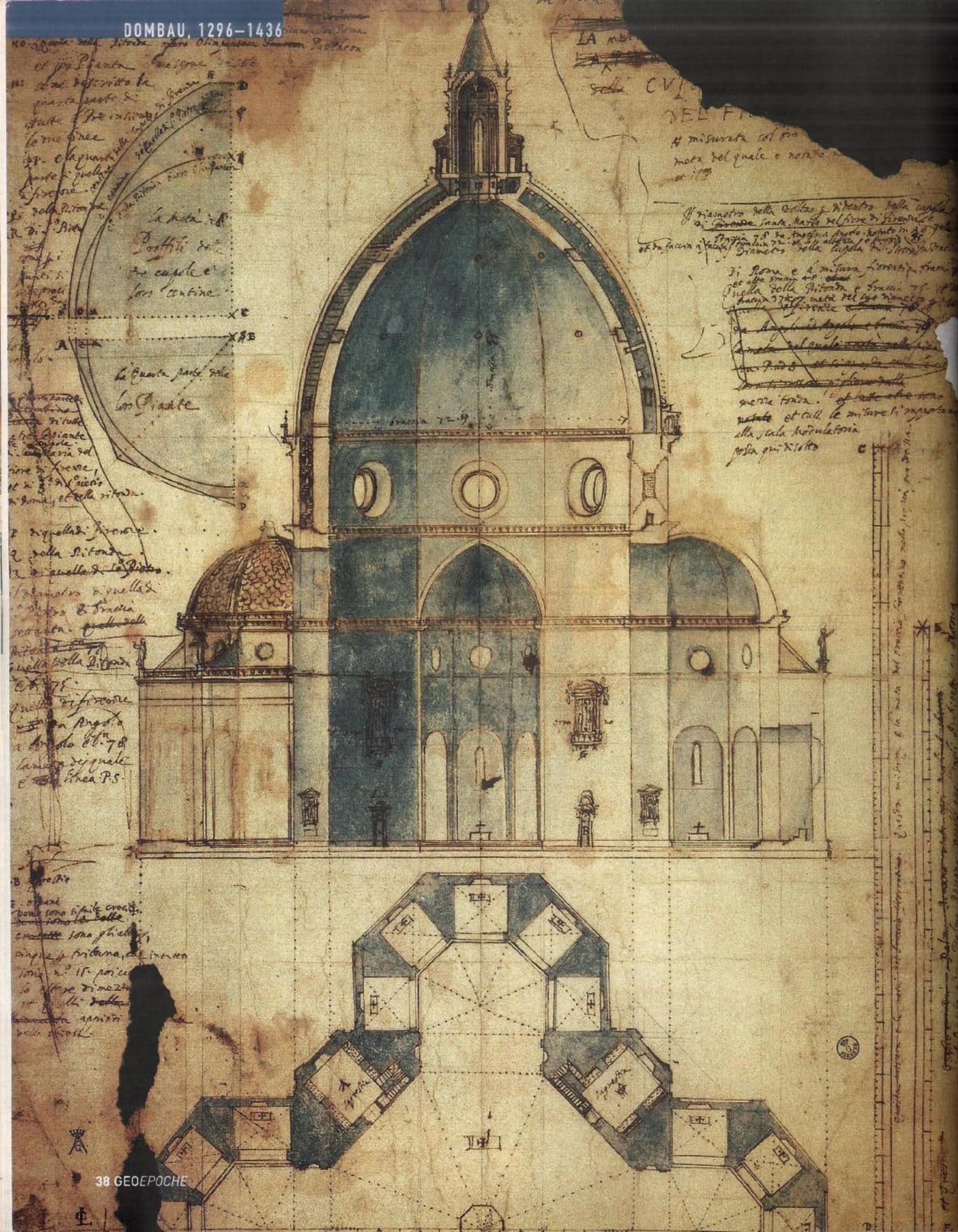
GEO Special
Nr. 4 Aug.-Sept. 2005
DIE WELT ENTDECKEN

AUSTRALIEN

Outback
Die verführerische Weite
Melbourne
Die beste Stadt des Kontinents!
Ningaloo Reef
Tauchen mit den Walhaien

AUSTRALIEN

www.geo.de Mit den besten Adressen für die Reise



Die Erfindung des Raumes



Seit mehr als einem Jahrhundert bauen die Florentiner bereits an einem gigantischen Gotteshaus. 1420 übertragen sie die Arbeiten an Filippo Brunelleschi, der die Zentralperspektive erfunden hat, mit deren Hilfe die Welt ungeahnt realistisch dargestellt werden kann. Der Künstler entwirft eine Kuppel, so groß und waghalsig konstruiert, wie es noch keine gegeben hat. *Il cupolone* zeugt noch heute vom Genius einer Epoche: der Renaissance

Im Jahr 1285 werden im Zentrum von Florenz Teile der Bischofskirche Santa Reparata abgerissen. So schaffen die Florentiner Platz für ihren neuen Dom. 1296, vielleicht aber auch erst 1298 – darüber streiten sich die Experten –, beginnt der Bildhauer und Architekt Arnolfo di Cambio mit dem Bau von Santa Maria del Fiore. Er wird rund 140 Jahre dauern. In dieser Zeit erschüttern interne Fehden, Aufstände, Verschwörungen und Kriege Florenz, und in mehreren Wellen überzieht es die Pest.

Aber seltsam: Ausgerechnet in dieser Zeit der Machtkämpfe und der Epidemien beschleunigt sich der unglaubliche Aufstieg der Stadtrepublik, die Metamorphose einer Provinzstadt zur Metropole und zum Mittelpunkt ausufernder Mythen. So ist deren großartige Entwicklung ein Paradox und ein Rätsel zugleich, eine Art realer Traum, verwickelt und vieldeutig. Und in der Entstehungsgeschichte des neuen Doms spiegeln sich die sozialen Verhältnisse, die religiösen und kulturellen Vorstellungen und die machtpolitischen Verstrickungen jener Zeit.

Die Anfänge von Santa Maria del Fiore sind gotisch, verhaftet im 13. Jahrhundert, und ursprünglich ist die Kathedrale somit gedacht für einen Gott im Verständnis des Mittelalters, für einen Gott des Leidens. Gekrönt jedoch wird der Dom am Ende von einer Kuppel des 15. Jahrhunderts. Deren Ausmaße sind so monumental, dass man glauben könnte, irgendeine mysteriöse Kraft habe das gewaltige Halbrund in eine dafür viel zu kleine Stadt geschleudert. Unter dieser grandiosen Wölbung, diesem Himmel aus Stein, der verstörend schwerelos über der Kirche schwebt, steigen die Gebete der Menschen auf wie Rauch. Und sie sind weniger Bitten an Jesus, den Gekreuzigten, als Opfergaben für Christus, den Weltenherrscher.

Aber weshalb reißen die Menschen im Florenz des 14. und 15. Jahrhunderts die Vorhänge auf zu einer anderen, bunteren, reicheren Welt? Mit einem veränderten Gottesbild und einer sich wan-

delnden politischen Ordnung? Mit neuem Kunstverständnis und einer radikal veränderten Ästhetik? Und warum gelingt ihnen das gerade hier, im Florenz der Kriege und der Epidemien?

FLORENZ IST EINE GRÜNDUNG der Römer. Und im Zentrum kann man noch das im Jahr 59 v. Chr. errichtete Quadrat der römischen Kolonie erkennen. Das Florenz des späten 13. Jahrhunderts ist eine Stadt der gotischen und der romanischen Kirchen. Der Mauerringe, der engen Plätze, der ungedeckten Märkte und der labyrinthischen Straßen, die sich unablässig verknoten und von denen Sackgassen abzweigen. Pfade, die am Eingang von Türmen enden – den Geschlechtertür-

Mauern. Der Arno teilt die Stadt. Brücken verbinden die Ufer. Der Fluss ist über weite Teile des Jahres schiffbar, trotz der wandernden Sandbänke.

Von Pisa aus transportieren flache Lastkähne Wolle nach Florenz. Sie kommt aus England, aus Flandern, aus Spanien und sogar aus Nordafrika. Denn die Stadt lebt von Textilmanufakturen und Tuchwebereien. Überall am Fluss, über dem der Geruch von nasser Wolle hängt, kann man die Wollwäschereien sehen, die Trockenhallen, die Gerüste und Leinen der Färber. Und überall in der Stadt ein Heer von Frauen, Männern und Kindern beim Waschen, Walken, Spinnen und beim Kardieren, dem Auskämmen der Wolle.



Brunelleschi präsentiert seinem Mäzen Cosimo de' Medici ein Modell der Kirche San Lorenzo – wahrscheinlich kurz bevor er 1420 mit dem Bau der Domkuppel beginnt. Reiche Florentiner Familien beauftragen Architekten, Maler und Bildhauer, um ihr Ansehen zu mehren. Und fördern so die Blüte einer neuartigen Kunst

men von Florenz. Die Höhe dieser Türme ist seit einer Verfügung aus dem Jahr 1250 auf knapp 30 Meter begrenzt.

Diese strategische Architektur, diese Wohnungen als Bollwerke verraten bereits, dass zu dieser Zeit die Florentiner Gesellschaft und auch die Politik von den Interessen der Clans bestimmt werden. Die älteste erhaltene Ansicht von Florenz auf einem Fresko an einer Wand der Loggia del Bigallo an der Piazza San Giovanni zeigt genau dieses zusammen gedrängte Florenz der Türme und der

Neben Handwerkern, Ladenbesitzern, Kaufleuten, Geldwechsler und Geistlichen bewohnen Tausende von Wollarbeitern die Stadt. Bettelarme Zuwanderer aus dem Umland zumeist (siehe Seite 52). Durch ihre Arbeit blüht die Tuchindustrie in Florenz auf. Und sie bevölkern die einfachen Unterkünfte und Gasthäuser. Allein im Viertel San Giovanni verzeichnen zeitgenössische Quellen 62 Tavernen und 55 Weinverkäufer.

Neben den Wohntürmen prägen Kirchtürme das Bild. Mehr als 100 Got-

teshäuser gibt es in der Stadt und in ihrer unmittelbaren Umgebung. Florenz ist eine Stadt des Glaubens, die im Rhythmus der Messen, der religiösen Feste und Prozessionen lebt. Eine Stadt der krassen Unterschiede zwischen armen Wollwerkern und deren reichen Arbeitgebern. Und eine Stadt der Zünfte.

Handwerker und andere Unternehmer sind in 21 mächtigen Berufsvereinigungen organisiert. So gibt es etwa die Zunft der Apotheker und Ärzte, der Richter und Notare, der Geldwechsler, der Zimmerleute, der Schmiede oder der Kaufleute. Die größte und reichste aber ist die der *arte della lana*, die Zunft der Wolltuchmacher.

Die Zünfte regeln die Beziehungen zwischen Auftraggebern, Meistern, Lehrlingen und Gesellen. Sie bestimmen, wer in welche Berufsgruppe aufgenommen wird, und legen die Qualitätsmaßstäbe im Handwerk fest. Und seit 1282 etabliert sich in der Stadt sogar eine Herrschaft der Zünfte, eine Art republikanisches System, bei dem die jeweilige Regierung stets nur zwei Monate amtiert. Dann werden die Posten neu vergeben – an Männer aus den reichen Zünften. Dort finden sich zwar auch Angehörige der großen alten Familien, aber die führenden Clans, die Florenz lange Zeit allein regiert haben, müssen ihre Macht nun zumindest teilen.

Mit Beginn des Zunftrégiments wird Florenz, das zum Ende des 13. Jahrhunderts ungefähr 70 000 Einwohner zählt, geradezu umgepflügt. Alte Kirchen werden abgerissen, neue errichtet. Und 1298, etwa zeitgleich mit dem ersten Spatenstich für den Dom Santa Maria del Fiore, wird auch mit dem Bau des Palazzo della Signoria (heute Palazzo Vecchio) begonnen: der Residenz der Stadtregierung. So entstehen zwei neue Zentren in Florenz, ein religiöses und ein politisches. Auch ein neuer, großzügig angelegter Mauerring wird aufgeschichtet und nach mehreren Unterbrechungen 1333 vollendet.

Die Wollindustrie und der Tuchhandel blühen, und der goldene Florin, die Währung von Florenz, wird in ganz

Europa als Zahlungsmittel akzeptiert. So ist das frühe 14. Jahrhundert eine Zeit des demographischen Aufschwungs, des wirtschaftlichen Wachstums und der allgemeinen Prosperität.

Dennoch: Immer wieder kommt es zu heftigen, oft handgreiflichen politischen Auseinandersetzungen. Manche große Familien beherrschen ganze Viertel, und jeder dieser Clans bekämpft seine Konkurrenten. Eifersüchtig belauern sie ein-

ander, wachen über die Grenzen ihrer Einflusssphären und suchen sie auszudehnen durch Bündnisse, Intrigen, Verrat oder Gewalt.

Und wie im Kleinen so ist es auch im Großen. Italien zerfällt in eine Vielzahl miteinander konkurrierender, verbündeter oder verfeindeter Staaten. Und die einzige Konstante in diesem komplexen Geflecht ist der permanente Wandel der Allianzen.

Nach und nach jedoch werden die Großen in diesem labilen Gefüge erkennbar: das Herzogtum Mailand, der Kirchenstaat, das Königreich Neapel und die beiden Stadtrepubliken Venedig und Florenz. Hauptkonkurrent der Florentiner aber ist für lange Zeit Mailand,

Für die Alte Sakristei von San Lorenzo, der Pfarrkirche im Viertel der Medici, lässt sich Brunelleschi um 1420 von antiken Formen inspirieren, interpretiert diese jedoch vollkommen neu. So entsteht ein Schlüsselbau der Renaissance



mit dem es bis Anfang des 15. Jahrhunderts in Dauerfehde liegt.

Außenpolitisch glaubt sich Florenz um 1330 stark genug, die Nachbarstadt Lucca zu erobern. Ein ehrgeiziges, kostspieliges und letztlich erfolgloses Unternehmen. Doch die Florentiner wollen bei allem hoch hinaus. Und am eindringlichsten belegt dies ihre fast schon größenvahnsinnige Idee, einen Dom mit Platz für 30 000 Gläubige zu errichten. Eine Kathedrale, deren schiere Größe wohl auch ihre Bedeutung steigern und ihr Ansehen in Italien heben soll.

Aber allzu eilig haben es die Florentiner nicht mit ihrem *duomo*. Bis zum Tod des Dom-Architekten Arnolfo di Cambio um 1310 werden nur Fragmente des Langhauses in Angriff genommen. 1331 übernimmt die Zunft der Wollunternehmer das Dombauamt auf Dauer. Finanziert wird die Kathedrale durch kommunale Mittel. So ist das Dombauamt eine städtische, eine weltliche Einrichtung. Obwohl es im Wappen das Christus-Sinnbild *agnus dei* trägt. Das Lamm Gottes.

1334 wird der Maler Giotto zum Dombaumeister ernannt. Den von seinem Vorgänger hinterlassenen Torso des Langhauses ignoriert der fast 70-Jährige. Jedenfalls setzt er das Begonnene in den drei Jahren, die ihm noch verbleiben, nicht fort, sondern beschäftigt sich ausschließlich mit dem Entwurf und dem Bau eines Campanile, eines Turmes, am Südrand der Domfassade.

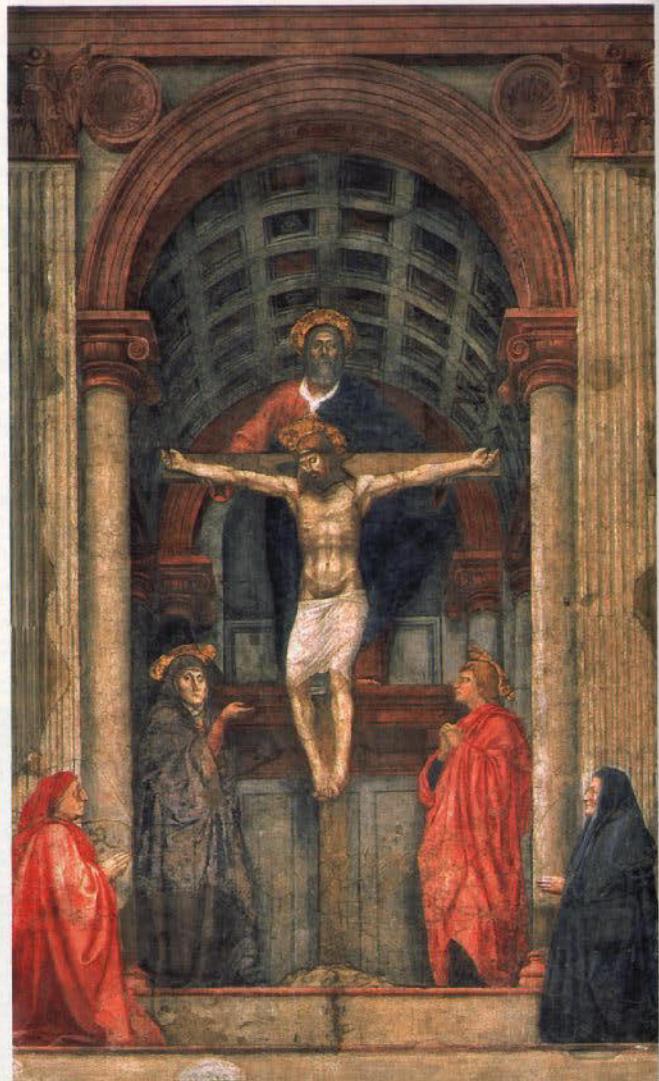
Doch Mitte des 14. Jahrhunderts sind die Zeiten des Wohlstands und der hochfliegenden Pläne vorbei. Dem Ausbruch der Pest im Jahr 1348 erliegt rund die Hälfte der inzwischen 90 000 Florentiner. Ein gespenstischer Totentanz muss sich in Florenz abgespielt haben.

So merkwürdig es klingen mag: Es sind ausgerechnet die Konkurrenzkämpfe und auch die Wellen der Pest, die den Triumph der Renaissance in Florenz maßgeblich mit bewirken. Denn wie eine Revolution mischt die Seuche die Karten der Machtverteilung neu. Das fragile Gefüge zwischen den dezimier-

ten Clans zerbricht, alte Hierarchien lösen sich auf. In dieser Welt der Zerrüttung der alten Eliten besetzen bald Männer aus weniger bekannten Familien hohe Stellungen. In den Zünften, im Handel, in der Stadtregierung. Florenz verändert sich, und langsam lockern sich die traditionellen Bindungen der Menschen an Zünfte und Bruderschaften. Die Florentiner Clans beginnen, ihre Türme zu verlassen und sich in weniger martialischen Häusern niederzulassen. Und mehr und mehr basiert das politische System auf einer anderen Grundlage: dem Verhältnis von Patron und Klient.

Fast 20 Jahre verstreichen nach dem Ende der großen Pest, bis die *opera del duomo*, das Dombauamt, im Jahr 1367 einen verbindlichen Plan für Santa Maria del Fiore präsentiert. Der Entwurf, den acht Experten entwickelt haben, wird per Volksabstimmung bestätigt. Und auch wenn nur 500 eigens ausgewählte Bürger stimmberechtigt sind, ist dies doch ein in der europäischen Geschichte einmaliger Vorgang.

Der Plan sieht ein Langhaus vor, neben dessen Südseite Giottos Campanile steht und das im Osten in einen Zentralbau mündet. Seine Form lässt an ein monumentales Kleeblatt denken, das von einer achteckigen Haube überspannt werden soll: von *il cupolone*, der gewaltigsten Kuppel Europas. Auf dem Entwurf ist die Kuppel nicht zu sehen. Statt ihrer eher ein gigantisches Loch. Sie zu



Auch in der Malerei entsteht Neues: Der Florentiner Masaccio malt um 1427 das erste Bild mit Zentralperspektive. Sein »Trinitätsfresko« erzeugt die Illusion eines tiefen Gewölbes, das sich mit dem realen Raum der Kirche Santa Maria Novella zu verbinden scheint

realisieren wird zur größten architektonischen Herausforderung des Zeitalters.

Es spricht für das ungebrochene Gottvertrauen – oder für den geradezu größenvahnsinnigen Fortschrittsglau-
ben – der Florentiner, dass sie sich auf die Errichtung eines solchen Lochs festlegen. Eines Kraters, dessen bauliche Schließung jenseits aller damals bekannten konstruktiven und statischen Möglichkeiten liegt. Und so dramatisch es klingen mag: Die Florentiner bauen ihre Kuppel unter den gleichen Voraussetzung wie die Babylonier ihren legen-

dären Turm. Niemand weiß, ob das Vorhaben überhaupt durchführbar ist.

Zunächst wird von 1410 bis 1413 ein 45 Meter breiter Tambour aufgetürmt, der Unterbau der Kuppel. Er streckt sich bis in eine Höhe von 53,8 Metern und thront dabei auf vier Pfeilern: 28 Meter hoch, je 9000 Tonnen schwer und aus *pietra forte*, dem Kalkstein aus den Hügeln im Süden von Florenz. Allein die Konstruktion eines Tambours von solch spektakulären Ausmaßen erfordert das gesamte technische Wissen der Zeit.

Seit 1404 zählt auch Filippo Brunelleschi zu den Experten, die von der Opera del Duomo konsultiert werden. Er wird schließlich eine zunächst fantastisch anmutende Lösung vorschlagen.

Der im Jahr 1377 geborene Filippo Brunelleschi ist der zweite von drei Söhnen eines Florentiner Notars. In seiner Biografie italienischer Künstler berichtet Giorgio Vasari 1550 vom „Missvergnügen“ des Vaters, als er die künstleri-

nen die Leitung und die Meisterschaft vom Vater übergehen auf den Sohn. Diese Werkstätten sind verteilt über Florenz. Viele Goldschmiede aber haben ihren Platz im Viertel Santa Croce im Osten der Stadt. Das könnte auch die

Die größte architektonische Aufgabe jener Zeit

schen Neigungen seines Sohnes Filippo erkennt. Denn er will, dass dieser ebenfalls Notar wird. Oder zumindest Arzt. Der Sohn aber setzt seinen Willen durch und erlernt das Handwerk eines Goldschmieds – wie alle Lehrlinge von Florenz in einer *bottega*.

Eine Bottega ist ein handwerklicher Familienbetrieb, in dem über Generatio-

Gegend sein, in der Brunelleschi seine Lehre absolviert. Später bewirbt er sich für die Aufnahme in die Zunft der Goldschmiede und wird 1401 als Meister angenommen.

Der Bau der Stützpfeiler des Tambours beginnt bereits um 1382, jenem Jahr, in dem die kurzzeitige Beteiligung der unteren Volksschichten an der Macht



gewaltsam beseitigt wird. In den Jahren danach gelingt es den alten Eliten, aber auch einigen Aufsteigerfamilien, in Florenz ein oligarchisches Regiment zu etablieren.

Und während die Kathedrale langsam emporwächst, entwickelt sich durch den Konkurrenzkampf dieser Florentiner Clans ein neues Kunstverständnis.

Künstler eröffnen eine neue

schen Künstlern und Handwerkern. Ein Maler etwa zählt zur Zunft der Ärzte, weil er seine Farben wie der Medicus die Tinkturen in einer Apotheke kauft. Doch nun befreien sich die Künstler von den Fesseln der Zünfte und der traditionellen Werkstätten. Sie werden unabhängig, Individualisten mit einem eigenen Prestige. Und sie sind nicht länger nur an

lismus und ihre visionäre Kraft müssen eine unglaubliche Sensation sein.

Es ist wohl Filippo Brunelleschi, der die Gesetzmäßigkeiten der zentralperspektivischen Darstellung als Erster entdeckt. Antonio Manetti, Brunelleschis Biograf, berichtet von ersten perspektivischen Experimenten irgendwann zwischen den Jahren 1401 und 1409.

In dieser Zeit hält sich Brunelleschi häufig in Rom auf – zusammen mit seinem Freund, dem um 1386 in Florenz geborenen Bildhauer Donatello. Dort beschäftigt er sich mit Studien der griechischen und der römischen Architektur. Er misst Säulen und Torbögen aus, studiert dorische, ionische, korinthische Kapitelle, zeichnet Fassa-

Sicht auf die Wirklichkeit

Familien wie die Medici, die Strozzi, die Albizzi oder die Pazzi übernehmen die Patronage von Architekten, von Malern und von Bildhauern. Denn eine Kapelle, ein Gemälde, eine Statue ist – so ihr Kalikül – auch das Werk des Stifters, hebt

Auftraggeber in ihrer Stadt gebunden. Sie arbeiten für jeden, der sie bezahlen kann – egal wo.

Die Anfänge dieser neuen, italienischen Kunst finden sich in Florenz, wo in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahr-



Wie eine Bildergeschichte arrangiert Masaccio Szenen aus dem Leben Petri in der Brancacci-Kapelle in Santa Maria del Carmine – so auch die Übergabe des Zinsgroschens. Seine plastischen und lebensnahen Darstellungen machen ihn zu einem Begründer der Renaissance-Malerei

also dessen Ansehen und adelt gleichzeitig sein Vermögen, das häufig aus dem immer noch ziemlich anrüchigen Geldverleih stammt. Der Geist der Propaganda und der Imagepflege ist es, der dafür sorgt, dass insbesondere in Florenz eine neue Kunst rasant und überwältigend aufblüht. Was aber macht diese neue Kunst aus? Und was macht sie für die Selbstdarstellung der miteinander konkurrierenden Familien so attraktiv?

Bisher gibt es, das ganze Mittelalter hindurch, keine klare Abgrenzung zwis-

hunderts junge Männer wie Brunelleschi, wie der Bildhauer Donatello und der Maler Masaccio mit bahnbrechenden Ausdrucksformen experimentieren, etwa die Idee einer räumlichen Abbildung der Wirklichkeit verfolgen, die sich an den menschlichen Sehgewohnheiten orientiert. Diese revolutionäre Ästhetik, ihr schon gespenstischer Rea-

den ab, klettert auf Tempelruinen. Um die Statik von Bauwerken zu begreifen, gräbt er sogar nach deren Fundamenten. Sein Tun bleibt nicht unbemerkt. Man hält ihn für einen Schatzgräber auf der Jagd nach antiken Preziosen, und in gewisser Weise ist er das auch. Denn er sucht nach dem Formenschatz der Alten.

Mehr als alles andere zieht ihn das Pantheon in Bann: der unter Kaiser Hadrian errichtete Tempel für die Gesamtheit der Götter. Brunelleschi besteigt den Bau, um das Konstruktionsprinzip der Kuppel zu erforschen. Oben entdeckt er Kalktuff und Bimsstein – leichte Materialien, mit denen die Kuppel einst ausgeführt wurde. Diese bereits von den alten Römern erdachte Idee einer Gewichtsreduktion wird er später wieder aufnehmen.

Ob er in Rom auch das Konzept seiner perspektivischen Darstellung entwickelt, ist nicht bekannt. Aber es wäre gut möglich. Brunelleschi zeichnet viel in seinen römischen Jahren, und zugleich betreibt er mathematische Studien. Ist er also ein Empiriker, der wieder und wie-

der und wie ein Besessener die gleichen Fassaden, die gleichen Bauten abzeichnet und dabei irgendwann anfängt, Details entsprechend der Entfernung zu verkleinern und parallele Linien, die auf den Horizont zulaufen, in der Ferne zu vereinigen? Oder ist es eher eine Art genialer Gedankenblitz, dem er die Idee seiner Perspektive verdankt?

In jedem Fall kann ein spontaner Einfall auch nur der Anfang sein. Denn ein Blitz erleuchtet eine Landschaft nur. Er erzeugt sie nicht. Und wahrscheinlich bringt Brunelleschi viele Monate damit zu, von einem „Fluchtpunkt“ her seine komplexe Projektionsmethode zu entwickeln, mit deren Hilfe sich Bauten dreidimensional zeichnen lassen.

Die ersten Darstellungen in der neuen Sichtweise sind zwar verloren gegangen, aber von seinem Biografen Manetti exakt beschrieben. Es handelt sich um zwei Tafeln. Auf der einen ist der Palazzo della Signoria perspektivisch in einem schrägen Winkel wiedergegeben. Die andere Tafel zeigt das Baptisterium neben dem Florentiner Dom. Dazu konstruiert er eine Apparatur, durch die man Bild und Wirklichkeit aus demselben Blickwinkel betrachten und so die Kongruenz des einen zum anderen überprüfen kann.

Anfang 1417 präsentiert Brunelleschi dem Dombauamt perspektivistische Studien und Modelle. Offenbar handelt es sich dabei um Auftragsarbeiten zur Lösung der Kuppelfrage von Santa Maria





Die Welt, so wie das menschliche Auge sie sieht: Ein unbekannter Meister malt nach der von Brunelleschi entwickelten zentralperspektivischen Methode eine Idealstadt. Die realistische Fluchtpunktmethode revolutioniert von Florenz aus das Kunstschaffen

del Fiore. Denn dafür wird ihm die nicht unbeträchtliche Summe von zehn Florin ausbezahlt. Am 19. August 1418 schreibt das Dombauamt einen Wettbewerb aus, an dem jeder teilnehmen kann, der „Entwürfe oder Zeichnungen für die große Kuppel machen möchte“. 200 Florin Prämie soll der Sieger bekommen.

Auch Brunelleschi bewirbt sich mit einem Modell der Kuppel, konstruiert aus Ziegelsteinen. Die Opera del Duomo beauftragt drei Maurermeister, den Entwurf auf dessen Realisierbarkeit zu überprüfen. Denn wie bei seiner Methode der perspektivistischen Darstellung handelt es sich dabei um etwas radikal Neues. Brunelleschi will mit seiner

nicht – auch kein anderes Modell. Doch weshalb entscheiden sich die Herren des Dombauamtes nicht für Filippo Brunelleschis bahnbrechende Idee, die ganz offenbar der Begutachtung durch drei erfahrene Maurermeister standhält?

Wahrscheinlich sind sich die Vertreter der Bauhütte nicht sicher, ob sie es bei Brunelleschi mit einem Genie oder einem Wahnsinnigen zu tun haben. Jedenfalls berichtet Manetti, dass der Meister mehrfach von einer Besprechung über die Kuppel ausgeschlossen wird, weil er angeblich nur „wirres Zeug“ redet.

mäzene auf. Sie lassen die Pfarrkirche ihres Viertels San Lorenzo von Grund auf neu gestalten. Mit dem Entwurf der Pläne beauftragen sie Brunelleschi.

Am 27. März 1420 schreibt das Dombauamt für die Domkuppel einen zweiten Wettbewerb aus. Und schon am 16. April wird Brunelleschi als *provisor operis Cupole construendi* – als Inspektor für den Kuppelbau – eingesetzt. Aber nicht nur er: Zunächst muss er sich das Amt mit zwei anderen berühmten Architekten teilen, darunter mit seinem langjährigen Konkurrenten Lorenzo Ghiberti.

Warum das Dombauamt die Position gleich dreifach besetzt, weiß bis heute niemand. Aber allen Beteiligten ist klar, dass sie mit dem Bau der größten Kuppel Europas ein gigantisches Experiment wagen. Ein halsbrecherisches Abenteuer, beispiellos und mit offenem, womöglich katastrophalem Ausgang.

Vielelleicht besteht die Aufgabe der beiden anderen Architekten vor allem darin, Alarm zu schlagen, falls sich Brunelleschi doch als Verrückter erweisen sollte. Und seine Konstruktion als undurchführbar. Denn gebaut werden soll laut Beschluss vom 30. Juli 1420 nun tatsächlich Brunelleschis Modell. Ohne Lehrgerüst.

Das Altertum ist das Ideal der neuen Architektur

Miniatur beweisen, dass es möglich ist, die Kuppel ohne Lehrgerüste zu wölben. Das heißt: Er plant deren Errichtung ohne provisorische Hilfskonstruktion.

So wäre der aufwendige Bau von Standgerüsten, die durch ihre Größe und ihr Gewicht bei einer so gigantischen Kuppel ohnehin praktisch kaum lösbar Probleme aufwerfen würden, unnötig. Und ebenso entfielen die Kosten dafür. Außerdem würde im Chorraum unter der Kuppel reichlich Platz für Vorrichtungen zum Hochheien der Baumaterialien bleiben. Das verblüffende Modell findet Anerkennung. Prämiert aber wird es

Und Giorgio Vasari schreibt: „Nur Filippo meinte, man könne die Kuppel bauen ohne viel Hölzer und Pfeiler oder Erde und mit bedeutend weniger Ausgaben. Die Konsuln und die Werkmeister und alle Bürger meinten, Filippo hätte etwas Verrücktes gesagt; sie wandten sich von ihm ab und sagten, er solle lieber von etwas anderem sprechen, denn das sei so verrückt wie er selber.“

Immerhin glauben die Medici – die reichste Familie der Stadt – an Brunelleschis Talent. Denn etwa zu dieser Zeit, gegen Ende des Jahres 1418, treten sie zum ersten Mal namentlich als Kunst-

Die Kuppel soll das Loch von fast 45 Meter Durchmesser über dem Zentralbau von Santa Maria del Fiore schließen. Und dabei hat Brunelleschi „freie Hand, was Strukturen, Mauerwerk, Vorgehensweise, Form und Kosten betrifft“. So steht es in seinem Arbeitsvertrag. Drei Florin erhält er anfangs im Monat. Später werden es jährlich 100 Florin sein.

Noch im April des Jahres 1420 schneiden Steinmetzen die ersten Quadern zurecht. Aus *macigno*, einer Sandsteinart, die im nördlichen Apennin gebrochen wird. Zusammengewunken durch metallene Klammern, sollen diese Blöcke am oberen Rand des Tambours einen Ring formen, fest wie Eisen. Und darauf wird sich die Kuppel des Doms von Florenz stützen. Brunelleschis Kuppel.

Aber was heißt: Brunelleschis Kuppel? Und wie will er sie bauen, diese gewaltige Wölbung?

Brunelleschis Ideal ist die römische Klassik, so wie er sie in der Tiberstadt studiert hat. Die Ästhetik der Antike, ihre Proportionalität, ihre Gleichmäßigkeit und ihre nachprüfbaren Regeln. Das ist es, was ihn begeistert. Und das ist es auch, was mit Brunelleschi erst zum Trend, dann zur Mode und schließlich zum allgemein gültigen Prinzip der neuen Architektur des 15. und 16. Jahrhunderts wird: der Rückgriff auf die Antike. Die „Wiedergeburt“, die „Renaissance“ der klassischen Bauform. Aber zeitgenössisch interpretiert und vereint mit moderner Technik.

Brunelleschis Kuppel ist die beispielhafte Verkörperung dieses Prinzips. Sein Vorbild, das Pantheon in Rom, dient ihm als Inspiration. Doch il Cupolone ist keine Kopie, sondern die erste doppelschalig konstruierte Kuppel Europas, die in ihren Dimensionen das Pantheon noch übertrifft.

Anders als die römischen Baumeister arbeitet Brunelleschi, als erster Architekt im modernen Sinne, mit perspektivischen Zeichnungen, die im verkleinerten Maßstab seine Kuppel exakt wiedergeben. Er experimentiert mit Materialien

wie porösem Vulkangestein und mit veränderten Mörtelmischungen. Er konstruiert spektakuläre Maschinen: Winden mit Umschaltgetriebe zur Kraftübersetzung und zur präzisen Positionierung schwerer Lasten. Und er setzt neue Bau-techniken ein.

Spinapesce zum Beispiel, die ebenso einfache wie wirksame Fischgrätentechnik: Die horizontalen Ziegellagen werden nicht einfach nur Ring für Ring auf-

gemauert, sondern durch vertikal eingemauerte größere Steine, deren Reihen bis zur Spitze hochlaufen, raffiniert miteinander verzahnt. So kann die Kuppel von Anfang an selbsttragend wachsen, ohne Standgerüste – auch weil zugleich die beiden Schalen der Kuppel durch ein System von 24 Rippen miteinander verbunden sind: die bis zu vier Meter dicke innere Schale und die sehr viel dünneren äußeren.

Da sich so alle Bauelemente in einer kontrollierten Spannung und in einem perfekten Gleichgewicht der Kräfte befinden, kann Brunelleschi seine Kuppel bis an die äußerste Grenze führen. Und man muss staunen über seinen Einfallsreichtum, seinen Mut, ja seine Tollkühn-

Strenge Formen, gleichmäßige Proportionen, symmetrischer Aufbau: Die Kaufmannsfamilie Strozzi lässt sich von Giuliano da Sangallo ein repräsentatives Stammhaus errichten, das bald als Idealtypus des Florentiner Stadtpalastes gilt



heit. Denn oft kann er bei seiner beispiellosen Konstruktion auf nichts anderes bauen als Intuition. Und auf Glück.

Zwischen 50 und 80 Arbeiter sind eingesetzt beim Kuppelbau, im Sommer mehr, im Winter weniger: Steinmetzen, Maurer, Tischler, Schmiede, Hilfsarbeiter. In Lohnbüchern werden die Arbeitszeiten verzeichnet, die Überstunden und die *scioperi*, die Fehlzeiten. Jede geleistete Stunde wird bezahlt, und Sanduhren messen den Arbeitern die täglichen Pausen zu. Auch an deren Sicherheit ist gedacht, an die soziale und an die physische. Für Stammarbeiter ist der Arbeitsplatz garantiert und sind Krankengelder vorgesehen. Der Genuss von unverdünntem Wein ist auf den Gerüsten

verboden, wo eigens angebrachte Geländer Abstürze verhindern sollen. Ab 1426 schützen zusätzlich Sichtblenden die Arbeiter davor, in den wachsenden Abgrund von 70, 80 und mehr Meter Tiefe starren zu müssen und von Schwindel und Höhenangst erfasst zu werden.

Mit diesen in ihrer Zeit einzigartigen Regelungen schreiben die Baumeister von il Cupolone auch ein überraschendes Kapitel Sozialgeschichte. Denn die

Vertreter der Dombauhütte wissen, dass die spektakuläre Kuppel und alles, was damit zusammenhängt, unter permanenter Beobachtung der Florentiner stehen. Und wahrscheinlich wollen sie sich keine Blöße geben. Die Vorsichtsmaßnahmen sind so erfolgreich, dass in den 16 Jahren, in denen Brunelleschi Männer an der Kuppel arbeiten, nur ein einziger Handwerker am Bau zu Tode kommt. So jedenfalls steht es in den Akten der Opera del Duomo.

Nicht lange nach Baubeginn wird deutlich: Die Kuppel gerät zu schwer. Es besteht Einsturzgefahr. Im März 1422 wird daher beschlossen, in einem weit größeren Umfang als ursprünglich geplant die lastenden Steinquader durch leichte Ziegel zu ersetzen. Etwa 1000 Backsteine vermauern die Arbeiter täglich, im Jahr knapp 300 000.

Die Kuppel wächst und wächst und mit ihr Brunelleschis Ruhm. Im Jahr 1425 wird er als einer der acht Prioren in die Regierung von Florenz gewählt – für zwei Monate, was nach wie vor die Dauer einer Amtszeit ist. Jahr für Jahr müssen so die Positionen des Stadtoberhaupts, des *gonfaloniere di giustizia* und der acht Prioren sechs Mal neu besetzt werden. Durch einen Griff in die Ledereutel, in denen die Namenszettel aller wählbaren Bürger aufbewahrt werden.

Zweieinhalb Meter Höhe gewinnt die Kuppel von Santa Maria del Fiore pro Jahr. Und während sie höher und höher in den Himmel greift, entdeckt Donatello, der Meister des Bronzegusses, die Methode der perspektivischen Darstellung für die Bildhauerei.

Donatello experimentiert mit verschiedenen Materialien – Metall, Stein, Stuck, Terrakotta – und versucht, die geometrischen Regeln der Perspektive anzuwenden, die sein Freund Brunelleschi aufgestellt hat. Und wirklich, auf den fertigen Tafeln Donatellos öffnet sich ein weiter illusionärer Raum, ein ganzes Universum von ungekannter Tiefe. Bald wird auch Donatello gegen ein festes Gehalt für die Medici arbeiten.

Masaccio wiederum – auch er wahrscheinlich ein Freund Brunelleschis – ist

Während die Kuppel des Domes wächst, erhält Brunelleschi 1429 den Bauauftrag für die Privatkapelle der Pazzi. Gotteshäuser und Palazzi bringen Architekten das größte Prestige



der Erste, der ein Bild mit Zentralperspektive malt. Das „Trinitätsfresko“ entsteht um 1427 auf dem frischen Putz einer Wand der Kirche Santa Maria Novella in Florenz; es ist fast sieben Meter hoch und über drei Meter breit.

Das Werk, eine Darstellung des Gekreuzigten und der Dreifaltigkeit in einem, ist von unerhörter perspektivischer Klarheit. Die Figuren erscheinen lebendig in ihrer Plastizität, und hinter ihnen faltet sich der Raum eines Kirchengewölbes aus. Genau hinter dem Gekreuzigten steht Gottvater. Er überragt den leidenden Christus und legt seine Hände auf den Querbalken des Kreuzes, während der Heilige Geist zwischen beiden Köpfen schwebt.

formulieren. Hinter seinem „Fehler“ verbirgt sich eine raffinierte Dialektik: Der gemalte Christus, der sterbende Menschensohn, hat einen mit den Gesetzen der Perspektive genau bestimmbaren Ort in der Welt. Gottvater hingegen, der Allmächtige und Allgegenwärtige, ist keinem Gesetz unterworfen.

Maler, protegieren Bildhauer, unterstützen Architekten, stiften Altäre, Kapellen und Sakristeien, lassen ganze Kirchenschiffe ausschmücken oder prächtige Palazzi errichten.

Besonders tun sich auf diesem Gebiet die Medici hervor. Von Cosimo de' Medici heißt es in Florenz: Wo andere zwei

Der Kampf um die Macht beflogt die Kunst

Auch das „Trinitätsfresko“ ist gestiftet, von der Familie Lenzi. Im Vordergrund des Bildes kniet ein Mann in der roten Amtstracht des Stadtoboberhauptes von Florenz – wahrscheinlich Domenico di Lenzi, das Haupt der Familie. Durch die Kunst des Malers wirkt er wie

Florin geben, gibt er deren vier. Nicht auszuschließen, dass er sich auch am Bau von Brunelleschis Kuppel finanziell beteiligt hat, die vor den Augen aller Florentiner in den Himmel wächst und die einmal über der Stadt thront wird wie eine gigantische Krone. Denn sie wäre das perfekte Symbol für den Machtwillen der Medici.

Im Jahr 1429 treten erneut Probleme mit dem Gewicht der Kuppel auf. In den Mauern des Hauptschiffes zeigen sich gefährliche Risse. Wahrscheinlich ist der Schub der Kuppel die Ursache, möglicherweise im Zusammenwirken mit einem leichten Erdbeben. Brunelleschi lässt die Bögen und Wölbungen des Hauptschiffes verstärken. Und dann auch die der Seitenschiffe.

Zu dieser Zeit arbeiten die Maurer der Kuppel in einer Höhe von etwa 80 Metern – gemessen vom Boden des Chorraums aus, wo sich die Baumaterialien stapeln: Marmor aus Carrara und Campiglia, Tannenholz aus den Wäldern des Casentino, Eichenstämme aus Pistoia, Eisen aus dem Erz von der Insel Elba, Seile aus Pisa und Florentiner Ziegel.

Im Chor ist auch Brunelleschis berühmte Winde montiert: ein Wunder der Mechanik, das tonnenschwere Lasten hebt und senkt, ohne dass die im Kreis trottenden Zugochsen dafür ihre Rich-



Meisterhaft überträgt der Bildhauer Donatello Brunelleschis Regeln der Zentralperspektive auf seine Plastiken aus Marmor, Metall und Terrakotta. Für die Medici inszeniert er um 1465 das Martyrium des heiligen Laurentius in schimmernder Bronze

Aber seltsam: Gottvater steht auf einer roten Empore. Und um den Querbalken des Kreuzes zu erreichen, müsste er sich weit nach vorn beugen. Dabei ist er aufrecht stehend dargestellt. Irrt sich Masaccio also? Macht der Meister einen Fehler? Nach den Regeln der Perspektive Brunelleschis gewiss. Doch Masaccio setzt die neue Maltechnik ein, um damit eine theologische Botschaft zu

ein Fürsprecher, der Gott nahe ist. Zum Wohl von Florenz und dessen Bürgern. Und das ist wahrscheinlich auch die beabsichtigte politische Botschaft, für die der Lenzi-Clan Masaccio bezahlt.

In dieser Zeit wird Kunstdonation zur Mode in Florenz. In ihrem Wettstreit um Status und Macht greifen mehr und mehr wohlhabende Familien zum Mittel der ästhetischen Propaganda. Sie fördern

ein Fürsprecher, der Gott nahe ist. Zum Wohl von Florenz und dessen Bürgern. Und das ist wahrscheinlich auch die beabsichtigte politische Botschaft, für die der Lenzi-Clan Masaccio bezahlt.

In dieser Zeit wird Kunstdonation zur Mode in Florenz. In ihrem Wettstreit um Status und Macht greifen mehr und mehr wohlhabende Familien zum Mittel der ästhetischen Propaganda. Sie fördern

tung ändern müssen. So schweben Steinquader und Marmorplatten scheinbar schwerelos im Kuppelraum auf und ab.

Ende 1429 führen die Florentiner abermals Krieg gegen die Nachbarstadt Lucca. Und es sind die Medici, die allein mehr als ein Viertel der Kriegskosten vorstrecken. Sie werden damit praktisch zu den Hauptfinanziers der Republik Florenz. Andere Familien der städtischen Oberschicht begehrten auf gegen diese Verschiebung der politischen Gewichte und formierten sich gegen die Medici. Vor allem der vornehme Clan der Albizzi und der reiche der Strozzi.

Der Kampf um Macht und Einfluss spitzt sich zu in den folgenden Jahren. Und die Medici treffen ihre Vorbereitungen. Für alle Fälle. Im Frühjahr 1433 transferieren sie erhebliche Teile ihres Vermögens nach Venedig.

Und tatsächlich: Im September 1433 werden aus den Lederbeuteln zur Wahl der Signoria mehrheitlich die Namen von Gegnern der Medici gezogen. Die Kontrahenten der Familie übernehmen die Herrschaft. Bereits am fünften Tag ihrer Amtszeit wird Cosimo de' Medici festgenommen. Die Anklage: Planung eines Staatsstreichs. Die Strafe: zehn Jahre Verbannung aus Florenz für ihn und die Hauptlinie des Clans.

Im Exil zu Venedig wartet Cosimo einfach ab. Er vertraut auf sein in langen Jahren aufgebautes Netzwerk politischer Patronage und bezahlter Parteidünger. Und schon im August des folgenden Jahres werden aus den Lederbeuteln überwiegend Anhänger der Medici gezogen (siehe Seite 66).

Im Triumph kehrt Cosimo am 6. Oktober 1434 nach Florenz zurück. „Nur selten“, schreibt der Staatsphilosoph und Politiker Niccolò Machiavelli, der mit seiner „Geschichte von Florenz“ (siehe Seite 144) eine Phänomenologie des ungezügelten Willens zur Macht verfasst hat, „wurde ein Bürger von seiner Vaterstadt mit so viel Volkszulauf und Wohlwollen empfangen wie er, der aus dem Exil kam und von aller Welt spontan als Wohltäter des Volkes begrüßt wurde.“ Offenbar bringen die großzügigen Inves-



Donatello lässt nach einer Szene des Alten Testaments Judith den trunkenen Holofernes entthaupten. Erstmals seit der Antike schaffen Künstler in der Renaissance wieder frei stehende Statuen

titionen in die Patronage von Politik und Kunst nun ihren Ertrag.

Jetzt ist es Cosimo, der seine Gegner ins Exil zwingt. Die Albizzi, die Strozzi und deren Sympathisanten – insgesamt Angehörige von 58 Familien. Doch die Säuberungen sind nur der erste Schritt. Gleich danach besetzen die Medici alle Ämter mit ihren Getreuen und belegen ihre noch in der Stadt verbliebenen Feinde mit ruinös hohen Steuern.

Etwa zu der Zeit, in der die Familie der Medici endgültig aufsteigt zum mächtigsten Clan von Florenz, beendet auch Brunelleschi den Rohbau seines Cupolone, jenes größten aller zeitgenössischen architektonischen Wagnisse. Zehntausende Menschen versammeln

sich am 25. März 1436 in Florenz. Papst Eugen IV., ein gebürtiger Venezianer, schreitet in feierlicher Prozession von der Kirche Santa Maria Novella, wo er gerade im Florentiner Exil residiert, zu Santa Maria del Fiore.

Dort steigt er – wie der Kapitelschreiber von San Lorenzo die Zeremonie schildert – „zum Schutz vor dem Geschrei und dem Gedränge, das er unten am Boden vorgefunden hätte, auf eine Tribüne von etwa zwei Ellen Höhe, um die herrliche Domkirche zu weihen“.

Am 30. August 1436 – dem Tag, an dem der Schlussstein gesetzt wird – segnet der Bischof von Fiesole Brunelleschis Kuppel ein, dieses architektonische Wunderwerk von 44,3 Meter Durchmesser und 35,7 Meter Höhe (zusammen mit dem Tambour gar 46,2 Meter); aufgetürmt aus etwa vier Millionen Ziegeln, insgesamt etwa 29 000 Tonnen schwer. Und so schwebt fortan, gehalten durch die Ausgewogenheit aller Kräfte, diese grandiose Wölbung schwerelos als deren Krone über der Stadt Florenz.

Am 15. April 1446 stirbt Filippo Brunelleschi, nachdem er sich in den letzten zehn Jahren seines Lebens vor allem mit der Konstruktion der die Kuppel oben abschließenden Laterne beschäftigt hat. Man setzt ihn in Santa Maria del Fiore bei. Doch die genaue Stelle seines Grabs wird für Jahrhunderte vergessen und erst im Juli 1972 wieder entdeckt.

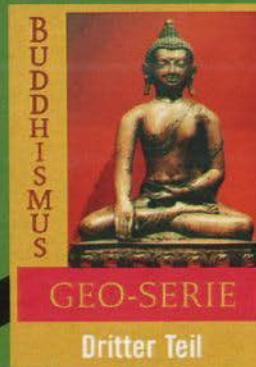
1420, als der Bau der Kuppel von Santa Maria del Fiore beginnt, ist die Renaissance nur die Sache einiger enthusiastischer Künstler um Brunelleschi. Doch diese wenigen eröffnen eine neue Sicht auf die Welt. Und nach dem Tode Brunelleschis breiten sich ihre Ideen aus. Erst in Italien und dann in ganz Europa. Das Zeitalter der Renaissance beginnt. Das herausragendste Symbol der neuen Epoche ist Brunelleschis große Kuppel: ein Himmel aus Stein, unter dem die Gebete der Menschen aufsteigen wie Rauch. □

Walter Saller, 48, lebt als Autor in Berlin. Für die GEOEPOCHE-Ausgabe über „Die Macht der Päpste“ hat er bereits die Baugeschichte des Petersdoms in Rom rekonstruiert.

McA! Obwohl?

Expedition zu fremden Wesen: Kinder in der Pubertät.

Sie wechseln täglich die Idole, sind ständig gereizt und entziehen sich allen Ratschlägen. Mit pubertierenden Kindern gibt es für Erwachsene nicht viel zu lachen. GEO untersucht die großen körperlichen und geistigen Veränderungen und erklärt, worauf sich Eltern noch freuen dürfen.



The image shows the front cover of the September 2005 issue of GEO magazine. The title 'GEO' is at the top left, followed by 'September 2005' and 'DAS NEUE BILD DER ERDE'. A large photo of a young boy resting his chin on his hand is the central image. Headlines include 'AM HEILIGEN BERG KAILASH' (The arduous pilgrimage to the mountain of the gods) and 'Pubertät' (Puberty). Other features mentioned are 'EXTRA: Berlin, New York und andere: 40 Seiten Natur in der Stadt', 'ANTARKTIS', 'AFGHANISTAN', and 'AFRIKA'. The GEO logo is in the bottom right corner.

Im 14. Jahrhundert erheben sich die *Ciompi*, die Arbeiter des Wollgewerbes, gegen die Florentiner Obrigkeit

Aufstand der Wollarbeiter

von FRANK OTTO

Am 18. Juni 1378 liefern sich im Florentiner Stadtparlament die Abgeordneten einen heftigen Disput. Es geht um einen Antrag des Bankiers Salvestro de' Medici, durch den die Macht der herrschenden Guelfenpartei eingeschränkt werden soll. Denn die *parte guelfa*, die Fraktion der alten Patriziergeschlechter, führt ein Willkürregiment: Sie ächtet ihre Gegner aus den aufstrebenden Händler- und Bankiersfamilien und beraubt sie aller politischen Rechte.

Auch die beiden Finanziers Salvestro de' Medici und Benedetto degli Alberti werden von den Guelfen angegriffen. Doch sie haben sich abgesichert. Als der Antrag seines Freundes Salvestro zu scheitern droht, tritt Benedetto an ein Fenster des Palastes, in dem das Parlament tagt, und ruft „Es lebe das Volk!“ auf die Piazza della Signoria hinaus.

Auf dieses Zeichen hin bewaffnen sich Kleinhandwerker und Arbeiter des Wolltuch-

gewerbes und strömen zum Palast. Die Drohung wirkt: Die Guelfen fliehen. Vier Tage lässt eine gespannte Stille über Florenz, es wird verhandelt.

Erst als die Stadträte den Forderungen der Aufständischen nicht weit genug entgegenkommen, ziehen diese plündernd durch die Straßen, brennen die Häuser von Guelfanhängern nieder, stürmen das Gefängnis und befreien alle Häftlinge.

Dann endlich handeln die Prioren, die Mitglieder der *signoria*, des obersten Regierungsorgans der Stadt. Eine Kommission wird eingesetzt, die eilig Reformen beschließt: Führer der Guelfenpartei werden bestraft und Ächtungen politischer Gegner deutlich erschwert; für die in den Tagen zuvor verübten Vergehen wird eine Amnestie ausgesprochen.

Die Forderungen der finanziell starken Anführer des Aufstandes sind damit weitgehend erfüllt; an der Situation ihrer Fußtruppen aus der Arbeiterschaft indes ändert sich nichts: Die *ciompi* bleiben die Armen und politisch Rechtlosen.

Rund ein Viertel der 60 000 Einwohner von Florenz gehört zu den Ciompi, den Arbeitern in der Tuchproduktion – dem bedeutendsten Gewerbezweig der Stadt. Sie verrichten die

niedrigsten Tätigkeiten wie etwa das Reinigen und Kämmen der Wolle, aus der die berühmten Florentiner Tuche gewoben werden.

Wie die meisten Gewerbe ist auch die Herstellung von Wolltuchen in einer Zunft organisiert, der *arte della lana*. Nur wer einer der 21 Zünfte angehört, verfügt über politische Rechte: Allein diese etwa zehn Prozent der Bürgerschaft können Mitglieder werden in den beiden gesetzgebenden Versammlungen – dem Rat des Volkes und dem Rat der Kommune – oder in der Signoria.

Beherrscht wird die Arte della Lana von den Tuchverlegern, in deren Besitz die importierte Wolle während des gesamten Prozesses der Tuchherstellung bleibt, auch wenn viele Arbeitsschritte, etwa das Spinnen der Fäden und das Weben der Stoffe, an Heimarbeiter oder kleine Handwerksbetriebe vergeben werden.

Die Ciompi gehören zum zunftlosen *popolo minuto*, dem kleinen Volk, und sind ihrem Unternehmer ausgeliefert. Er kann sie bei Aufsässigkeit in das zunftige Gefängnis werfen oder unter Folter verhören lassen. Sieben Soldi Lohn erhält ein ungelernter Arbeiter am Tag. Davon kann er in guten Zeiten einen halben Florentiner Scheffel Getreide kaufen, in schlechten ein Achtel, ungefähr drei Liter.

Allein die Jahresmiete für die oft armselige Hütte beträgt annähernd anderthalb Monatslöhne.

Auch die schlechte Konjunktur seit Ende der 1360er Jahre verschärft die Lage der Ciompi. Zur gleichen Zeit erhöht sich der Getreidepreis. 1374 sucht zudem die Pest die Stadt heim, 1375 eine schwere Hungersnot. Im selben Jahr beginnt Florenz einen Krieg gegen den Papst, der enorme Summen verschlingt. Viele Arbeiter können von ihren Einkünften nicht mehr leben und sind gezwungen, ihr wenigstens Hab und Gut zu verpfänden. Und bereits 1371 hat die Zunft verfügt, dass die Ciompi ihre Schulden nicht mehr abbezahlen dürfen: Sie müssen sie abarbeiten – und werden damit zu Lohnsklaven.

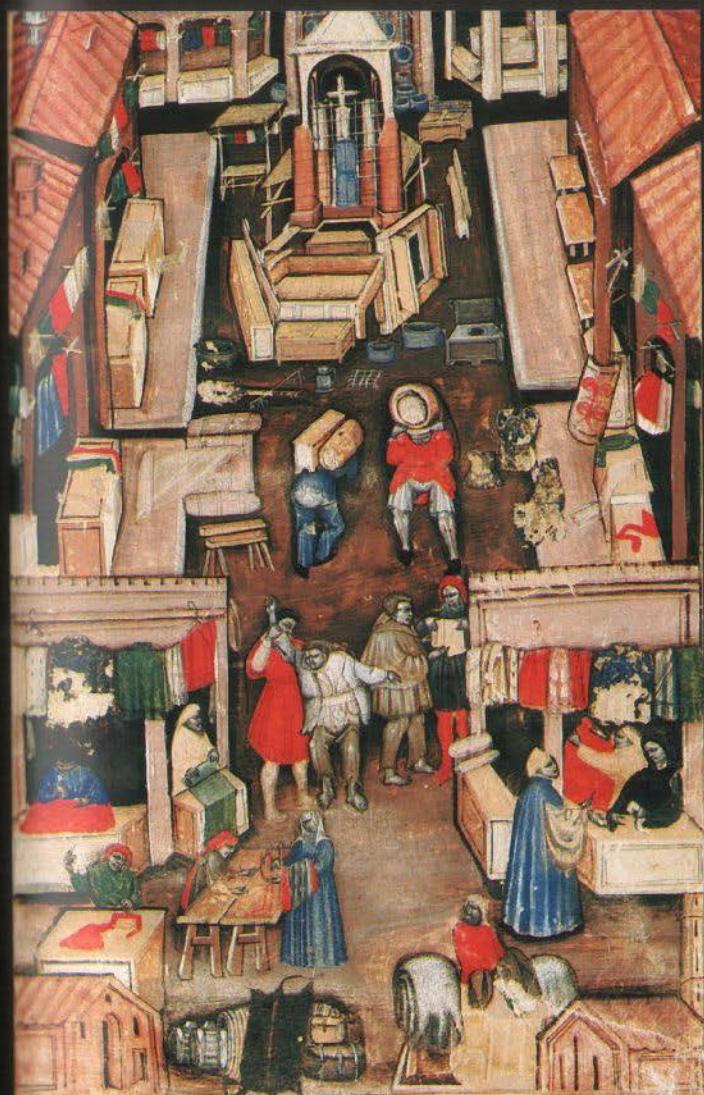
Da das „kleine Volk“ von den im Juni erstrittenen Reformen nicht profitiert, verabreden seine Vertreter Mitte Juli einen neuerlichen Aufstand. Doch einer ihrer Anführer gerät in die Gefangenschaft der Prioren und verrät die Revolte. Sein Geständnis nützt ihm nichts: Er wird dem Strafrichter übergeben, der ihn foltern soll.

Ein Uhrmacher, der im Palazzo della Signoria gerade die Uhr stellt, hört, wie man seinen Standesgenossen mit dem Halseisen würgt;



Symbol der Herrschaft: das Wappen der *arte della lana*, der Wolltuchzunft

keit. Es gelingt ihnen, einen Teil der Macht an sich zu reißen. Doch am Ende bleiben sie arm – und rechtlos



Die mehr als 200 Wollwerkstätten sind das wirtschaftliche Herz der Stadt. Und tragen dazu bei, dass Florenz zu einem der größten Handelszentren Europas wird

träger der Gerechtigkeit, erhoben – das ist das höchste Amt, welches die Republik Florenz zu vergeben hat.

Eine neue Regierung wird gewählt, die versprochene *arte del popolo minuta* gegründet. Die Ciompi scheinen gesiegt zu haben.

Doch die neue Regierung unterschätzt den Widerstand der Tuchproduzenten. Unverzüglich schließen sie ihre Manufakturen und sperren die Arbeiter aus. Vergebens versucht die Regierung, die Unternehmer zur Öffnung der Werkstätten zu zwingen. Zusehends verschlechtert sich die Lage der Armen; wütend vor Hunger strömen sie am 28. August abermals zusammen.

Jetzt stellen sie radikale Forderungen: Die Delegierten der Zünfte und die Regierenden sollen „wegen ihres Betrugs“ von allen politischen Ämtern ausgeschlossen und die Bediensteten der Signoria entlassen werden. Die Prioren stimmen der Petition zu – es gelingt ihnen aber, deren Umsetzung zu verschieben, weil die beiden Ratsversammlungen noch dazu gehört werden müssten. Daher ziehen sich die Aufständischen zunächst zurück und lagern tagelang im Viertel Santa Maria Novella im Nordwesten der Stadt.

er rennt nach Hause, bewaffnet sich und stürmt durch die Straßen mit dem Ruf: „Zu den Waffen, die Prioren wollen Hackfleisch aus uns machen!“

Die Glocken läuten Sturm, Tausende Ciompi strömen auf die Piazza della Signoria; ihnen stehen nur etwa 80 Soldaten gegenüber. Häuser der berüchtigten Tuchverleger werden in Brand gesteckt, ebenso die Gebäude der Arte della Lana und der Strafgerichtsbarkeit. Am Abend beherrschen die Ciompi Florenz und bela-

gern die Prioren im Palazzo della Signoria.

Bereits in der Nacht formulieren sie zwei Petitionen, die sie am 21. Juli den Stadträten präsentieren. Darin fordern sie unter anderem eine eigene Zunft für das „kleine Volk“, dem darüber hinaus ein Viertel aller politischen Ämter zufallen soll. Die Kontrolle durch die Arte della Lana soll beschränkt, den Aufständischen Straffreiheit zugesichert werden. Eingeschüchtert stimmen die Stadträte zu. Am nächsten Tag wird der Wollkämmer Michele di Lando zum *gonfalone di giustizia*, zum Banner-

Die Regierung hat bereits einen Gegenschlag in Planung. Dabei tut sich besonders Michele di Lando hervor, einst einer der Rebellenführer, jetzt höchster Amtsträger der Republik: Zwei Vertreter der Ciompi, die sich am 31. August zu Verhandlungen in den Palazzo della Signoria begeben, streckt Lando eigenhändig mit Schwert und Degen nieder.

Als die Ciompi davon erfahren, laufen sie vor dem Palast zusammen – in eine Falle: Denn sie werden von den Milizen der Bezirke erwartet und überwältigt.

Der Traum von der Volkherrschaft ist damit beendet: Am Tag darauf werden die Ciompi von allen Staatsämtern ausgeschlossen, ihre Zunft wird aufgelöst, viele müssen fliehen, andere werden zu harten Strafen verurteilt. Im Gegensatz zu den Ciompi bleiben die Kleinhandwerker noch bis zum Januar 1382 an der Regierung beteiligt – bevor diese von den alten Patrizierclans mithilfe einer Söldnertruppe liquidiert wird.

Damit ist die Alleinherrschaft des *popolo grasso* wiederhergestellt, des fetten Volkes, wie die Reichen von Florenz genannt werden. □

Dr. Frank Otto, 37, ist Privatdozent für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg.



Erben der Antike

Sie verehren Cicero, Vergil und Seneca, Homer, Thukydides und Platon: Humanisten – Intellektuelle –, die in den Schriften des Altertums nach Anleitung suchen für ihre Gegenwart und auch für ihre Zukunft. In ihren Diensten reist der Handschriftenhändler Giovanni Aurispa 1421 bis in das von den Osmanen bedrohte Konstantinopel und kehrt erst zwei Jahre später zurück – mit 238 Manuskripten von unschätzbarem Wert

Scheinbar uneinnehmbar thront Konstantinopel, das alte griechische Byzanz, am Goldenen Horn, wo Europa auf Asien, das Abend- auf das Morgenland trifft. Seit vielen Menschenaltern schon schirmt ein doppelter Mauerring die 1200 Hektar große Kapitale ab, die Kaiser Konstantin I. einst im Jahre 330 zum „Neuen Rom“ erhoben hat, zur Hauptstadt des bald darauf christlichen *Imperium Romanum*: Konstantinopel, das nach dem Untergang des weströmischen Reiches im Jahre 476 zu einem Hort antiker Traditionen wird, zu einer Bastion der Christenheit – und des Handels.

Denn hier, in der byzantinischen Metropole, endet der nördliche Teil der Seidenstraße, wird die Zufahrt aus dem *Mare Mediterraneum* in das Schwarze Meer kontrolliert, nehmen die Warenwege nach Skandinavien über die Flüsse Russlands ihren Anfang. Hier erheben sich auch die Kuppeln der Hagia Sophia, zeugen Statuen- und Säulenstraßen, Foren und Paläste, Basiliken und Klöster von Reichtum und Machtfülle der byzantinischen Herrscher, der Patriarchen und des Adels.

Doch dann gelingt es Bulgaren und Serben, Kreuzfahrern und Osmanen, Byzanz zu schwächen und ihm weite Territorien abzuringen. Die alten Säulenstraßen und Versammlungsplätze seiner Kapitale weichen allmählich lichten Baumalleen und weiten Brachen.

Im Jahr 1422 gleicht das „Neue Rom“ einer ländlichen Gartenstadt, deren Einwohnerzahl von etwa einer halben Million Menschen im 6. Jahrhundert auf ein Zehntel davon gesunken ist. Seit Jahrzehnten schon droht die Einnahme des Reiches durch den Sultan.

Und nun wird Konstantinopel sogar belagert.

Es sind „Feinde des Kreuzes“, die im Juni 1422 vor den Mauern ihre Truppen versammeln: Die Osmanen greifen nach dem Haupt von Byzanz. Aber die Befestigungsanlagen halten. Vier Monate lang. Im September ziehen die Belagerer ab. Denn noch gibt es kein Geschütz, keine Kriegsmaschine, welche die turmbewehrten Bastionen überwinden könnte.

Gleichwohl befürchtet Kaiser Manuel II. Palaiologos, dass sein geschrumpftes Reich dem Ansturm der Osmanen bald erliegen wird. Wie früher schon sein Vater ist auch er durch das Abendland gereist, um den Papst, Fürsten und Könige um Hilfe zu bitten. Bis nach Paris und London hat ihn die Not getrieben. Vergebens, denn insbesondere der Pontifex in Rom macht jegliche militärische Hilfestellung von der Unterwerfung der Ostkirche abhängig, die sich 1054 von der römischen losgesagt hat. Dazu jedoch sind der Kaiser, der Patri-

arch und vor allem die Bevölkerung von Konstantinopel nicht bereit. Der Ruf „Lieber den türkischen Turban als die lateinische Kaiserkrone!“ wird allerorten laut in der Stadt.

So sind es unruhige Zeiten, in denen ein Italiener am Hofe von Byzanz weilt: Giovanni Aurispa.

Rätselhaft ist, in welcher Mission der Herzog des oberitalienischen Kleinstaates Mantua den etwa 45-jährigen Aurispa 1421 an das Goldene Horn geschickt hat. Und niemand weiß, weshalb dieser Fremdling dort im darauf folgenden Jahr zum Sekretär des Regenten und späteren Kaisers Johannes VIII. berufen wird. Denn viel ist bis dahin nicht bekannt von Giovanni Aurispa, der sehr wahrscheinlich im Jahre 1376 im sizilianischen Noto zur Welt gekommen ist und dank eines Stipendiums seines Herrschers zwischen 1404 und 1410 in Bologna Zivilrecht studiert hat.

Vielleicht zeichnen ihn seine Kenntnisse des Griechischen aus, die er 1413 bei einer ersten Orientreise auf der von den Genuesen gehaltenen Ägäis-Insel Chios perfektioniert hat. Vielleicht sind es seine Beziehungen zu vielen italienischen Städten – etwa Savona, Bologna, Florenz oder Pisa –, die er nach seiner Rückkehr von Chios besucht hat, um dortigen Gelehrten und Kunstreunden wertvolle griechische Codices zu verkaufen. Auch könnten ihm diplomatische Erfahrungen, die er seit 1419 im Gefolge von Papst Martin V. sammeln konnte, nützlich gewesen sein.

Sicher ist nur: Giovanni Aurispa treibt die Suche nach antiken Texten. „Ich ziehe den Besitz von Handschriften allen anderen Dingen vor“, wird er später dem Vizekönig von Sizilien schreiben.

Und nun weilt er in Konstantinopel, im Zentrum byzantinischer Gelehrsamkeit, das sich in Bedrängnis befindet. Mit feinem Gespür für Qualität und Wert erkundet er die dortigen Klosterbibliotheken, erwirbt Manuskripte, gibt bei den begabtesten Kopisten der Stadt Abschriften in Auftrag. Manches Buch überreicht ihm gar der Thronfolger persönlich. Nur selten greift Aurispa selbst zur Feder. Etwa, als er gemeinsam mit einem Schüler einen zweisprachigen Codex in der kurz zuvor in Italien entwickelten, schneller schreibbaren Kursivschrift kopiert.

238 Manuskripte antiker Autoren trägt Aurispa bis zu seiner Abreise aus Konstantinopel im Jahr darauf zusammen. Darunter Exemplare von Meisterwerken wie Platons fast 1800 Jahre alte Abhandlung „Der Staat“; oder die Schilderung des Feldzuges Alexanders des Großen aus der Feder des griechischen Historikers Arrian aus dem

Intarsienbilder von gefüllten Bücherschränken zieren das Studierzimmer des Grafen Federico da Montefeltro, der mehr als 1000 Handschriften besitzt (siehe Seite 64). Um Edelleute zu guten Staatsmännern zu erziehen, fordern die Humanisten das Studium möglichst vieler antiker Autoren

2. Jahrhundert n. Chr.; oder die etwa gleich alte „Römische Geschichte“ des in Kleinasien geborenen römischen Gelehrten Cassius Dio; oder die „Universalgeschichte“ des Hellenen Diodorus Siculus aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.

Zu dieser Sammlung gehört auch die bis heute vollständigste Fassung der Tragödien des Aischylos, der dieses Genre im Athen des 5. Jahrhunderts v. Chr. entwickelt hat – ebenso einige Trauerspiele des Sophokles. Aber auch Lehrbücher der griechischen Grammatik, Traktate über Kriegsmaschinen und Reitkunst, kunstvoll komponierte Gedichte.

Kaum eine Bibliothek in Italien zählt überhaupt so viele Bücher. Und so hortet Aurispa einen unerhörten Schatz antiken Wissens, der in seiner Heimat auf einen einflussreichen, bildungshungrigen und zumeist zahlungskräftigen Interessentenkreis trifft: auf Intellektuelle, die sich durch das Studium der antiken Schriften intensiv um die Wiedergeburt der Werte des Altertums bemühen.

Schon ein Jahrhundert zuvor hat sich die Heraufkunft der neuen Geisteshaltung abgezeichnet. Es ist die Kultur der Renaissance. Getragen wird sie von Männern der Latein sprechenden Eliten. Vor allem von Juristen und Literaten, die nach Lösungen fahnden für die Probleme einer von Kriegen, Machtkämpfen, Hungersnöten und Pestilenz gezeichneten Welt.

Einer von ihnen ist der 1304 in Arezzo als Sohn einer exilierten florentinischen Familie geborene Dichter Francesco Petrarca. Für ihn liegt die einzige Chance der zerrütteten italienischen Staatenwelt im Rückgewinn der antiken Größe des Imperium Romanum, der Erziehung der Bürger zu rhetorisch geschickten, literarisch gebildeten und politisch verantwortungsvollen Menschen.

Besonders heftig wettert er gegen die Scholastik, die philosophische und theologische Universitätsbildung des Mittelalters. Die lateinische Sprache müsse ihre ursprüngliche Reinheit zürckerhalten, jeder antique Text befreit werden von dem Ballast und den perpetuierten Fehlern unaufmerksamer Kopisten.

„Nur schöne Seelen, die das Gute stärken / bewohnen dann die Welt, die golden strahlet / und schön und reich wird an antiken Werken“, dichtet Petrarca und wählt sich den berühmtesten Redner der späten römischen Republik zum Vorbild seiner Vision: den Juristen und Staatsmann Marcus Tullius Cicero, einen Zeitgenossen Cäsars. Ciceros Sprache, dessen Brillanz im Ausdruck und moralischer Anspruch ist für Petrarca das Maß.

Wie Cicero 14 Jahrhunderte zuvor, forscht auch der Dichter nach den griechischen Quellen der römischen Tradition. Petrarca erwirbt sogar eine Kopie der 15 693 Verse langen „Ilias“ des Homer, eines der gewaltigsten Werke hellenischer Dichtkunst. Er besitzt auch eine Schrift Platons.

Allein: Griechisch beherrscht Petrarca nicht. Und es gibt kaum Lehrer, die es ihm hätten beibringen können. Während Latein das gesamte Mittelalter hindurch unterrichtet worden ist und das römische Recht noch immer als Vorbild aller Juristerei gilt, gehört die Sprache Homers – mit wenigen Ausnahmen im griechisch geprägten Süden der italienischen Halbinsel und auf Sizilien – seit Jahrhunderten nicht mehr zum Bildungsprogramm.

Erst die Bedrohung durch die Osmanen zwingt die beiden Erben des Imperium Romanum, die italienische Staatenwelt und das byzantinische Reich, sich einander zu nähern.

So sind es vor allem Gesandte und Kleriker aus Konstantinopel, die auf der Suche nach militärischer Unterstützung gegen die Anhänger Mohammeds die griechische Kultur in Italien verbreiten. Patriotisch gesinnte Diplomaten wie etwa Manuel Chrysoloras, der 1397 Professor für Griechisch in Florenz wird.

Dabei hat Chrysoloras sich dazu lediglich aus einem Grund bereit erklärt: um durch seine Anwesenheit „den östlichen Ländern zu dienen, die Vereinigung der beiden Kirchen und den Sieg über die Ungläubigen zu erreichen“. Coluccio Salutati, der Kanzleichef von Florenz, hat ihn jedoch nur deshalb eingeladen, weil er endlich lernen will, jene griechischen Texte im Original zu lesen, die auch Cicero gelesen hat. Es ist das Dilemma dieser Zeit – und das Verhängnis Konstantinopels –, dass sich die frühen Humanisten zwar für die griechische Sprache, nicht aber für die Griechen interessieren.

Wäre Petrarca ein Niemand gewesen, seine Schriften hätten kaum ein Echo erzeugt. Doch Petrarca ist einer der angesehensten Dichter seiner Zeit. Dazu ein Purist, der sich beispielsweise 1352 durch seine Berufung zum apostolischen Sekretär nicht etwa geehrt fühlt, sondern seinen literarischen Stil von der Formelhaftigkeit des päpstlichen Korrespondenzwesens bedroht sieht. Dieser anspruchsvolle Dichter ist der erste bedeutende Vertreter einer neuen, auf die Antike und das wahre Christentum gerichteten Geisteshaltung. Ein Mann, dessen Ansichten bald zahlreiche Denker, Künstler und Mächtige folgen.

Doch auch schon vor Petrarca haben Bürger in führenden Positionen während ihrer Ausbildung

Prächtige Miniaturen schmücken diese Ausgabe der Fabeln des Äsop aus dem Besitz von Piero de' Medici. Seit Mitte des 15. Jahrhunderts gehört die Vermittlung des Griechischen wieder zum Bildungskanon der Eliten, so wie einst im Imperium Romanum

die Reden Ciceros und die Dichtkunst Vergils studiert und schätzen gelernt; vor allem Notare und Juristen in Diensten der aufstrebenden Städte. Sie suchen in der glorreichen römischen Vergangenheit Rezepte für eine bessere Zukunft. Eine Zukunft fern der gegenwärtigen religiösen und gesellschaftlichen Krisen. Eine Zukunft, die sie aktiv gestalten können, in der das Welt- und Menschenbild nicht mehr von der aristotelischen Lehre über die unerschütterliche Natur der Dinge, sondern von der platonisch-ciceronischen Vorstellung über die Gestaltungskraft des Menschen zum Wohle der Gemeinschaft bestimmt wird.

Es ist vor allem dieser Paradigmenwechsel von der *aetas Aristotelica* des 12. und 13. Jahrhunderts zu der beginnenden *aetas Ciceroniana*, der die Renaissance vom Mittelalter trennt.

Tatsächlich sind die Bedingungen für die Entwicklung eines geistigen und kulturellen Gegenentwurfs zu den „Dunklen Jahrhundertern“ nach dem Zusammenbruch des Imperium Romanum nirgendwo so günstig wie in Italien. Denn hier treffen alte lateinische Traditionen, etwa die *ars dictaminis*, die Kunst des Briefeschreibens, und das Studium der antiken Rhetorik auf das neue Verlangen eines reich gewordenen Bürgertums nach politischer Einflussnahme sowie auf die Impulse aus dem griechischen Osten.

Und so entwickeln italienische Intellektuelle abseits der mittelalterlichen Universitäten – im Umfeld der freien Künste, an Kanzleien und Fürstenhöfen – ein neues Bildungsideal. (Kulturhistoriker werden es im frühen 19. Jahrhundert „Humanismus“ nennen.) In Anlehnung an Cicero, der unter den *studia humanitatis* die literarische Erziehung eines vornehmen Mannes verstand, beginnen die Denker des ausgehenden 14. Jahrhunderts, den Kanon ihrer eigenen humanistischen Studien festzuschreiben: jene fünf Fächer – Grammatik, Poetik, Rhetorik, Geschichte und Moralphilosophie –, die bald zur Grundlage des Lehrplanes der städtischen Eliten werden. Und die den professionellen Lehrern dieser Disziplinen bereits im späten 15. Jahrhundert ihren Namen geben: *umanista*.

Nunmehr pauken die Söhne der Patrizier, Bankiers und Kaufleute nicht mehr nur lateinische Verbformen, sondern üben sich in Wort und Schrift. Sie analysieren die alten Poeten, um bald selber lateinische Gedichte zu schreiben. Der antiken Prosa werden Lehrstücke für Reden und Briefe entnommen, als Muster für das spätere politische Wirken. Die Schüler erlernen die Methoden der Geschichtsschreibung, so das Prüfen und Abwiegen von Quellen. Und sie nehmen die Schriften



der antiken Philosophen zum Maßstab für die Rolle des Menschen in Religion und Gesellschaft.

Ihrem Vorbild Cicero nacheifernd, fordern die Humanisten den kritischen, den gestaltenden Menschen: Wie Bienen, die Pollen aus vielen Blüten saugen, um daraus Honig und Wachs zu schaffen, sollen die heranwachsenden Edelleute so viele alte Autoren wie möglich lesen, um dadurch Neues zu schaffen. Und auch in der Malerei, der Bildhauerei und der Architektur wird die Antike zum Vorbild genommen. So lässt sich etwa der Baumeister Filippo Brunelleschi, der ab 1420 die Kuppel des Domes von Florenz konstruieren wird, durch das Pantheon Kaiser Hadrians in Rom inspirieren (siehe Seite 38).

Die Humanisten wollen den aktiven Bürger formen, den guten, gottgefälligen Staatsmann. Und die regierenden Schichten muss der Humanismus gar nicht erst erobern, er entsteht in ihnen. An keinem Ort wird dies so deutlich wie in Florenz, wo Humanisten früher als anderswo Karriere machen. Als der Notar Coluccio Salutati 1375 zum Kanzleichef in der Stadt am Arno ernannt wird, korrespondiert er längst mit Dichtern und Literaten wie

Von den Göttern des
Olymp gerüstet, rettet Per-
seus auf diesem Gemälde
von Piero di Cosimo aus der
Zeit um 1515 die Königs-
tochter Andromeda vor ei-
nem Meeresungeheuer.
Die Helden sagen der alten
Hellenen inspirieren
nicht nur Gelehrte, sie er-
obern auch die Kunst

Francesco Petrarca und Giovanni Boccaccio. Die Eleganz seiner Briefe wird in ganz Europa gerühmt, die Schärfe und Treffsicherheit seiner politischen Argumentation gefürchtet.

Sogar Gian Galeazzo Visconti, Herzog von Mailand und Feind der Republik Florenz, soll voller Verehrung anerkannt haben, dass ein Schreiben Salutatis vernichtender sein kann als ein Trupp von 1000 Rittern. Seine Briefe verfasst der Vorsteher aller Florentiner Behörden in einer eleganten Kanzleischrift. Für das Kopieren der Manuskripte indes nutzt Salutati die neue Schrift der Humanisten, die *littera antiqua* – eine klare Kursive, ohne Zierrat wie die gotische Frakturschrift des Mittelalters, schnell zu schreiben und einfach zu lesen.

Auch entstehen durch die Beschäftigung mit dem Altertum ganz neue Wissenschaftszeuge. Gelehrte studieren antike Inschriften und begründen damit die Epigraphik. Reisende erforschen die Ruinen des alten Rom und werden so zu den ersten Archäologen. Andere Gelehrte suchen durch Vergleiche möglichst vieler Fassungen eines Textes, die Ursprungsversion der Klassiker zu rekonstruieren, und entwickeln dabei die Grundlagen der Philologie. Und mancher Historiker bedient sich nun griechischer Quellen, um seine Kenntnislücken der römischen Geschichte zu schließen. Es wird jedoch bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts dauern, bis die Vermittlung der griechischen Sprache zum Bildungsstandard gehört.

Landauf, landab besuchen Humanisten die Klosterbibliotheken, um das dort gehortete Wissen öffentlich zu machen. Auch die ersten großen Privatbibliotheken werden von ihnen zusammengetragen, etwa durch den 1364 in Florenz geborenen Niccolò Niccoli. Der Spross eines reichen Tuchherstellers ist ein begeisterter Antiquitäten- und Handschriftensammler, der fast sein gesamtes Vermögen in seine Liebhäberei investiert.

Geliehene Manuskripte gibt er nur ungern zurück und prellt sogar die Erben Salutatis und berühmte Humanisten wie Leonardo Bruni, den Verfasser der ersten „Florentiner Geschichte“. Dass sie sich mit ihm daraufhin überwerfen, stört den manischen Sammler nicht. Am Ende muss er jedoch Cosimo de' Medici einen beträchtlichen Teil seiner Bücher überlassen, um so seine Schulden zu bezahlen.

Der Besitz alter Texte steigert das soziale Ansehen. Der Handschriftenhandel wird zu einem lukrativen Geschäft. Auch für Humanisten, von denen die meisten versuchen, von jedem Autor so viele Werke wie möglich und in der nach kritischer Prüfung besten Fassung zu erstehen. Dabei handelt es sich zu Beginn des 15. Jahrhunderts ausschließlich um Manuskripte. Denn der europäische Buchdruck mit beweglichen Lettern, der die massenhafte und kostengünstige Verbreitung des geschriebenen



Wortes ermöglicht, ist noch gar nicht erfunden. Erst 1465 wird in Subiaco bei Rom das erste Buch Italiens gedruckt: Ciceros „De Oratore“.

Unentwegt sind Humanisten daher in Klöstern oder bei Kirchenversammlungen auf der Suche nach unbekannten Manuskripten, um sie zu kopieren – und zu verbreiten. Und oft geht es in ihren Briefen darum, wer welchen Text besitzt und in welcher Fassung. Ob man ihn gegebenenfalls kaufen, tauschen oder doch wenigstens abschreiben dürfe. Oder ob man über den geforderten Preis noch verhandeln könne.

Allerdings bleibt die grassierende Antikenbegeisterung nicht ohne Kritik: „Viele machen sich glauben, es genüge, Griechisch schreiben und lesen zu können, um Philosoph zu werden, als wäre der Geist des Aristoteles, wie der Kobold im Kristall, im griechischen Alphabet eingeschlossen“, heißt es im Werk des zeitgenössischen Philosophen Sperone Speroni.

Wahrhaft gebildete Sammler wie Niccolò Niccoli trifft solche Polemik indes nicht, ebenso wenig Giovanni Aurispa. Von diesem hat Niccoli 1417 ein Manuskript des griechischen Historikers Thukydides erstanden: die „Geschichte des Peloponnesischen Krieges“ zwischen Athen und Sparta im 5. Jahrhundert v. Chr. (siehe GEOEPOCHE über „Das antike Griechenland“).

Fünf Jahre später, 1422, sieht es für die Griechen in Konstantinopel nicht nach einem Sieg aus. Eher danach, als sollten sie sich in ihr Schicksal fügen. Allein der Befestigungsring schützt die Stadt noch vor der Einnahme durch die Osmanen. In seinem Schatten geht das Leben weiter. Versorgungsgänge gibt es kaum. Der Seeweg ist offen geblieben. Noch verfügen die Belagerer über keine Flotte.

Nur Luxusgüter, etwa gutes Pergament, werden langsam knapp. Denn für jeden Quadratmeter dieses Schreibmaterials wird die Haut von zwei Schafen benötigt. Dass 30, 40 Häute für einen einzigen Codex verarbeitet werden müssen, ist keine Seltenheit. Auch nicht, dass allein der Materialwert eines Bandes ungefähr dem Jahressold eines Soldaten entspricht. Folglich muss, wer in diesen Zeiten Texte am Goldenen Horn auf edlem Schriftgrund kopiert haben will, Pergament mitbringen.

Wahrscheinlich hat auch Giovanni Aurispa viele Bögen geschliffener Schafshaut importiert und sie an Kopisten wie Georgios Chrysokokkes weitergegeben. Zumindest zählt Aurispa zu den Auftraggebern des Griechen, der in Humanistenkreisen für seine gestochten scharfe Schrift und seinen sparsamen Umgang mit Kürzeln bekannt ist.



Mars und Venus beherrschen den Parnass, den mythischen Berg der Musen. Als Andrea Mantegna das Bild 1497 vollendet, liegt die Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen 44 Jahre zurück. Doch das Erbe der Griechen lebt in Italien fort, bewahrt durch Männer wie Giovanni Aurispa

Wie andere Schreiber notiert Chrysokokkes am Ende des Codex oft seinen Namen und den des Auftraggebers, manchmal auch die Kostenfaktoren: Schreibarbeit, Tinte, Schmuckbänder, Einband, Pergament oder Papier, Goldaufträge in den Kapitelüberschriften, den dafür eigens engagierten Goldschreiber.

Ein solcher Prachtband kostet im 14. Jahrhundert mehr als 70 Hyperpyra – zu einer Zeit, als ein Pferd für zwölf oder ein kleines einstöckiges Haus mit Garten in Konstantinopel für 45 Hyperpyra zu haben ist. Angesichts dieser Kosten bestellen die meisten Humanisten schmucklose Arbeitsausgaben oder kopieren die Texte besser gleich selbst.

Oft erledigt Chrysokokkes auch nur die reine Schreibarbeit, denn Verzierungen wünschen sich viele westliche Auftraggeber im europäischen Stil – Schmuckleisten und kunstvolle Initiale sollen später in Italien eingefügt werden. Nicht selten indes prangen in solchen Kopien noch heute an prominenter Stelle Lücken, weil die Besitzer die Begeisterung für den Text oder die Ausgabefreudigkeit verlassen hat.

Im September 1422 ziehen die Osmanen wieder ab. Es ist ihnen nicht gelungen, die Mauern zu durchbrechen. Die Einwohner Konstantinopels

sind in Sicherheit. Bis zum nächsten Angriff. Doch bevor der geführt wird, macht sich der Thronfolger Johannes VIII. auf, um wie schon sein Vater und sein Großvater in Europa um Hilfe zu bitten. In seinem Gefolge kehrt auch Giovanni Aurispa zurück nach Italien.

Am 15. Dezember 1423 kommt der Handschriftenhändler in Venedig an. In seinem Gepäck: 238 Codices antiker Autoren mit profanen Texten – eine unbekannte Zahl theologischer Schriften hat Aurispa schon vorab mit einem Handelsschiff nach Messina expediert. Eine kostbare Sammlung trägt er da bei sich, mindestens 1200 Hyperpyra wert, aber gerade jetzt ist sie nur totes Kapital.

Aurispa fehlt es an Geld. Die Frachtkosten kann er nur durch einen Kredit der Medici begleichen, denen er als Sicherheit einen Teil der Manuskripte verpfänden muss. Woher er die Mittel hatte, um die Codices überhaupt zu erwerben, ist unbekannt. Wahrscheinlich ist jedoch, dass Aurispa seine Anstellungen allein danach auswählt, wie er am

besten an die begehrten Manuskripte kommen könnte. Wahrscheinlich auch, dass er meist billig ein- und teuer verkauft. Sein Pfand bei den Medici löst er immerhin bald wieder aus.

Als Sekretär des byzantinischen Regenten reist Aurispa von Venedig über Verona nach Mailand. Sein Ruf und der seiner Manuskripte eilen ihm voraus. Cosimo de' Medici möchte ihn als Professor für Florenz gewinnen, Mailand und Venedig locken mit ähnlichen Angeboten. Warum sich Aurispa schließlich für Bologna entscheidet, bleibt ungewiss. Vielleicht aus Erinnerung an eigene Studienzeiten, vielleicht auch, weil Mailand und Florenz gerade miteinander im Krieg liegen und die Pest in der Stadt am Arno wütet.

Als sich die Lage entspannt, nimmt er das Angebot aus Florenz an und lehrt an der dortigen Universität Griechisch. Allerdings ohne große Muße, wie er in einem Brief bekannt. Schon Ende



1427 zieht er als Lehrer an den glanzvollen Hof einer der ältesten Adelsfamilien der italienischen Halbinsel: an den Hof der Este in Ferrara. Später lässt er sich dort zum Priester weihen – jedoch nicht aus Überzeugung, sondern um die Geschäfte seiner mächtigen Patronen mit der Kurie zu befördern; vielleicht aber auch, um sich neue Quellen für Handschriften zu eröffnen.

Tatsächlich nimmt der nun fast 60-Jährige 1433 im Auftrag der Este am Konzil von Basel teil, auf dem Hunderte Delegierte aus Europa und Byzanz vor allem um die Einheit der beiden Kirchen ringen. Aurispa ist sogar der offizielle Übersetzer der lateinischen Eröffnungsrede ins Griechische. Seinen Aufenthalt nutzt er aber auch, um nach Mainz, Köln und Aachen zu reisen und dort nach Manuskripten zu fahnden. Und wieder, wie Jahre zuvor auf Chios und in Konstantinopel, wird er fündig. In deutschen Landen macht er seine letzten großen Entdeckungen.

Den Rest seines Lebens verbringt Aurispa im Dienste der Kurie in Rom, im Gefolge des Papstes oder in Ferrara. Den Orient wird er nie mehr wiedersehen, doch die Passion für griechische Handschriften bleibt bis zu seinem Tod ungebrochen.

1453 bewahrheiten sich alle Befürchtungen der Bewohner Konstantinopels. Die Osmanen stehen erneut vor ihren Mauern. Die zuvor tatsächlich beschlossene Union der beiden Kirchen hat wenig bewirkt. Nur einige hundert Fußsoldaten aus dem Westen und 700 Mann unter dem Kommando eines genuesischen Söldnerführers haben sich in der byzantinischen Kapitale eingefunden.

Insgesamt können die Byzantiner am Vorabend der Kämpfe nur 7000 Mann gegen mehr als 60 000 Osmanen aufbieten. Und die sind gut gerüstet. Riesenhaft sind die Kanonen, die Sultan Mehmed II. eigens von einem ungarischen Geschützbauer hat gießen lassen, um die Festung Konstantinopel zu brechen. Eine Flotte haben die Osmanen ebenfalls aufgestellt. Denn immerhin war es auch den Kreuzfahrern im Jahre 1204 gelungen, über die Seemauern am Goldenen Horn in die Stadt einzudringen. Noch aber hält die gewaltige Kette von Ufer zu Ufer, die seither im Kriegsfall den Zugang zu Hafen und Horn versperrt.

Im April beginnt die Belagerung. Die Osmanen nehmen die Landmauern mit ihren neuen Geschützen unter Feuer, patrouillieren mit einer Flotte vor der Barriere. Bis der Sultan zu einer List greift, die Kette umgeht und einige Kriegsschiffe einfach über Land in die Bucht ziehen lässt. Am Morgen des 22. April greifen die Osmanen vom Goldenen Horn aus die entsetzten Verteidiger an. Konstantinopel ist eingeschlossen. Der Endkampf hat begonnen. Der letzte Großangriff steht kurz bevor.

Bei Sonnenaufgang branden am 29. Mai die ersten Sturmwellen der Osmanen gegen den bereits schwer beschädigten Mauerring. Doch letztlich verhilft den Angreifern ein Zufall zum Sieg. Durch eine unbewachte Ausfallpforte können sie ohne großen Widerstand in die Stadt eindringen: Es gab zu wenige Verteidiger, um auch diesen Zugang zu schützen.

Am Abend des 29. Mai 1453 ist der Kampf um Konstantinopel vorüber, der Kaiser gefallen, das byzantinische Reich Geschichte. Und während osmanische Soldaten brandschatzend, mordend und plündernd durch die Straßen des „Neuen Rom“ ziehen, dankt Mehmed II. in der Hagia Sophia Allah für seinen Sieg.

Im alten Rom am Tiber löst die Nachricht Bestürzung aus. Und Papst Pius II., selbst ein angesehener Humanist, der sich schon vor seiner Wahl zum Pontifex für die antike Poesie, Beredsamkeit, Bildung, Kunst und die damit ausgedrückte Kreativität begeisterte, verfällt in Klage: „O gerühmtes Griechenland, siehe dein Ende! Wer betrauert dich nicht? Du hast uns Platon zurückgegeben und ebenso Aristoteles, Demosthenes, Xenophon, Thukydides, Dionysius, Origines und viele andere, die den Lateinern in unserer Zeit offenbar wurden, und wir hofften auf vieles mehr in der Zukunft. Aber nun, da die Türken gesiegt haben und alles besitzen, was einst die Griechen bewahrten, ist es um die griechische Gelehrsamkeit geschehen.“

Es ist Männern wie Giovanni Aurispa zu verdanken, dass sich die düstere Propheteiung des Papstes nicht bewahrheitet: Handschriftenhändlern, Diplomaten und Gelehrten, die schon lange vor dem Fall Konstantinopels Ausgaben antiker Klassiker in den Westen gebracht haben – und damit in Sicherheit. So verbrennen in den letzten Maitagen des Jahres 1453 zwar schätzungsweise 120 000 Codices am Goldenen Horn, aber der Schaden für das Erbe der Menschheit bleibt dennoch gering.

Denn die Humanisten bewahren die griechische Gelehrsamkeit nicht nur, sie gehen kreativ mit ihr um. Nicht, um die Antike zu beschwören, nicht um längst vergangene Zeiten zu kopieren – sondern als Grundlage für die Gestaltung einer besseren Zukunft.

Allerorten entstehen Akademien, lockere Zirkel, in denen sich Gelehrte austauschen. Berühmt wird besonders die 1462 durch den 29-jährigen Marsilio Ficino unter dem Patronat der Medici in

Johannes Rossos
und Bartolomeo San Vito
vollenden 1477 diese
zweisprachige Ausgabe
der »Ilias«. Die erste
vollständige Übersetzung
Homers ins Lateinische
indes hat Francesco Petrarca,
einer der frühesten und
prominentesten Vertreter
des neuen Bildungs-
ideals der Humanisten,
bereits etwa 120 Jahre
zuvor veranlasst

Florenz begründete Gesprächsrunde: die so genannte „Platonische Akademie“.

An immer mehr Hofschulen und Universitäten unterrichten lateinische oder byzantinische Gelehrte Griechisch, nicht allein in Ferrara und Mantua, sondern bald auch in Rom, Bologna, Padua, Neapel oder Messina. Als Grundsatz gilt jetzt, dass niemand die lateinische Literatur ohne Kenntnis der griechischen verstehen könne.

Gleichzeitig beleben die Humanisten die Naturwissenschaften. Denn manche der von ihnen erworbenen Handschriften enthalten keine Trauerspiele, keine brillante Rede, sondern mathematische Studien, Abhandlungen über Mechanik, Medizin oder Pflanzenkunde. Die Humanisten machen sich daran, nachzuvollziehen, was die Alten beschrieben haben – und lehren sich und ihre Schüler auf diese Weise, die Welt neu zu erkunden. Sie prägen die Ideale vom verantwortungsbewussten Bürger, vom klassisch gebildeten Gelehrten und christlichen Staatsmann. In ihrem Streben nach der möglichst unverfälschten Rekonstruktion der Antike entwickeln sie die modernen Geschichtswissenschaften.

»Georgios Chrysokokes [sic] hat dieses Buch für Johannes Aurispa geschrieben«, lautet diese griechische Notiz. Sie steht am Ende eines Manuskripts, das der Handschriftenhändler in Konstantinopel anfertigen lässt. Nur wenige Codices des Humanisten sind heute noch zu identifizieren

Indem sie die alten Texte von fehlerhaften Überlieferungen „reinigen“, werden sie zu Pionieren der Quellenforschung. Sie begründen die Methoden der Textkritik und die Wissenschaft der Philologie. Selbst die Bücher Moses, die Evangelien, die Schriften der Kirchenväter unterziehen sie einer Prüfung. Denn schon für den 1374 verstorbenen Petrarca galt, dass nicht nur die Texte, sondern auch die von moralischem Verfall durchsetzte Kirche in den antiken, reinen Urzustand zurückversetzt werden müsse.

Zudem eröffnet der Humanismus Menschen aus niederen Schichten die Möglichkeit zum sozialen Aufstieg. Und weil wissbegierige junge Leute aus ganz Europa an die vom neuen Geist geprägten Schulen strömen, verbreitet sich das Bildungsideal der Renaissance bald auf dem ganzen Kontinent. Europa entdeckt seine antiken Wurzeln.

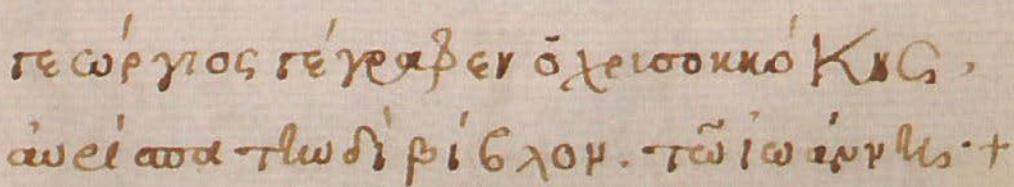
Giovanni Aurispa erlebt diese Entwicklung nicht mehr. Der Handschriftenhändler stirbt, über 80 Jahre alt, im Mai 1459 in Ferrara. Er hinterlässt einen unehelichen Sohn, eine uneheliche Tochter – und eine Bibliothek mit mindestens 500 lateinischen und griechischen Codices: 293 aus Pergament, 136 aus Papier, viele davon eingebunden in rotes Leder, zwei mit silbernen Schließen. Dazu weitere Schriften unterschiedlichster Art, dazwischen auch Gedichte Petrarcas und ein Werk Dante Alighieris (siehe Seite 24).

Doch während sich etwa die Bibliothek Niccolò Niccolis in großen Teilen in den Beständen der Biblioteca Medicea Laurenziana in Florenz erhalten hat oder die mehr als 1000 Bände aus dem Besitz von Papst Nikolaus V. den Grundstock der Vatikanischen Bibliothek bilden, wird Aurispas Sammlung von seinen Erben verkauft. Stückweise.

So zeugen von einem der erfolgreichsten Handschriftenentdecker der Renaissance, dem Mann, welcher der Welt die ältesten Trauerspiele Athens erhalten hat, lediglich einige Übersetzungen und eigenhändige Kopien – und ein Bruchteil seiner Korrespondenz: 69 Briefe, geschrieben an Gelehrte, Fürsten, Päpste, an Sammler und Käufer.

Nur wenige Manuskripte, die Aurispa einst besessen hat, sind heute noch zu identifizieren. Der Thukydides-Text, den er 1417 an Niccoli veräußerte, gehört zum Bestand der Laurenziana, ebenso finden sich die Tragödien des Aischylos dort. Manche Schrift ist in der Vatikanischen Bibliothek erhalten, ein Codex auch in Wolfenbüttel. Er umfasst eine Sammlung von Texten attischer Redner und Philosophen. Der rotbraune Einband stammt zweifelsfrei aus Byzanz. Das Pergament ist von feinster Qualität, die Schrift des Kopisten gestochen scharf. Bis zur letzten Zeile – einer Notiz: „Georgios Chrysokokes [sic] hat dieses Buch für Johannes Aurispa geschrieben.“ □

Dr. Anja Herold, 38, ist GEOEPOCHE-Redakteurin.





Massiv im Kommen: auf Extratour in Südtirol.

Weitere Themen

Amsterdam

Neuland entdecken in der Metropole.

Grand Canyon

Mitreißender Colorado River.

Toskana

Herbstvergnügen Olivenernte.

GEOSAISON

DAS REISEMAGAZIN

www.geo-saison.de

Südtirol

Der Klassiker frischt sich auf:
kühlne Architektur, schöne
Hotels, neue Wege in die Natur.

AMSTERDAM
Noch viel aufregender
als Sie denken!

GRAND CANYON Wildwasser-Abenteuer
auf dem Colorado

TOSKANA Zur Olivenernte
ins Chianti

SEYCHELLEN Wo, bitte, geht's zum
perfekten Strand?

BILLIGFLIEGER WELTWEIT: Tipps, Tricks, Adressen

Jahrzehntlang führt er Kriege für Geld. Doch der Söldnerführer Federico da Montefeltro ist kein roher

Ein Fürst des Krieges und der Kunst

von RALF BERHORST

Kein anderer Mann der Renaissance ist häufiger porträtiert worden als dieser kunstsinnige Söldnerführer aus der mittelitalienischen Provinz. 33 heute noch erhaltene Bildnisse geben seine unverwechselbaren Gesichtszüge wieder. Das bekannteste Porträt, gemalt von Piero della Francesca, zeigt Federico da Montefeltro in strenger Seitenansicht: Der Graf von Urbino trägt eine Kappe und ein Gewand in leuchtendem Rot; unweigerlich angezogen aber wird der Blick durch eine schroffe Kerbe unterhalb der Stirn, die der Nase eine außergewöhnliche Hakenform verleiht.

Das Profil ist Folge eines Turnierunfalls. Eine Lanze zertrümmert dem 28-jährigen da Montefeltro das Nasenbein und dringt ins rechte Auge ein. Der Graf zeigt eine bemerkenswerte Haltung: Mit dem

verbliebenen Auge, so soll er nach dem Unfall gesagt haben, werde er besser sehen als mit 100 anderen – eine kaltblütige Geistesgegenwart, mit der er dem Missgeschick eine für ihn vorteilhafte Deutung gibt.

Denn stets versucht da Montefeltro, auf sein öffentliches Bild Einfluss zu nehmen: Er weiß um die Bedeutung der Bilder und Symbole.

Diese Selbstinszenierung hat wohl eine politische Ursache: Schließlich gilt es, den Makel einer minderen Abkunft zu tilgen. Federico, der am 7. Juni 1422 im umbrischen Gubbio geboren wird, ist vermutlich der Sohn einer unehelichen Tochter des Grafen von Urbino. Da ein direkter männlicher Nachkomme fehlt, lässt der Graf seinen illegitimen Enkel 1424 zum Sohn erklären. Als wenig später doch noch ein leiblicher Erbe zur Welt kommt,

rückt Federico in der Thronfolge an die zweite Stelle.

In Mantua besucht er die Schule des Humanisten Vittorino da Feltre. Dann jedoch steht seine Laufbahn – so gehört es sich für einen Montefeltro – im Zeichen des Militärs. Seit Mitte des 13. Jahrhunderts ziehen die Grafen des Kleinstaates Urbino, die formell dem Papst unterstehen, als Söldnerführer in den Krieg. Es wäre zu kostspielig, ein stehendes Heer zu unterhalten, daher mieten sich die italienischen Mächte ihren militärischen Beistand.

Für die Anführer der mittleren und kleinen Staaten wiederum werden die ewigen Rivalitäten der Großen zur wichtigsten Einnahmequelle und zur Überlebensgarantie. Mit ihren Söldnertruppen von zumeist einigen tausend Mann kämpfen sie an der Seite wechselnder Vertragspartner.

Auch Federico erlernt das Handwerk des *condottiere*. Schon als 16-Jähriger befiehlt er eine Schar von 800 Reitern. Mit 19 erringt er erstmals Ruhm, als es ihm gelingt, die als uneinnehmbar geltende Festung San Leo südwestlich von Rimini zu erobern. Durch eine List lockt er die Besatzung aus ihren Mauern und überrumpelt sie.

Im selben Jahr stirbt sein Großvater, der Graf von Urbino. Oddantonio, der Stiefbruder Federicos, wird dessen Nachfolger. Doch am Morgen

des 23. Juli 1444 erreicht Federico in Pesaro eine alarmierende Nachricht: Verschwörer sind nachts in den Herzogspalast eingedrungen und haben Oddantonio ermordet. Sofort eilt Federico nach Urbino und reißt dort die Macht an sich – angeblich auf Wunsch des Volkes.

Nur: Merkwürdig ist es schon, wie rasch er zur Stelle ist. Sonderbar auch, dass die Mörder des Bruders amnestiert werden. Ist Federico der heimliche Drahtzieher der Ermordung Oddantonios?

Davon sind nicht wenige überzeugt – und auf der Herrschaft des neuen Grafen von Urbino lastet fortan der Verdacht des Brudermordes. Wie sehr sich Federico auf kalte Machtpolitik versteht, zeigt auch die Härte, mit der er 1446 ein Komplott ehemaliger Anhänger Oddantonios niederschlägt: Drei der Anführer lässt er öffentlich enthaupten.

Danach herrscht Federico unangefochten über seine Grafschaft zwischen Apennin und Adriaküste. Er ist ein gesuchter Bündnispartner. Es erfordert viel taktisches Geschick, in den häufig wechselnden politischen Konstellationen stets auf der richtigen Seite zu stehen – Federico ist darin ein Meister. So steigt er auf zum angesehensten Condottiere Italiens.



Triumphal und als Herr der Musen – so sieht sich Montefeltro am liebsten

Krieger. Er ist Kunstliebhaber und macht seine Residenzstadt Urbino zu einem kulturellen Zentrum Italiens



Ein Mann mit Profil.
Federico da Montefeltro
erfindet unermüdlich
sein Selbstbild: Biografen
beschönigen seine Nie-
derlagen, Maler – wie hier
Piero della Francesca –
sein Aussehen

Doch der Graf von Urbino ist nicht nur ein begabter Heerführer, sondern auch ein begnadeter Selbstdarsteller. Geschickter als viele Mächtige seiner Zeit versteht er es, sich durch Künstler in Szene setzen zu lassen. Biografen etwa, die in seinem Auftrag schreiben, beschönigen manche Niederlagen und streichen dafür seine unbedingte Vertragstreue heraus.

So wird Federico da Montefeltro der am besten bezahlte Söldnerführer – und der Krieg ist ein äußerst einträgliches Geschäft. Gewöhnlich werden die Soldverträge der Condottieri im Frühjahr abgeschlossen und gelten für ein Jahr. Während Montefeltros erste überlieferte *condotta* noch mit 21 000 Dukaten dotiert war, erhält er auf dem Höhepunkt seines Ansehens den Rekord-

betrag von 119 000 Dukaten. Bald ist der Graf einer der reichsten Männer seiner Zeit. Die Einnahmen festigen auch seine Herrschaft in Urbino, denn sie erlauben es, Steuern und Abgaben niedrig zu halten.

Und das, obwohl da Montefeltro sehr viel Geld für Bauten und Kunstwerke ausgibt. Er verwandelt die provinzielle Residenzstadt in ein kulturelles Zentrum der Renaissance und macht Urbino ab 1464 für ein Jahrzehnt zur größten Baustelle Italiens. Im Mittelpunkt der Arbeiten steht der Umbau der alten Montefeltro-Residenz zu einem prächtigen Herrscherpalast. Er soll dem Grafen als Bühne zur Selbstdarstellung dienen.

Bei Federico greifen Kunstratge und Imagepflege in-

einander. Kaminverzierungen und Intarsienbilder deuten an, wie er sich sieht: als neuen Herkules. Eine Inschrift im Innenhof kündet von seinen Waffentaten, und überall prangen das Montefeltro-Wappen und die Initialen *FC* für *Federicus Comes, Graf Federico*.

Kein Zweifel, dass der Söldnerführer echten Kunstverständnis besitzt. Mit sicherem Blick sucht er Maler und Architekten aus und achtet überall auf die Qualität der Ausführung. Der neue Palast soll ein Abbild seiner Herrschaft sein: Federico will keine Trutzburg, sondern ein lichtes Gebäude mit zivilem Charakter. Viele Teile sind öffentlich zugänglich, wie auch der Graf für jedermann ansprechbar ist – das berichten jedenfalls die ihm ergebenen Biografen. Angeblich ist er so beliebt, dass er sich ohne bewaffnete Begleitung unter Volk mischen kann.

Offen für Besucher ist auch die berühmte Bibliothek, die in besonders feuersicheren Räumen untergebracht ist. Da Montefeltros Florentiner Buchhändler beziffert die Summe, die der gebildete Condottiere für Bücher ausgegeben hat, auf 30 000 Dukaten – das entspricht etwa dem Gegenwert von sechs Palazzi.

In Urbino und Florenz sind 30 bis 40 Schreiber damit beschäftigt, Handschriften zu

kopieren. Die Codices, etwa von Dantes „Göttlicher Komödie“, werden aufwendig mit Initialen und kostbaren Miniaturen verziert. Mehr als 1000 Handschriften besitzt Federico – eine der bedeutendsten Bibliotheken Italiens.

Die Bibliomanie ist keineswegs nur Fassade: Selbst in den Ruhepausen der Schlachten lässt sich der Condottiere vorlesen – vorzugsweise aus Werken antiker Geschichtsschreiber und Philosophen.

In seinen letzten Lebensjahren korrespondiert Federico mit Gelehrten und Königen und erhält die höchsten Auszeichnungen. Nur die Verleihung der Herzogswürde lässt lange auf sich warten.

Erst 1474 – 30 Jahre nach der Thronbesteigung in Urbino – kann Federico den ersehnten Titel aus den Händen des Papstes entgegennehmen: Da ist die nach römischem Recht geltende Verjährungsfrist für Mord abgelaufen.

So erinnert die späte Ehrung trotz aller propagandistischen Bemühungen noch einmal daran, auf welch dubiosem Weg der große Kunstmäzen und Bücherfreund, der 1482 auf einem Feldzug an der Malaria stirbt, einst an die Macht gelangt ist. □

Dr. Ralf Berhorst, 38, ist Journalist in Berlin.

LORENZO DE' MEDICI, 1449-1492



Der Pate von Florenz

Schon als Zehnjähriger wird Lorenzo de' Medici – auf diesem Fresko im Palazzo der Familie reitet er in der zweiten Reihe, als Sechster von links, umgeben von Verwandten und Anhängern – dazu erzogen, einmal eines der größten Bankhäuser Europas zu führen und die Politik der Arno-Stadt zu bestimmen. Geschickt nutzt er später diese Macht – doch nicht geschickt genug. Denn 1478 sammeln sich Verschwörer im Dom, um das Haupt der Medici zu ermorden



Die Attentäter lauern in der Kirche. Dolche und Schwerter haben sie unter ihren Gewändern verborgen – und unter Soutanen, denn einige der mehreren Dutzend Verschwörer sind Priester, einer ihrer Anführer ist Erzbischof, und ihr Hintermann ist gar der Papst.

Der Dom, in dem sich die Bewaffneten an diesem Sonntagmorgen unauffällig verteilen, ist eines der beiden Zentren von Florenz: Seine mächtige Kuppel ragt über die flachen Dächer der gedrängt stehenden Häuser und Palazzi, über die Konvente und Handwerksbetriebe, über die gezackte, mit Wallanlagen verstärkte Mauer, ragt so hoch und marmorschimmernd, dass sie das erste Monument ist, welches Reisende, aus den Hügeln der Toskana kommend, von der berühmten Arno-Metropole erblicken.

Oder das zweite. Denn fast ebenso hoch wie das Haus Gottes ist das Haus der Stadt: Der Palazzo della Signoria ist der Amtssitz der Regierung von Florenz. Ein wuchtiger, düsterer Klotz mit einem Turm wie ein gigantischer mahnernder Zeigefinger – ein Stein gewordenes Bekenntnis zu Macht und Unbezwingbarkeit.

Bis zu diesem Morgen.

Denn die Verschwörer wollen nicht nur im Dom zuschlagen, sie wollen auch den Palazzo della Signoria attackieren.

Es ist der 26. April 1478, der fünfte Sonntag nach Ostern. Viele Menschen werden später bezeugen, dass an diesem Tag eine eigentümliche religiöse Spannung in der Luft liegt. Tausende Gläubige harren im Dom der Messe.

Florenz ist, trotz Ruhm und Reichtum, eine überschaubare Stadt. Ein Wanderer kann in einer halben Stunde von einem der 14 Stadttore zum gegenüberliegenden gehen – vorausgesetzt, er drängt sich in den Gassen geschickt genug vorbei an den Ochsenkarren und Maultierkarawagen der Händler und Bauern, die unablässig Waren heranschaffen.

Vom Dom zum Palazzo della Signoria sind es nur wenige Minuten zu Fuß. Etwa 40 000 Einwohner leben in der Stadt: Bankiers, Wollweber, Walker, Schmiede,

Schankwirte – und außergewöhnlich viele Künstler und Gelehrte, die zu den bedeutendsten ihrer Epoche zählen oder bald zählen werden. Nicht überliefert, aber durchaus möglich, dass etwa die Maler Sandro Botticelli und Leonardo da Vinci unter den Gläubigen sind, die sich an jenem Morgen im Dom versammeln.

Oder der achtjährige Niccolò Machiavelli, der Latein lernt. Oder Michelangelo, gerade drei geworden, dessen Vater vergebens gegen den wirtschaftlichen und sozialen Abstieg der einstmal wohlhabenden Familie Buonarroti ankämpft.

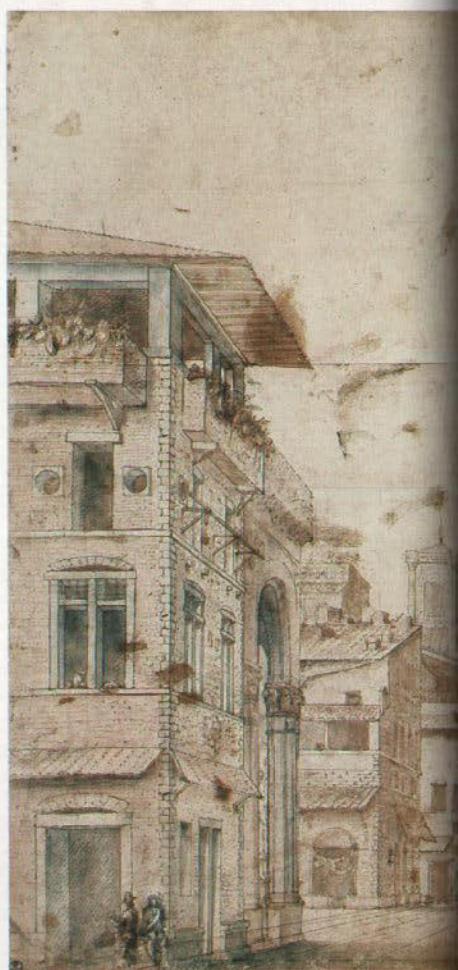
Die Verschwörer jedoch blicken auf den Mann, der alle seine Mitbürger an Reichtum, Ruhm und Macht überragt: Lorenzo de' Medici, *il magnifico*, der Prächtige, der ungekrönte Fürst in dieser Stadt, die offiziell doch Republik ist.

Und selbstbewusst tritt der 29 Jahre alte Lorenzo im Dom auf: den hochgewachsenen Körper in kostbare Gewänder gehüllt, umgeben von einem Gefolge aus Freunden, Klienten, Bittstellern, während er plaudernd durch das Kirchenschiff schlendert. Was tut es zur Sache, dass der große Mäzen und in ganz Italien verehrte Kunstsammler so schwache Augen hat, dass er Meisterwerke auf einige Meter Entfernung kaum noch erkennen kann? Dass seine längliche, deformierte Nase ohne Geruchssinn ist und die Stimme dieses Meisterdiplomaten in ein heiseres Timbre zwingt? Dass sein Gesicht hässlich ist, so bar aller antiken Harmonie und Schönheit, die er doch selbst leidenschaftlich liebt? Aufmerksam ist Lorenzo de' Medici, klug, welterfahren, selbstbewusst, skrupellos und von gefährlicher Höflichkeit.

Nun aber trennen ihn, den Vorsichtigen, nur noch wenige Schritte von den am nächsten stehenden Attentätern.

Doch die Verschwörer zögern. Es sind nicht alle Einzelheiten dieses Morgens überliefert, doch sie werden sich ratlos angeblickt haben, erschrocken wohl auch; sie werden sich heimliche Zeichen gegeben haben und flüsternd irgendwo im Halbdunkel des gewaltigen Gotteshauses zusammengekommen sein: Denn Lorenzos Bruder Giuliano de' Medici,

Nur wenige hundert Meter trennen in Florenz den Dom vom Regierungssitz, dem Palazzo della Signoria (unten rechts). In den beiden imposanten Bauten und in den Gassen und Plätzen dazwischen kämpfen am 26. April 1478 die beiden mächtigsten Familien der Stadt – die Pazzi und die Medici – um die Herrschaft in Florenz: auf Leben und Tod





Der Gründer: Cosimo reißt 1434 als erster Medici unvergleichlich viel politische Macht an sich. Sein Enkel Lorenzo erbt 1469 diese Herrschaft. Doch legitim ist sie nicht – denn offiziell ist Florenz eine Republik



Tuchweberei und Handel haben die Stadt am Arno reich gemacht. In dieser Illustration aus dem 14. Jahrhundert schöpft ein Getreidehändler Korn aus Fässern und notiert den Umsatz in seinen Büchern. Viele Kaufleute können ihre Waren aber nur beziehen, weil sie Kredite aufnehmen bei Bankiers wie den Medici

der ebenfalls ermordet werden soll, ist nirgendwo zu sehen.

Was tun? Seit fast einem Jahr schmieden sie dieses Komplott. Schon seit Wochen fürchten sie, dass es verraten werden könnte. Nun zählt jede Stunde. Wenn die Attentäter jetzt nicht zuschlagen, wird ihr Plan aufgedeckt – und dann werden sie ihr Leben lassen, nicht die Medici.

Ein paar Verschwörer bleiben kaltblütig: Wenn der zweite Medici nicht von allein in die Falle tappt, dann werden sie ihn eben anlocken: Sie verlassen den Dom, biegen nach rechts ab, eilen die Via Larga hinunter und sind in weniger als zwei Minuten beim Palazzo Medici. Ob Giuliano, lassen sie ausrichten, denn nicht die Messe in der größten Kirche von Florenz feiern wolle?

Giuliano, der sich an diesem Morgen unwohl fühlt, zögert, dann sagt er zu. Er will mit den Verschwörern zum Dom eilen, es sind ja nur ein paar Schritte.

Es ist sein Todesurteil.

IM ITALIEN des 15. Jahrhunderts ist die Politik ein Metier der Wagemutigen. Dolche gedungener Mörder gehören zu den Mitteln der Macht. Die Lage auf der Apennin-Halbinsel ist so verworren und wandelt sich zudem so rasch, dass nur noch erfahrene Politiker wie Lorenzo de' Medici dieses komplexe Netz aus Bündnissen und Feindschaften zu durchschauen vermögen – und selbst dies ist, wie dieser Sonntag zeigen wird, keine Garantie für Sicherheit.

Fünf Großmächte dominieren das Geschehen in Italien:

- Florenz, das einen großen Teil der Toskana beherrscht und reich geworden ist durch das Bankwesen, die Stoffproduktion und den Fernhandel;
- die Republik Venedig, die mit der Levante handelt, die Schätze des Orients ins Abendland einführt und die Adria beherrscht;
- das Herzogtum Mailand, das viele Wege über die Alpen kontrolliert und dessen Armee die wohl schlagkräftigste der Halbinsel ist;
- der Kirchenstaat in der Mitte Italiens, in Latium, der Romagna, den Marken, wo-

hin zahlreiche Abgaben der Christenheit fließen: Der Papst ist nicht mehr nur geistiges Oberhaupt der Kirche, sondern nun auch ein vermögender Territorialfürst;

- über den gesamten Süden der Halbinsel schließlich erstreckt sich das Königreich Neapel, von der Fläche her der größte aller italienischen Staaten.

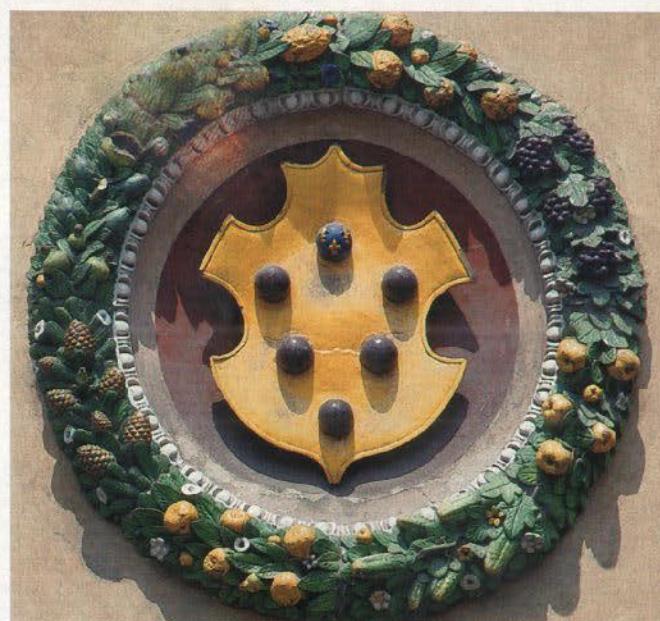
Zwischen und innerhalb der fünf Großmächte liegen Dutzende kleinerer und kleinster offiziell unabhängiger Staaten wie Ferrara und Mantua, Siena und Lucca, Carpi und Mirandola. Hinzu kommen Städte und Regionen, die nominell einer der Großmächte unterstehen, de facto aber mehr oder weniger unabhängig sind: Der Herzog von Urbino etwa ist päpstlicher Vikar, doch lässt er sich vom Heiligen Vater nur schwer kontrollieren – ebenso wie die Räte von Bologna oder Perugia, die ebenfalls zum Kirchenstaat gehören, aber oft agieren, als wären sie unabhängige Stadtrepubliken. Und der König von Neapel schließlich hat kaum Gewalt über seine Barone, die zum Teil riesige Ländereien ihr Eigen nennen.

Noch komplizierter wird die Situation durch die zweifelhafte Legitimität vieler Herrscher, auch der mächtigsten. Manche Gelehrte etwa sind darüber empört, dass der Papst wie ein gewöhnlicher

Fürst regiert und einen Staat beherrscht, der von dieser Welt ist, während seine Sorgen doch anderen Sphären gelten sollten. Die Sforza in Mailand etwa mögen sich Herzöge nennen, doch niemand hat vergessen, dass diese Dynastie erst 1450 von einem Söldnerführer begründet worden ist, der im Putsch die Macht erobert hat (siehe Seite 88).

Das einzige Stabile in diesem System ist dessen Instabilität, das einzige Verlässliche dessen Unzuverlässigkeit. Wenn sich die Gelegenheit ergibt, die Macht des eigenen Staates auch nur um eine Winzigkeit zu vergrößern – sich etwa irgendwo eine kleine Festung einzurichten oder einen Pass zu kontrollieren –, zögern weder die Fürsten noch die Diplomaten der Republiken zuzuschlagen. Da jede Vergrößerung aber nur auf Kosten der Nachbarn gehen kann, ist jeder Staat auch permanent bedroht.

Deshalb umspannt ein schwer durchschaubares Netz gegenseitiger Verpflichtungen die Halbinsel. Jeder Politiker, vom Staatenlenker einer Großmacht bis zum Herrn über ein paar Dörfer, ist stets um mehrere einflussreiche Verbündete bemüht. Denn bindet man sich an keine Macht, läuft man Gefahr, von einer Koalition anderer Staaten erobert zu werden.



Das Wappen der Medici zeigt einen gelben Schild mit sechs Kugeln. Möglicherweise symbolisieren sie Pillen – falls die Vorfahren der vor dem Jahre 1169 nach Florenz eingewanderten Familie tatsächlich einst Mediziner gewesen sind, wie der Name andeutet.

Bindet man sich nur an eine, könnte diese einen irgendwann einverleiben.

So ist in Italien, stärker als irgendwo sonst im Abendland, die Diplomatie zur Kunst gereift. Und kaum jemand betreibt sie so vollkommen wie Lorenzo de' Medici. Es bleibt ihm auch gar nichts anderes übrig, wenn er nicht untergehen will.

Denn Florenz ist die schwächste der fünf Großmächte, umgeben von gleich drei Rivalen: Mailand, Venedig und dem Kirchenstaat. Macht und Reichtum beruhen seit dem Mittelalter vor allem auf zwei Faktoren: dem Bankiersgewerbe sowie der Produktion und dem Handel feiner Stoffe.

Edle Tuche werden im Abendland inzwischen jedoch auch andernorts gefertigt, etwa in Flandern. Dort entstehen allmählich auch einheimische Bankhäuser, die einen Teil des zuvor von Florentinern betriebenen Geschäfts übernehmen, ebenso wie in Genf oder in einigen süddeutschen Reichsstädten. 1420 blühten noch über 70 Bankhäuser in Florenz – im Verlauf der nächsten 50 Jahre aber sind mehr als die Hälfte von ihnen zusammengebrochen, wohl auch unter dem Druck der neuen Konkurrenten.

Regieren ist in Florenz eine verwinkelte, oft im Wortsinn unberechenbare Angelegenheit. Etwa 3000 Ämter stehen in der Republik zur Wahl. Fast alle wichtigen Entscheidungen fällt jedoch ein neunköpfiges Gremium: die *signoria*.

Dort sitzen der *gonfaloniere di giustizia*, das Staatsoberhaupt, und acht Prioren. Diese mächtigen neun amtieren aber jeweils nur zwei Monate im Palazzo della Signoria (oft wohnen sie dort auch die ganze Zeit), dann werden sie abgelöst.

Niemand erlangt einen dieser prestigeträchtigen Posten per Wahl – man gewinnt ihn vielmehr in einer Lotterie der Macht. Die Namen aller für wahlfähig erachteten Männer werden auf Zettel oder Plättchen geschrieben, diese in Beutel geworfen und herausgezogen. Zudem muss die Signoria Entscheidungen mit Zweidrittelmehrheit fällen. Es ist also in Florenz unmöglich, vorauszusagen, wer in drei Monaten regieren, und erst recht,

für welche Politik eine Zweidrittelmehrheit zustande kommen wird.

Das zumindest ist die republikanische Theorie. In Wirklichkeit jedoch bestimmt Lorenzo de' Medici, der Pate von Florenz, fast alle wichtigen Entscheidungen.

DIE MEDICI gehören nicht zur ältesten Elite der Arno-Stadt. Sie sind aus dem toskanischen Umland eingewandert; 1169 tauchte ihr Name erstmals in einer Urkunde auf. „Medici“ mag tatsächlich einst „Ärzte“ bedeutet haben, und vielleicht symbolisieren die Kugeln im Familienwappen deshalb Pillen.

Doch das muss lange her sein, denn schon im 12. Jahrhundert arbeiteten die Medici als Geldwechsler und -verleiher. Wahrscheinlich hatten sie am Mercato

Mit Mut, List und Gewalt bauen Lorenzos Ahnen ihre Großbank auf

Nuovo, dem Platz der Wucherer, ihre *banca*, ihren Tisch, über den die Haufen der Geldstücke geschoben wurden.

Im Geldgewerbe muss man klug sein und risikobereit, denn viele Kredite werden nie zurückgezahlt. Und mutig oder verlogen dazu, denn die Kirche verurteilt Geldgeschäfte als gottlosen Wucher. Wer Zinsen verlangt, muss um sein Seelenheil fürchten. Die Medici waren all dies – und wohl auch etwas brutaler als ihre ebenfalls nicht gerade zimperlichen Standeskollegen, denn oft ging die Sippe mit Schwert und Dolch auf Widersacher los.

Sie stiegen auf, wurden in die Signoria gelöst, mehrten ihren Wohlstand und galten im Volk als gewalttätige Sippe. Diesen Ruf aus Respekt und Angst, den sie sich erkämpft hatten, teilten sie jedoch mit einigen Dutzend weiteren mächtigen und teilweise deutlich reicher Familien.

Dann aber, nachdem sie rund 250 Jahre lang das getan hatten, was viele andere Sippen auch unternahmen, sprengte ihre Macht die Grenzen der Republik. Der 1389 geborene Cosimo de' Medici hatte

von seinem Vater die erfolgreichste Bank der Stadt geerbt, mit Niederlassungen in Rom, Pisa, Venedig, Neapel, Ancona, Mailand, Genf, Brügge, London und Avignon. Wer bei ihm Geld anlegte, erhielt acht Prozent Zinsen. Wer jedoch Kredite aufnahm, musste mindestens zwölf, manchmal gar über 30 Prozent zahlen. Die Rendite auf das Einlagekapital der Medici-Banken betrug rund 30 Prozent im Jahr.

Außerdem organisierte das weit verzweigte Haus den Geldtransport durchs Abendland. Die Medici charterten Galeeren oder stellten Maultierkarawanen zusammen, die Silberbarren und Goldmünzen transportierten. Die Risiken waren enorm, doch die Gewinne betragen durchschnittlich 40 Prozent des eingesetzten Kapitals.

Manche Gewinne reinvestierte die Bank in Kriegsanleihen der Republik Florenz, die diese immer dann aufnehmen musste, wenn Konflikte drohten und teure Söldnertruppen angeworben wurden. Jährliche Rendite dieser Anleihen: 15 bis über 100 Prozent.

Andere Gewinne dienten dazu, den oft geldknappen Fürsten lukrative Monopole abzukaufen. Der Papst etwa überließ den Medici das Alaun-Monopol im Kirchenstaat. Alaun ist ein Mineral, das Glashersteller, Gerber und vor allem Färber benötigen, das in Italien jedoch selten ist und teuer. Überhaupt der Papst: Seit dem frühen 15. Jahrhundert waren die Medici Generaldepositare Seiner Heiligkeit, also Hausbankiers des Hauptes der Christenheit. Zwei Drittel ihrer Gewinne machten sie zeitweilig in Rom.

Wie fabelhaft hoch mögen diese Summen gewesen sein? Jede Filiale galt offiziell als eigenständiges Unternehmen, die einzelnen Niederlassungen schoben Kredite hin und her, hatten unterschiedliche Teilhaber, wurden auch manchmal aufgelöst und unter neuem Namen wiedergründet. Wohl kaum jemand außer Cosimo selbst wusste deshalb vom wahren Vermögen des kompliziert verschachtelten Bankhauses. Um 1430 war Cosimo de' Medici wahrscheinlich der reichste

Bürger seiner Stadt und besaß mindestens 180 000 Florin – das Sechsfache des Wertes des gigantischen Palazzo Medici.

Einen Teil dieses Vermögens investierte er nun in die Politik.

Doch niemand in Florenz konnte es wagen, offen die Macht an sich zu reißen wie etwa die Sforza in Mailand: Zu zahlreich und machtbewusst waren andere reiche Familien, zu tief verwurzelt waren die Ideale der Republik und der städtischen Autonomie bei den Handwerkern und Ladenbesitzern, bei den Gelehrten und Arbeitern, als dass ein Putsch Erfolg gehabt hätte. Cosimo ging einen anderen Weg: Er baute mit seinem Geld Gefolgschaft auf. Streckte Vätern, welche die Mitgift für eine Tochter nicht zahlen konnten, Geld vor. Rettete Manufakturbesitzer vor dem Ruin, förderte Notare und Gelehrte, arrangierte vorteilhafte Ehen für Freunde, verschaffte Posten und Kontakte, spendete für Klöster und Konvente, zahlte mittellosen Söhnen die Ausbildung. Viel Geld, richtig eingesetzt, schafft viele Klienten.

Das Losverfahren verhinderte, dass Cosimo wissen konnte, wer in die nächste Signoria, wer in eines der unzähligen anderen Ämter aufgenommen werden würde. Aber was machte das noch aus? Hatte er einmal eine genügend große Zahl von Anhängern, so sprach die Wahrscheinlichkeit für die Medici: Oft genug würden sie die entscheidenden Gremien durch ihre Gefolgsleute kontrollieren.

Mehr noch: Wer die Signoria beherrschte, der konnte das ganze Lossystem an seinem Schwachpunkt aushebeln. In Florenz bestimmte nämlich die Signoria die Wahlausschüsse – jene Gremien von Männern also, die darüber zu entscheiden hatten, welcher Bürger von Florenz wählbar war und welche Namen mithin überhaupt in die Losbeutel kamen. Und das Beste aus Sicht Cosimos: Deren Sitzungen waren geheim.

Im Herbst 1434 hatte es der Patriarch geschafft: Seine Männer beherrschten, eingesetzt und abgesichert von einer ebenfalls Medici-freundlichen Signoria, die Wahlausschüsse. Fortan fanden die Namen seiner Gegner gar nicht erst den



Selten hat ein Papst so schamlos Kirchenämter an seine Verwandten verteilt wie Sixtus IV. [im Bild rechts; vor ihm ein Gelehrter, daneben vier seiner Neffen]. Die Medici sind seine Hausbankiers – doch als sie ihm für seinen Neffen Girolamo Riario (2. von links) Geld verweigern, wird der Heilige Vater ihr Feind



Il magnifico, der Prächtige, wird Lorenzo de' Medici von seinen Anhängern genannt. Als der Papst dem mächtigen Bankier aber die Gunst entzieht, sieht es eine Zeit lang so aus, als entgleite dem noch nicht einmal 30 Jahre alten Clanchef die Kontrolle über Florenz

Einflussreiche Florentiner Familien wie die Medici kaufen auf dem Mercato Vecchio ein. Und treffen hier, im Schatten der Säule mit der Statue der Abbondanza, der Allegorie des Überflusses, scheinbar zwanglos plaudernd, politische Absprachen



Weg in den Wahlbeutel – sie waren kaltgestellt. Früher hatten die Wahlausschüsse in der Regel rund 2000 Männer für würdig, erfahren, reich und mächtig genug erachtet, um zur Wahl für die Signoria zugelassen zu werden. Die Medici nun reduzierten die Namensliste immer weiter – bis schließlich nur noch 50 buchstäblich handverlesene Kandidaten übrig blieben.

Selbstverständlich hatte es Widerstand gegeben: von reichen Familien, die sich von einer Sippe aus ihrem Kreis nicht dominieren lassen wollten. Von Idealisten, die sahen, dass der Geist der Republik pervertiert wurde.

Gegen sie kleidete Cosimo seine Gewalt in ein republikanisches Gewand. 1434 sowie im Jahr darauf ließ er rund 100 Gegner mit ihren Angehörigen als angebliche Verräte ins Exil schicken. Und, wirkungsvoller noch, er ließ Familien, die ihm missfielen, von den Behörden der Stadt so hoch besteuern, dass die Sippen ruiniert wurden.

Fortan war es gefährlich, sich in Florenz den Medici in den Weg zu stellen, ja auch nur ein offenes Wort der Kritik zu äußern. Cosimo kontrollierte bald auch die *otto di guardia*, den Wachausschuss der acht: die Geheimpolizei. *Tamburi* hingen an den Fassaden aller größeren Kirchen – Holzkästchen, in die Denunzianten anonyme Anzeigen gegen jedermann einwerfen konnten. Wer den Otto missfiel, dem drohten ruiöse Steuern, Exil, Folter, der Tod.

Lorenzo de' Medici war noch nicht 21 Jahre alt, als er, nach einem kurzen Intervall der Kontrolle durch seinen schwer gichtkranken Vater Piero, am 2. Dezember 1469 das politische und wirtschaftliche Erbe seines Großvaters Cosimo antrat.

DIE Macht DES JUNGEN MANNES ist ungeheuer groß – aber sie ist noch immer nicht offiziell legitimiert. Florenz ist eine Republik, Lorenzo gilt als Bürger wie jeder andere auch. Trotz Exil und Denunziationen leben weiterhin viele ehrwürdige Sippen in der Stadt, deren Mitglieder

den Medici nur widerwillig den Vorrang einräumen.

Lorenzo muss seine Augen und Ohren überall haben, bei möglichen Gegnern ebenso wie bei seinen eigenen Männern. Denn Macht hat er nur, solange er Klienten hat. Und Klienten erhält er sich nur durch sorgfältig abgewogene Gunstbeweise. Familienmitglieder und enge Gefolgsleute drängt er zu Ehen mit den Töchtern reicher Familien, um diese enger an die Medici zu binden. Vertraute hat er nicht nur in der Signoria oder bei den Otto, sondern auch in den Zünften der Handwerker, in den religiösen Bruderschaften – in denen sich Laien zusammenschließen, um etwa Kranken oder zum Tode Verurteilten beizustehen –, bei den Bauern im Umland, an allen wichtigeren Höfen Italiens, ja fast ganz Europas.

Ständig muss er Gefälligkeiten erweisen – oder solche möglichst schmerzlos für den Betroffenen ablehnen. Rund 20 000 Briefe, Bitschriften und Demarchen an ihn sind bis heute erhalten, wahrscheinlich nur ein Bruchteil dessen, was tatsächlich einströmt. Er selbst schreibt

Eine Familie aber erträgt nicht länger die Dominanz der Medici

Tausende Briefe, steht an vielen Tagen fünf, sechs Stunden am Pult.

Bei der Festigung seiner Macht dienen Lorenzo auch Aufsteiger aus den Zeiten Cosimos. Etwa Tommaso Soderini, der dem illegitimen Zweig einer vornehmen Familie entstammt und dessen Textilhandel Bankrott gegangen wäre, hätten die Medici nicht Geld hineingesteckt. Gleich nach dem Tod von Lorenzos Vater 1469 organisiert Soderini eine Versammlung von 700 Medici-Anhängern, die Lorenzo ihr Vertrauen ausspricht. Er gehört zur Gruppe ehrgeiziger Männer, die ihre herausgehobene Existenz dem *maestro della bottega* verdanken, dem Meister des Betriebes, also dem jeweiligen Oberhaupt der Medici.

Nach außen sichert sich Lorenzo, indem er sich wie schon Cosimo und Piero eng mit den Sforza verbündet. Die Herzöge von Mailand haben bei den Medici fast unbegrenzt Kredit, dafür garantieren sie Lorenzo Truppen, wann immer er dies wünscht: Mailand liegt nur wenige Tagesritte nordwestlich der Arno-Stadt, selbst bei einer Revolte in Florenz könnten die Söldner des Herzogs den Medici deshalb schnell beistehen.

Mit Venedig arrangiert sich Lorenzo ebenfalls; die Lagunenrepublik gilt als ein traditioneller, wenn auch wenig interessierter Verbündeter von Florenz. Mit dem Heiligen Vater, dessen Bankier er ist, pflegt Lorenzo engen Kontakt – und sogar mit König Ferrante von Neapel, auch wenn dieser oft den Einfluss von Florenz zugunsten seines eigenen eingeschränkt sehen möchte.

Doch trotz Lorenzos Vorsicht schmießen, nur ein paar Minuten Fußweg südlich des Palazzo Medici, einige mächtige Feinde ein tödliches Komplott.

AN DER ECKE Borgo di San Pier Maggiore und Via dei Balestrieri erhebt sich der um 1470 vollendete Palazzo Pazzi. Die Familie der Pazzi lebt allerdings schon sehr viel länger in diesem Stadtviertel zwischen Dom und Palazzo della Signoria – so lange, dass die Straßenecke im Volk „Ecke der Pazzi“ genannt wird. Den Ruhm der Sippe hat eine Heldenat begründet: Ein Pazzi gehörte der Familienlegende nach zu den Kreuzfahrern, die 1099 als Erste die Mauern Jerusalems erstürmten.

Seither sind die Pazzi stolz und adelig. In Florenz kann die Signoria an Bürger wegen herausragender Verdienste Adelsstitel verleihen oder solche, die fremde Fürsten, etwa der König von Frankreich, vergeben haben, anerkennen. Sein Leben lang darf der so Geehrte den Titel „Messer“ im Namen führen. Die Medici, die Meister der verdeckten, der sich betont republikanisch gebenden Macht, lehnen es stets ab, sich derart auszeichnen zu lassen – sie bleiben Bürger. Die Pazzi hingegen sind begierig auf den Ehrentitel.



Delfine und Kreuze zieren das Wappen der Pazzi. Die Bankiersdynastie ist älter als die der Medici, ihre Vorfahren waren ruhmreicher. Einige Pazzi wollen Lorenzos Vormacht brechen – notfalls mit dem Dolch

Messer Jacopo de' Pazzi ist der Patriarch der Sippe: 57 Jahre alt, klug, welterfahren, ein ehemaliger Gonfaloniere di Giustizia, der im Volk beliebt ist. Seine große Schwäche ist die Leidenschaft fürs Spiel, auch um höchste Einsätze.

Die Pazzi gleichen den Medici. Sie gebieten über ein Bankenimperium, das fast so groß ist wie das der Medici. Sie haben das zweitgrößte Vermögen der Stadt – nach dem der Medici. Sie üben Macht aus – doch nicht so viel wie die Medici.

Aber ist das Geschlecht der Pazzi nicht ungleich ehrwürdiger und ruhmreicher? Ist nicht Messer Jacopo so viel älter als Lorenzo, dass er dessen Vater sein könnte? Warum also sollen die Pazzi sich immer mit dem zweiten Rang begnügen?

Selbstverständlich haben die Medici versucht, die Pazzi in ihr unsichtbares Netz der Verpflichtungen einzuspinnen. So ist ein Neffe von Messer Jacopo mit der einzigen Schwester Lorenzos vermählt: Die beiden Sippen gelten fortan als verwandt. Doch irgendwann – wahrscheinlich schon bald nachdem Lorenzo die Macht von Großvater und Vater geerbt hat – zeigen die Pazzi, dass sie nicht länger gewillt sind, sich zurückzuhalten.

Es ist nicht so, dass sie offen rebellieren; dafür sind sie zunächst viel zu vorsichtig. Doch vielleicht – genau überliefert ist dies nicht – werden sie hin und wieder ein offenes Wort riskiert haben. Womöglich ist es auch einfach nur ihr Stolz. Lorenzo, der von klein auf gewohnt ist, von Bittstellern, Schmeichlern, ehrerbietigen Klienten umgeben zu sein, registriert aufmerksam, vielleicht auch alarmiert, dass ihm da jemand von gleich zu gleich entgegentritt.

Ein Fehler der Pazzi.

Lorenzo ist, wie er in einem vertraulichen Brief gesteht, über „diese meine Pazzi-Verwandten“ verärgert. Er beklagt ihren „üblichen Charakter“ – und sorgt dafür, dass ihre Namen fortan seltener in den Wahlbeuteln zu finden sind als zuvor. Eine subtile Demütigung und eine Minderung der politischen Macht seiner Rivalen.

Auch die Pazzi haben Klienten. Etwa Bernardo Bandini Baroncelli, einen Bankier aus angesehener Familie, mit besten Kontakten zum Königshof nach Neapel. Bandini Baroncelli ist schon seit vielen Jahren ein heimlicher Gegner der Medici. Zudem ist auch das Volk unruhig. Gele-

gentlich entdecken die Geheimpolizisten anonyme Schmähzettel in den Straßen. Und die Bürger flüstern sich zu: „Chi non seghue le palle gli fie rotto le spalle al fine.“ (Wer den Kugeln [im Wappen der Medici] nicht folgt, dem wird am Ende das Rückgrat gebrochen.)

Doch mit ihren Florentiner Anhängern und einigen womöglich unzufriedenen einfachen Bürgern allein können die Pazzi nicht die in Jahrzehnten errichtete Macht der Medici brechen. Sie müssen sich nach auswärtigen Verbündeten umsehen – und sie finden einen Unterstützer, den vielleicht besten, den man sich im Abendland überhaupt wünschen kann. Den Papst.

Sixtus IV. sitzt seit 1471 auf dem Stuhl Petri. Der Franziskaner, ein Theologe und religiöser Schriftsteller, galt bis zu seiner Erhebung als fromm und weltabgewandt. Doch seither macht er Politik für sich und seine Familie, so schamlos wie kaum je einer seiner Vorgänger. Er ist der erste große Renaissance-Mäzen im Vatikan: ein Freund der Künstler, Förderer der Vatikanischen Bibliothek, Erbauer der nach ihm benannten Sixtinischen Kapelle.

Doch mehr noch als die Kunst interessiert ihn das Wohl seiner zahlreichen Neffen. Sechs von ihnen erhebt er zu Kardinälen, manche sind noch nicht einmal erwachsen. Einen weiteren Neffen – Girolamo Riario – macht er zum Grafen. Dem Sforza-Herrscherg in Mailand kauft er dafür im Dezember 1473 die Stadt Imola ab, damit sein Neffe ein eigenes kleines Reich hat.

Damit aber macht er sich die Medici zu Gegnern. Denn Lorenzo hätte Imola gern für Florenz erworben, das hätte die Macht seiner Stadt gestärkt und seine Beliebtheit beim Volk, das jede „Eroberung“ gutheißt, vergrößert – ein nie zu unterschätzender Vorteil für jemanden, der illegitim herrscht. Als Sixtus IV., chronisch geldknapp, den Kaufpreis für Imola von 40 000 Dukaten bei seiner Medici-Hausbank aufnehmen will, verweigert ihm Lorenzo deshalb den Kredit.

Nun aber kommt es zum Affront: Die Pazzi leihen dem Papst das Geld. Lorenzo ist düpiert, ja gedemütigt in aller



Prunkvoll inszenieren Florentiner Patrizier ihre Hochzeiten. Meist sind diese nur ein Instrument



Wie die miteinander rivalisierenden Familien, so kämpfen auch die Florentiner in ihren Straßenspielen gegeneinander. Beim *civettino* etwa versuchen drei Spieler, sich gegenseitig Schläge zu versetzen



der Politik. Auch Lorenzo arrangiert häufig Ehen, um Bündnisse zwischen Familien zu festigen



Zwei Geldwechsler sitzen hinter einer *banca*, auf der Stapel von Münzen liegen. Kaufleute richten bei ihnen Konten ein, nehmen Kredite auf oder tauschen Geld. Auch die Medici haben einst als Geldwechsler begonnen. Wahrscheinlich hatten sie ihre Banca am Mercato Nuovo, dem Platz der Wucherer

Öffentlichkeit, denn selbstverständlich sorgen gezielte Indiskretionen schnell dafür, dass ganz Italien weiß, wie die Medici ausmanövriert worden sind.

Es scheint, als entgleite dem Maestro della Bottega die Kontrolle. Am 16. Juli 1474 entlässt Sixtus IV. die Medici als Hausbankiers – und überträgt einen Großteil seiner Geldgeschäfte nun den Pazzi.

Mehr noch: Der Papst ordnet eine strenge Überprüfung der Bücher der Medici-Filiale in Rom an. Zwar werden keine Unregelmäßigkeiten entdeckt, doch allein diese Geste – auch sie bleibt selbstverständlich nicht geheim – bringt das Haus in den Ruch dubioser Geschäftemacherei. Für einen Bankier, dessen wichtigstes Kapital das Vertrauen der Anleger ist, eine verheerende Unterstellung.

Im selben Jahr ernennt Sixtus IV. Francesco Salviati zum Erzbischof des zum Florentiner Staat gehörenden Pisa. Salviati stammt aus einer ehrenwerten, gar entfernt mit den Medici verwandten, doch hoch verschuldeten Familie. Die Ausbildung des jungen Mannes hat, so zumindest legen es einige Indizien nahe, Messer Jacopo de' Pazzi finanziert. Später lebte Salviati in Rom, wo er Aufträge der Pazzi-Bank ausführte und sich mit dem Papst und vor allem dessen einflussreichen Neffen anfreundete.

Lorenzo beklagt sich beim Papst bitter über die Ernennung. Er intrigiert in der Signoria gegen den neuen Erzbischof – vergebens. 1475 muss er Salviati, den Klienten der Pazzi, schließlich akzeptieren. Ein Jahr darauf läuft das Alaun-Monopol der Medici im Kirchenstaat ab. Der Papst erneuert den Vertrag nicht – sondern überträgt die Rechte an die Pazzi.

In all diesen Jahren begegnet Lorenzo regelmäßig Messer Jacopo: im Dom, auf der Piazza, bei festlichen Anlässen wie Hochzeiten und Taufen. Stets sind die beiden Patriarchen im Umgang miteinander von erlesener Höflichkeit. Doch da plant der Medici längst den Gegenschlag.

Lorenzo muss handeln. Die Taten des Papstes schwächen nicht nur die Finanzkraft seines Hauses. Verheerender noch ist der politische Schaden. Sieht doch ganz Florenz, dass die Medici nicht mehr

für ihre Klienten sorgen können, während es vorteilhaft ist, auf Seiten der Pazzi zu stehen.

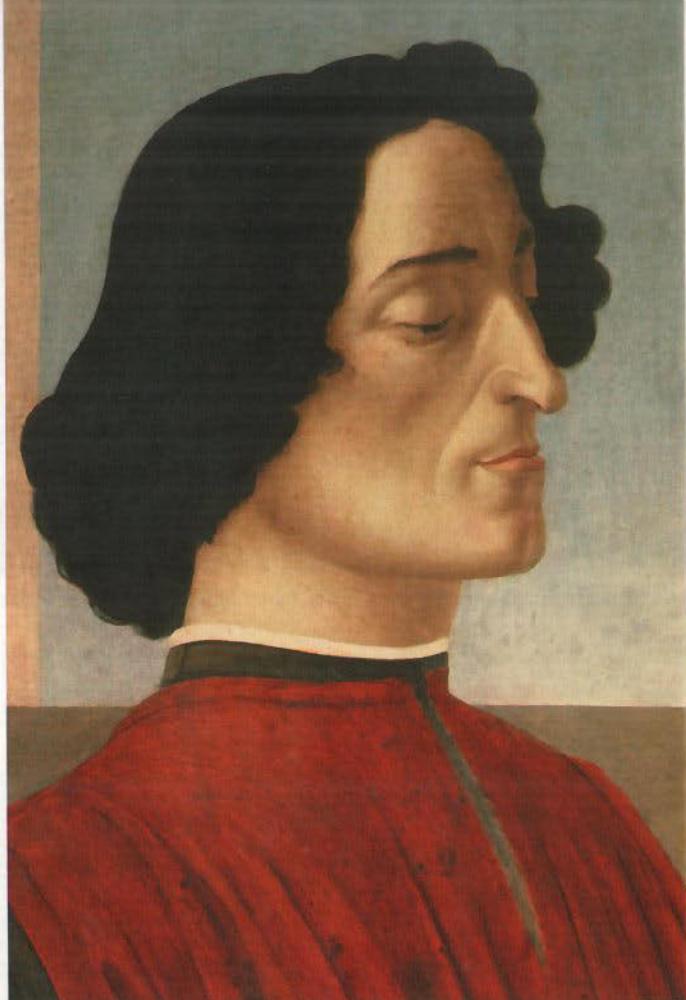
Im März 1477 setzt Lorenzo in der Signoria – gegen den Rat vieler Freunde – ein Gesetz durch, das es fortan Töchtern unter bestimmten Bedingungen unmöglich macht, eine Erbschaft anzutreten. Jedermann ist klar, gegen wen dieses seltsame Gesetz gerichtet ist: Ein Pazzi, der die einzige Tochter einer immens reichen Familie geheiratet hat, soll so um das bald zu erwartende Erbe seiner Gattin gebracht werden. Die Botschaft ist deutlich. Lorenzo wird nun seine politische Macht nutzen, um, wie einst Cosimo, mithilfe der Gesetze und der Steuern der Republik Florenz seine Gegner finanziell ausbluten zu lassen.

Spätestens jetzt herrscht ein lautloser Krieg in Florenz.

NIEMAND WEISS HEUTE MEHR, wer zuerst auf die Idee gekommen ist, diesen Konflikt mit dem Dolch zu beenden. Immer wieder hat es in Italiens Städten Attentate gegeben. Nur wenige Monate vor Lorenzos umstrittenem Erbschaftsgesetz ist der Herzog von Mailand, sein engster Verbündeter, erdolcht worden. (Allerdings folgt ihm ein weiterer Sforza, sodass Mailand den Medici weiterhin gewogen bleibt.) Warum also soll man nicht Lorenzo beseitigen – und damit die Medici danach ohne Familienoberhaupt sind, auch gleich seinen jüngeren, bislang wenig hervorgetretenen Bruder Giuliano?

Manche Indizien sprechen dafür, dass es wohl Graf Girolamo Riario aus Imola ist, der nach Macht und Reichtum gierende Neffe des Papstes, der als Erster die Bluttat plant. Der Heilige Vater ist schon jenseits der 60, ein alter Mann nach den Maßstäben der Zeit. Wer wird, wenn er stirbt, Imola vor dem Zugriff der Medici schützen? Ein neuer Papst würde wohl kaum wegen des Neffen seines Vorgängers einen großen Konflikt mit Florenz riskieren. Graf Riario muss, will er Graf bleiben, die Medici ausschalten, bevor sein päpstlicher Gönner stirbt.

Mit wem wird Riario zuerst über den Mordplan geredet haben? Wahrschein-



Giuliano de' Medici ist in der Politik bislang wenig hervorgetreten. Doch Lorenzos jüngerer Bruder soll bei dem geplanten Attentat ebenfalls sterben, da er den Verschwörern als dessen möglicher Nachfolger gilt

lich mit Francesco Salviati, dem Erzbischof von Pisa und Klienten der Pazzi. Salviati war es, der 1473 als Beauftragter der Pazzi-Bank jene 40 000 Dukaten, ohne die Imola gar nicht Riaros Reich wäre, nach Rom geleitet hat. Er ist ein Freund des Grafen Riario. Und er würde auch gern die reichere Diözese Florenz übernehmen, gar Kardinal werden – ehrgeizige Pläne, denen Lorenzo entgegensteht.

Dann gibt es da noch Francesco de' Pazzi: klein, mager, blass und, wie ein Zeitgenosse festhält, „unverfroren, rastlos, ehrgeizig“. Er leitet die Pazzi-Filiale in Rom und ist ein Neffe von Messer Jacopo. Ein Hitzkopf, der noch viel stärker als der Patriarch des Hauses darauf drängt, sich nicht länger von den Medici in den Schatten stellen zu lassen.

So treffen sich ab Sommer 1477 ein Graf, der fürchtet, alles zu verlieren, ein Erzbischof, der bei der jetzigen Konstellation nichts mehr dazugewinnen kann, und ein Bankier, der nicht mehr länger hinter seinem Rivalen zurückstehen will, in den Gemächern des Erzbischofs im Vatikan. Sie werben Söldnerführer an – unter anderem den Herzog von Urbino (siehe Seite 64).

Auch Papst Sixtus IV. wird eingeweih. Scheinheilig beschwört er die Ränkeschmiede, die ihm verhassten Medici zwar auszuschalten – doch bitte so, dass dabei kein Blut fließt. Die Verschwörer sagen dies zu und kümmern sich nicht weiter darum. Hat doch Sixtus IV. schon längst im vertrauten Kreis gedroht: „Mag sein, dass wir unsere Eisen gebrauchen müssen, um Lorenzo klar zu machen,

dass er ein Bürger ist und wir der Papst sind, weil dies Gottes Wille ist.“

Der Einzige, der zögert, ist Messer Jacopo. Ihm scheinen die Medici noch zu stark zu sein. Doch im August 1477 reist ein eingeweihter Söldnerführer von Rom nach Florenz. Er trifft sich mit dem Oberhaupt der Pazzi heimlich im Gasthaus „Zur Glocke“. In einem Hinterzimmer kann der erfahrene Soldat den zögerlichen Bankier überzeugen. Jacopo de' Pazzi, der leidenschaftliche Spieler, wagt den größten Einsatz seines Lebens.

WANN ABER SOLLEN die Mörder zuschlagen? Wann kommen sie nahe genug an Lorenzo und seinen Bruder heran, sodass beide zugleich fallen? Und wie können die Verschwörer unauffällig so viele Bewaffnete nach Florenz einschleusen, dass sie dort die Macht an sich zu reißen vermögen? Mehrfach müssen die Pazzi und ihre Verbündeten ihre Pläne im letzten Moment aufgeben. Manchmal scheint es, als sei Lorenzo bereits informiert.

Tatsächlich erreichen Lorenzo vage Warnungen und Gerüchte über einen Anschlag – unter anderem durch ein Schreiben seines Filialleiters in Rom, der in der Stadt Gerede über ein geplantes Attentat aufgeschnappt hat. Doch niemand weiß Genaues – und Lorenzo, dessen Agenten in den vorangegangenen Jahren schon mehrere Mordkomplote aufgedeckt haben, unternimmt nichts.

Vielleicht weiß er tatsächlich zu wenig von der drohenden Gefahr. Möglich aber auch, dass er zwar keine Einzelheiten kennt, doch ahnt, was die Pazzi planen – und ihnen kaltblütig den ersten Stoß überlässt, um sich dann umso effektvoller als der Angegriffene darstellen zu können.

Immerhin dies ist auffällig: Seit einigen Monaten schon werden Lorenzo und sein Bruder nur noch selten gemeinsam in der Öffentlichkeit gesehen. Möglich, dass sich Giuliano ja tatsächlich, wie er oft angibt, unwohl fühlt. Aber vielleicht ist es auch eine geheime Vorsichtsmaßnahme.

Schließlich ist es der Papst, der für die zaudernden Verschwörer den passenden

Anlass inszeniert. Sixtus IV. hat inzwischen auch einen Großneffen zum Kardinal erhoben, den erst 17 Jahre alten Raffaele Sansoni Riaro, einen blassen Studenten des kanonischen Rechts, der in das Komplott nicht eingeweiht ist. Den jungen Kardinal nutzt der Papst nun als ahnungslosen Lockvogel: Der hohe Würdenträger soll Florenz besuchen; Sixtus IV. ernennt ihn gar zum Legaten, also zu einem diplomatischen Abgesandten Seiner Heiligkeit.

Unter das standesgemäß zahlreiche Gefolge des Kardinals können sich einige Dutzend bewaffnete Verschwörer mischen, ohne großes Aufsehen zu erregen. Zugleich werden Lorenzo und sein Bruder kaum vermeiden können, den päpstlichen Gesandten prachtvoll zu empfangen – zumal dieser, sicherlich nach gezielten Einflüsterungen der Ränkeschmiede, den Wunsch äußert, die legendäre Kunstsammlung im Palazzo Medici mit eigenen Augen zu sehen.

Ein Graf, ein Patrizier und ein Erzbischof planen den Tod der beiden Medici

Anfang 1478 reist der Kardinal gen Florenz. Zunächst logiert er in der ländlichen Villa der Pazzi. Lorenzo lädt für den 26. April nach der Messe im Dom in seinen Palazzo. Zum Gefolge des jungen Geistlichen gehören auch Messer Jacopo und Francesco de' Pazzi, der Erzbischof von Pisa sowie einige Söldnerführer. Der Empfang ist die erwartete Gelegenheit.

Am Morgen, auf dem Weg zur Messe, dann die Nachricht: Giuliano de' Medici fühle sich leider unpässlich, er werde nicht an der Mittagseinladung teilnehmen können. Die Verschwörer aber können nicht mehr zurück. Inzwischen haben sie päpstlichen Armbrustschützen die Order gegeben, auf Florenz zuzureiten. Treffen diese, wie geplant, um die Mittagszeit in der Stadt ein, werden sie Misstrauen erregen. Sind die Medici bis dahin nicht tot, dann werden sie wissen, dass ein Komplott geschmiedet wird –

und es wird nicht schwer sein, zu erraten, wer dahintersteckt.

Also beschließen Jacopo de' Pazzi, der Erzbischof von Pisa und die anderen Häupter der Verschwörung auf den letzten Metern vor dem Dom, bereits in wenigen Minuten zuzuschlagen. Während der ahnungslose junge Kardinal der Messe beiwohnt, sollen die Medici sterben.

Da ist es ausgerechnet ein Söldnerführer, der vielleicht erfahrenste Totschläger in den Reihen der Verschwörer, der sich empört verweigert. Er, der den ersten Stich auf Lorenzo führen soll, will nicht das Sakrileg begehen und während der Messe in einer Kirche einen Mord verüben. Andere Attentäter nehmen seinen Platz ein: Zwei Geistliche aus dem Gefolge der Pazzi haben keine Skrupel – sie wollen auf das vereinbarte Zeichen hinzustechen. Doch nun ist Giuliano de' Medici nicht einmal im Dom erschienen ...

Deshalb eilen Francesco de' Pazzi und Bernardo Bandini Baroncelli aus der Kirche zum Palazzo Medici.

DER PALAST IST ein wuchtiger Klotz. Zwar ist die dreigeschossige Fassade mit behauenen Steinen, mit Bogenreihen rhythmisch gegliedert und bekrönt von einem hervorkragenden Gesims, doch seine schiere Größe zeigt an, dass hier keine gewöhnliche Familie residiert. 20 Häuser hat Cosimo einst aufkaufen und abreißen lassen, um Platz für den Stammsitz der Medici zu schaffen, in dessen Raumfluchten Lorenzo seine Kindheit verbrachte.

Ein junger Sforza, als Herzogserbe fast täglich von der Pracht diverser Paläste umgeben, pries bei einem Besuch „die Schönheit der Decken, die Höhe der Räume, die treffliche Art der Anordnung von Türen und Fenstern, die große Zahl von Zimmern und Sälen, die erlesene Ausstattung der studioli, die wertvollen Bücher, die gepflegten, anmutigen Gärten, die kostbaren Wandbehänge und Truhen von unvergleichlicher Machart, die herrlichen Skulpturen, die Zeichnungen aller Art, das Silbergerät von unschätzbarem Wert. Es ist das schönste

Haus, das ich je gesehen habe und je wohl sehen werde.“

Legendär sind die Kunstwerke im Palast – von Donatellos lebensgroßer Skulptur „Judith und Holofernes“ bis zu den Fresken Benozzo Gozzolis, welche die Privatkapelle schmücken. Das wichtigste Bildnis dort zeigt den Zug der Heiligen Drei Könige – und, in deren Gefolge, den zu Zeiten der Entstehung des Kunstwerks etwa zehnjährigen Lorenzo.

Dieser, in einer Welt der Kunst groß geworden, liebt das Schöne. Er ist ein Dichter von Rang, korrespondiert mit Poeten und Philosophen und sammelt seltene Handschriften – darunter ist auch eine mit Werken des Dichters Petrarca, vom berühmten Boccaccio eigenhändig kopiert. In seinem Garten beim Kloster San Marco hat er Dutzende antiker Statuen ausgestellt. Maler und Bildhauer dürfen hier die Meisterwerke der Griechen und Römer studieren – auch der junge Michelangelo wird hier die Kunst der Alten bewundern.

Doch die Kunst ist für Lorenzo mehr als eine Leidenschaft, sie ist Notwen-

digkeit. Nicht nur wegen seiner politischen Stellung, mehr noch durch seine Sammlung erlesener Werke und die Förderung der Künste erwirkt er sich den Ehrentitel „der Prächtige“.

Der wiederum bringt ihm Prestige ein – und das ist ein Instrument zur Sicherung der Macht. Fürsten haben Prestige mit ihrer Abstammung geerbt, Kirchenführer verdanken es ihrem Amt – Lorenzo jedoch muss es sich erarbeiten, muss immer wieder neu beweisen, dass er, wiewohl offiziell nichts weiter als ein Bürger einer Republik, doch mit Herzögen und Kardinälen gleichziehen, ja sie übertreffen kann.

So ist der Palazzo Medici nicht einfach ein über großes Haus für eine Familie, die zu Geld gekommen ist und dieses für luxuriöse Dinge ausgibt. Er ist eine politische Manifestation: ein steinernes Denkmal dafür, dass und warum den Medici der Vorrang gebührt. Und dass es ehrenvoll und erstrebenswert ist, ihrem Vorbild zu folgen.

Die Verschwörer wissen selbstverständlich um die Wirkung des Palastes,

doch sie werden sich, steht zu vermuten, damit getrostet haben, diese Pracht bald in Flammen aufgehen zu sehen.

Äußerlich lassen sich Francesco de' Pazzi und Bandini Baroncelli nichts anmerken. Sie überreden Giuliano, doch noch zur Messe zu gehen. Ihre genauen Worte sind nicht überliefert, doch auf den wenigen Schritten die Via Larga hinunter zum Dom stoßen sie Giuliano in die Rippen, scheinbar scherhaft, so wie es gut aufgelegte Freunde eben tun. Tatsächlich jedoch wollen die beiden Verschwörer unauffällig feststellen, ob der Medici, unter seinem Gewand versteckt, ein Kettenhemd trägt.

Er hat keinen Schutz angelegt.

Es ist inzwischen später Vormittag, als die Messe ihrem Höhepunkt zustrebt. Der Dom ist überfüllt, doch keineswegs lauscht jeder auf Predigt und Gebete. Lorenzo schlendert noch immer, mit Freunden plaudernd, durch das weitläufige Gotteshaus. Rund 20 Meter weiter steht sein Bruder Giuliano, nur ein paar Schritte entfernt vom Portal, das auf die Via dei Servi hinausführt.



An Feiertagen ziehen Prozessionen aus dem Dom. An einem Sonntag des Jahres 1478 indes wird das Gotteshaus zum Ort eines Verbrechens



Nach dem Anschlag eilen die Verschwörer zum Palazzo della Signoria (links), um dort die Regierung zu übernehmen

Die Verschwörer wollen beim Abendmahl zuschlagen. Wann genau, darüber werden später die Angaben von Augenzeugen auseinander gehen. Wahrscheinlich zücken sie ihre Waffen, als der Priester am Altar die Hostie hebt.

„Hier, du Verräter!“, schreit Bandini Baroncelli in diesem Moment und stößt Giuliano de' Medici seinen Dolch in die Brust. Dieser taumelt zurück. Da stürzt Francesco de' Pazzi auf ihn und macht den Verletzten in einem blutigen Furor nieder. Mindestens zwölf tiefe Wunden wird man später am Körper des jüngeren der beiden Medici zählen. Doch auch Francesco ist am Bein schwer verwundet – wahrscheinlich hat er sich in seiner rasenden Wut selbst getroffen.

Im gleichen Moment stürzen die beiden Geistlichen auf Lorenzo zu. Einer packt ihn an der Schulter, der andere attackiert ihn mit dem Dolch. Doch der Medici wird von der schlecht geführten Klinge nur leicht am Hals verwundet. Lorenzo reißt sich los, wirft seinen Mantel zum Schutz über den linken Arm, zieht seinerseits einen Dolch und pariert die nächsten Stöße der Attentäter.

Panisch schreiend stürzen Hunderte Gläubige aus dem Dom, nur weg von den blitzenden Klingen, die plötzlich allerorten gezückt werden. Manche glauben, dass Brunelleschis gewaltige Kuppel einstürzen werde. Andere wollen, gegen die Hinausdrängenden, zum Schauplatz des Kampfes eilen.

Der junge Kardinal Riario bricht vor Schreck am Altar zusammen und sammelt Gebete, bis ihn einige beherzte Ka-

Getroffen von zwölf Dolchstichen, liegt Giuliano im Dom

noniker fortzerren. Jener junge Pazzi, der Lorenzos Schwester geheiratet hat (und der in das Komplott nicht eingeweiht worden ist), schreit hysterisch Verrat und beteuert seine Unschuld, sobald ihm klar wird, dass Pazzi die Klingen gegen Medici gezückt haben.

Lorenzo kann die Geistlichen abwehren, bis sich einige Anhänger um ihn geschart haben. Auch sie halten Waffen in der Hand. Bandini Baroncelli und Francesco de' Pazzi kämpfen sich im

Durcheinander bis in Lorenzos Nähe, doch dessen Männer bilden nun einen schützenden Wall um ihren Herrn. Einer bekommt einen Stich in den Magen und bricht tödlich getroffen zusammen.

Lorenzo springt über eine hölzerne Brüstung in den achteckigen Chor, dann eilen er und seine Begleiter in die nördliche Sakristei, wo sie die schweren bronzenen Türen zuwerfen und verriegeln. Einer seiner Männer saugt ihm die Wunde aus, weil niemand weiß, ob der Attentäter seinen Dolch vergiftet hat. Lorenzos Leben ist vorerst gerettet. Doch die Sakristei erweist sich als Festung und Falle zugleich, aus der er nicht zu entweichen wagt. Lorenzo muss Florenz zunächst den Verschwörern überlassen.

Inzwischen hat sich der riesige Dom weitgehend geleert. Nur der tote Giuliano bleibt inmitten einer großen Blutlache zurück. Niemand kümmert sich um ihn.

Die Attentäter reagieren schnell, als sie merken, dass sie nicht in die Sakristei eindringen können: Die beiden Geistlichen, die Lorenzo angegriffen haben, laufen zum Benediktinerkloster der Stadt und verstecken sich dort. Francesco de' Pazzi hinkt, eine Blutspur hinter sich

lassend, zum Palazzo seiner Familie, um sich dort verbinden zu lassen.

Ein paar Bewaffnete eilen zum Tor von Santa Croce im östlichen Teil der Mauer, das sie erobern. In wenigen Stunden sollen aus dieser Richtung die päpstlichen Armbrustschützen eintreffen, da ist es wichtig, das Tor in der Gewalt zu haben. Jacopo de' Pazzi sammelt auf den Straßen Anhänger um sich. Und Francesco Salviati, der Erzbischof von Pisa, hat den Dom schon vor einiger Zeit verlassen – angeblich, um seine kranke Mutter zu besuchen. Tatsächlich haben sich ihm außerhalb der Kirche wie geplant etwa 30 schwer Bewaffnete angeschlossen, mit denen er nun zum Palazzo della Signoria eilt.

Der zweite Teil des Plans läuft an. Der Erzbischof legt den Weg vom Dom zum Palazzo della Signoria in ungefähr drei Minuten zurück. Im Regierungssitz arbeiten der Gonfaloniere di Giustizia, die acht Prioren, einige Diener und mehrere Wächter – alles in allem rund 50 Männer, die vom Aufruhr im Dom noch nichts bemerkt haben.

Der Erzbischof, der so überraschend im Palast erscheint, wird so gleich zum Gonfaloniere – einem Anhänger Lorenzos – geführt, während seine 30 Begleiter sich möglichst unauffällig im riesigen Bauwerk verteilen. Sie sollen dort die Wachen überwältigen.

Doch hier begehen die Verschwörer einen fatalen Fehler: Sie unterschätzen den Palast.

Während der Erzbischof vor dem staunenden, dann aber zunehmend misstrauischer werdenden Gonfaloniere zu einer langen Rede über mögliche päpstliche Gunstbeweise für den Sohn des Gonfaloniere ansetzt, um seinen Männern Zeit zu verschaffen für ihren Schlag, verlaufen sich diese in den verwirrend angeordneten Gängen und Zimmerfluchten des Gebäudes. Viele schlagen massive Türen hinter sich zu, die jedoch mit Federbolzen gesichert sind und sich deshalb von innen nicht wieder öffnen lassen. Sie setzen sich so selbst gefangen.

Der Erzbischof wird immer unruhiger, seine Rede ist fahrig und unzusammen-

hängend. Schließlich bezähmt der Gonfaloniere sein Misstrauen nicht länger: Er ruft Bewaffnete herbei. Der Erzbischof will sich daraufhin eilig zurückziehen, es kommt zum Tumult, dann ergreifen ihn Wachen der Signoria.

Auch andernorts ertönt der Lärm von Handgemengen. Die Verschwörer, verwirrt durch das unübersichtliche Gebäude, werden überwältigt. Der Gonfaloniere und seine Mitarbeiter greifen zu allen erreichbaren Waffen – auch Bratenspieße aus der Küche und Steine reißen sie an sich, bevor sie sich im hohen Turm des Palazzo verschanzen und die Alarmglocken läuten.

Die Schläge der Glocken hallen nun durch die Gassen von Florenz und sind selbst im Umland so gut zu hören, dass die Bauern aus den Dörfern zu den Waffen greifen und ihrerseits die Kirchenglocken läuten. Noch weiß kaum jemand, was vorgefallen ist. Es ist jetzt Mittag.

Da erscheint Messer Jacopo de' Pazzi an der Spitze eines Zuges von 50 bis 100 Anhängern und Söldnern auf dem Platz vor dem Palazzo della Signoria. „Volk

Für einige Stunden ist die Stadt am Arno ohne Herrn

und Freiheit!“, ruft er, um die Florentiner aufzuwiegeln. Doch die Bürger verbärikadieren lieber ihre Häuser, wenn sie nicht gleich zum Palazzo Medici eilen, um Lorenzo beizustehen.

Jacopo de' Pazzi ist verwirrt. Eigentlich hätte sein Neffe Francesco mit ihm durch Florenz ziehen sollen, doch der liegt nun verletzt in seinem Palast. Und eigentlich hätte ihm der Erzbischof von Pisa den Palazzo della Signoria öffnen sollen – doch stattdessen erschallen von dort die Alarmglocken. Und als er sich mit seinen Männern nähert, schleudern ihnen die Wachen und die Prioren Steine und andere Wurfgeschosse entgegen, sodass sie zurückweichen müssen.

In der Sakristei des Doms ruft Lorenzo derweil fast hysterisch nach seinem Bru-

der. Einer seiner Anhänger steigt über eine Leiter zur Orgelempore hinauf, um die Lage zu erkunden. Er erblickt Giuliano de' Medici in einer riesigen Blutlache – und bewaffnete Klienten der Medici, die inzwischen vor der Sakristei eingetroffen sind. Die Lage scheint sicher zu sein.

Seine Männer geleiten Lorenzo aus der Sakristei – wobei sie den Weg so wählen, dass er den Leichnam im Kirchenschiff nicht sieht. Niemand hat es bislang gewagt, ihm vom Tod des Bruders zu berichten. In wenigen Minuten sind die Männer im Palazzo Medici. Hier sammeln sich weitere Anhänger. Noch ist vollkommen unklar, wem die Stadt in diesem Augenblick gehört. Doch das Schicksal Julianos lässt sich nun nicht länger verheimlichen.

„Meine allererlauchttesten Herren“, kritzelt Lorenzo hastig auf ein Papier, „gerade eben wurde mein Bruder Giuliano ermordet, und meine Stellung ist in höchster Gefahr. Jetzt ist die Stunde gekommen, meine Herren, eurem Diener Lorenzo zu Hilfe zu eilen. Schickt möglichst schnell alle Truppen, die Ihr entbehren könnt, damit sie meiner Stellung Schild und Sicherheit sind, wie sie es immer waren. Euer Diener, Lorenzo de' Medici.“

Ein Eilbote reitet mit dieser Depesche nach Mailand, auf dass der Sforza-Herzog möglichst rasch Soldaten kommen lasse. Es ist früher Nachmittag.

Ungefähr zu der Zeit, in der Lorenzo Soldaten erbittet, kehren andernorts in der Toskana jene Armbrustschützen des Papstes um, auf deren Hilfe die Verschwörer gesetzt haben. Heute ist nicht mehr herauszufinden, warum sie dies tun. Wahrscheinlich vernehmen sie, vielleicht schon in Sichtweite von Florenz, die Alarmglocken und schließen daraus, dass die Ermordung der Medici gescheitert sein muss. Gut möglich zudem, dass eben dieser Alarm die Bauern in der Nähe der Armbrustschützen zu den Waffen greifen lässt. Die Männer vom Land werden, wenn in Florenz Alarm gegeben wird, alle fremden Soldaten, die plötzlich bei ihnen auftauchen, als Feinde attackie-



Mit einer Gedenkmünze erinnert Lorenzo später an das Komplott:
Laurentius Medices - Salus Publica (Lorenzo de' Medici - Öffentliches
Wohl) ist darauf geprägt. Die Rückseite ehrt den toten Bruder

ren. Jedenfalls scheinen die Söldnerführer nicht gewillt zu sein, das Leben ihrer Männer in einem zweifelhaften Umsturz zu riskieren.

Allmählich erkennt Jacopo de' Pazzi, dass die Armbrustschützen des Papstes nicht kommen werden. Zugleich kann er den Palazzo della Signoria nicht erobern. Und er muss auch erfahren haben, dass Lorenzo nicht tot ist, ja dass er Bewaffnete um sich schart.

Jacopo de' Pazzi, der erfahrene Spieler, verliert die Nerven. Mit einigen Anhängern reitet er zum Tor von Santa Croce und flieht aus Florenz. Es ist der Nachmittag des 26. April. Das Mordkomplott der Pazzi ist gescheitert.

Und die Rache der Medici wird furchtbarlich sein.

NOCH AM NACHMITTAG werden die bewaffneten Helfer der Pazzi im Palazzo della Signoria erschlagen oder lebendigen Leibes aus den Fenstern der oberen Stockwerke auf den Platz geschleudert – wo ein Mob, der inzwischen zusammengegelaufen ist, die Leichen schändet. Francesco de' Pazzi wird nackt aus seinem Palazzo gezerrt und zur Signoria geschleift.

Dort knüpft man ihn ohne Prozess an einem steinernen Fensterkreuz auf.

Auch einige Mitzverschwörer hängen in den Fenstern. Der prominenteste ist der Erzbischof von Pisa, der sich nach einem Augenzeugenbericht im Todeswürgen in die Brust des neben ihm baumelnden Francesco de' Pazzi verbeißt.

In den folgenden Tagen treiben Klienten Lorenzos und Agenten der Otto systematisch die meisten Häupter der Verschwörung zusammen. Messer Jacopo wird am Tag nach dem gescheiterten Anschlag von Bauern in einem toskanischen Bergdorf gefasst, so schwer zusammengeschlagen, dass er nicht mehr gehen kann, nach Florenz zurückgebracht und am Tag darauf am Fenster des Palazzo della Signoria gehängt. Später schreitet niemand ein, als dessen Leichnam von einem Haufen schrecklich heiterer Jungen stundenlang geschändet wird.

Die beiden Geistlichen, die Lorenzo erdolchen wollten, werden bei den Benediktinern entdeckt, aus dem Kloster gezerrt, vom Mob verstümmelt und aufgeknüpft.

Und selbst Bandini Baroncelli – den Mann, der den ersten Stich führte – fas-

sen die Häscher. Bis Konstantinopel zum Hof des Sultans ist er geflohen, doch die Diplomaten von Florenz erreichen bei dem Osmanenherrscher die Verhaftung und Ausweisung des Attentäters. Am 29. Dezember 1479 hängt auch er an einem Fensterkreuz – in wallenden türkischen Gewändern, um seine Schande noch zu erhöhen. Unten in der gaffenden Menge steht Leonardo da Vinci und zeichnet den Gehalten.

In den Tagen nach dem Attentat werden, wie Niccolò Machiavelli später schreibt, „so viele Mordtaten verübt, dass die Straßen voll zerrissener Glieder lagen“. Wohl 100 Männer lassen ihr Leben – darunter Pazzi, deren einziges Verbrechen darin besteht, dass sie Brüder oder Vettern der Verschwörer sind. Lorenzo ist entschlossen, die rivalisierende Familie auszulöschen. Wer von den männlichen Pazzi nicht erschlagen oder erhängt wird, der schmachtet im Kerker oder muss ins Exil.

Agenten der Prioren und der Otto beschlagnahmen die Geschäftsbücher der Pazzi und versiegeln deren Anwesen. In den folgenden Monaten wird das riesige Vermögen der einstigen Medici-Rivalen penibel registriert – und dann zugunsten der Republik Florenz und der Gläubiger der Pazzi versteigert. Lorenzo selbst sichert sich, welch Triumph, einige der schönsten Schätze seiner Feinde.

Doch selbst Tod und Ruin seiner Gegner reichen Lorenzo noch nicht – ausgelöscht werden soll der Name der Pazzi, in den Schmutz gezerrt für immer ihr Andenken. Lorenzos Anhänger setzen demütigende Gesetze durch: Alle noch freien Pazzi – es sind nur noch entfernte, vergleichsweise arme Verwandte – müssen Namen und Familienwappen ablegen und neue wählen; alle Wappen sollen zerstört werden, wer ein neues Pazzi-Wappen herstellt, dem droht eine hohe Geldstrafe.

Heiratet ein Florentiner eine Nachfahrin des Vaters von Jacopo de' Pazzi, dann verliert er automatisch seine Wahlbarkeit. So zeigen die Medici, dass sie jeden, der eine Pazzi ehelicht, fortan für einen Feind halten – was es allen Frauen aus



Ohne Gnade vernichtet »der Prächtige« nach der Niederschlagung des Komplotts Verschwörer und Verdächtige, rund 100 Menschen sterben. Der Maler und Kunsthistoriker Giorgio Vasari verherrlicht ein Menschenalter später Lorenzo de' Medici als vergötterten Herrscher: umringt von Freunden, Bittstellern, Verehrern und gepriesen von Vertretern aller Erdteile

Einige Pazzi und andere Attentäter werden an den Fenstern des Palazzo della Signoria aufgehängt – auch Bernardo Bandini Baroncelli, einer der Mörder Giuliano de' Medicis. Bis zum Hof von Konstantinopel ist er geflohen, doch der Sultan liefert ihn aus. 1479 wird er gehenkt: in türkischer Kleidung, um die Schande noch zu erhöhen. Leonardo da Vinci ist Augenzeuge der Exekution und skizziert den Toten in seiner exotischen Tracht



der unterlegenen Sippe praktisch unmöglich macht, einen Gatten zu finden.

Per Gesetzesbeschluss erhält die „Ecke der Pazzi“ einen neuen Straßennamen. Und selbst Goldmünzen, welche die Pazzi zu ihrer Zeit als Münzmeister der Stadt hatten prägen und mit ihrem Wappen verzieren lassen, werden eingeschmolzen.

Einzig an einer Stelle wollen die Medici die Pazzi, den Erzbischof von Pisa und einige andere Verschwörer verewigt sehen: an den Wänden des Palazzo della Signoria. An solchen öffentlichen Plätzen werden seit alters her die Porträts von Bankrotteuren und anderen, die Schande über sich gebracht haben, auf die Mauern gemalt, damit sie zum Gespött ihrer Mitbürger werden. Lorenzo persönlich ordnet an, die Pazzi und ihre Helfer an diese Schandmauer so lebensecht wie möglich malen zu lassen – sein mit 40 Florin dotierter Auftrag geht an Sandro Botticelli. Noch Jahre später werden die Porträts von Jacopo de' Pazzi und seinen Mitverschwörern sichtbar sein: langsam verblassende Gespenster einer düsteren Zeit.

DER PAPST IST AUSSER SICH. Zwar schont Lorenzo den jungen, ahnungslosen Kardinal Riario und lässt ihn nach einigen Wochen frei, doch dem Großneffen von Sixtus IV. wird Zeit seines Lebens, so überliefern Chronisten, die Blässe der Todesangst aus jenen Tagen im Gesicht bleiben. Der Heilige Vater ruft Söldnerführer und den König von Neapel zum Krieg gegen Florenz, in dessen Mauern ein Erzbischof aufgeknüpft worden ist, er schleudert einen Kirchenbann gegen die ganze Stadt, er lässt Florentiner Geschäftsleute in Rom verhaften. Söldnerheere des Papstes und des Königs stehen nur Wochen nach dem Attentat etwa 30 Kilometer vor Florenz.

Und doch siegt am Ende Lorenzo: Der König von Neapel verliert die Lust am Krieg, je länger der Feldzug dauert. Sollte nämlich Florenz tatsächlich entmachtet werden, dann, so befürchtet er schließlich, werde der Papst bedrohlich

erstarken. Der König lässt seine Söldner nicht weiter vorrücken.

Und dem Heiligen Vater fehlt das Geld, um allein die Soldaten anzuwerben, die nötig wären, die Republik am Arno zu unterwerfen. Ohne Verbündete kann er nicht gewinnen. So begnügt sich Sixtus IV. schließlich mit einer Geste: Abgesandte aus Florenz erscheinen in Rom, bitten demütig um Vergebung – die ihnen der Papst anschließend auch gewährt.

Auch im Inneren sichert Lorenzo seine Macht: Seine schärfsten Rivalen sind besiegt. Da sein Bankhaus durch den langen Konflikt mit dem Papst und durch eine Wirtschaftskrise geschwächt ist,

Nach dem Attentat ist Lorenzo mächtiger denn je

bedient er sich aus dem Vermögen der Pazzi – und aus der Staatskasse von Florenz, die durch den kostspieligen Krieg gegen den Papst und den König von Neapel so in Unordnung geraten ist, dass sich selbst riesige Unterschlagungen vertuschen lassen.

„Dieser Pazzi-Aufstand hob seinen Namen und sein Vermögen in solcher Weise“, notiert ein Florentiner Chronist über den Herren der Medici, „dass es, wenn man so sagen will, ein überaus glücklicher Tag für ihn war! Sein Bruder Giuliano, mit dem er seinen Reichtum hätte teilen müssen, starb, und so fiel ihm der gesamte Besitz zu. Seine Feinde wurden kraft der Regierung glorreich beseitigt.“

Für die Macht opfert Lorenzo auch weiterhin gewaltige Summen – und sogar das Glück seiner Kinder. Als Sixtus IV. 1484 stirbt, söhnt sich Lorenzo mit dessen Nachfolger Innozenz VIII. aus. Der neue Papst hat einen illegitimen Sohn, der trotz seiner 37 Jahre und des vom Vater verliehenen Grafentitels allerorts nur verächtlich Franceschetto genannt wird, „Fränzchen“. Der ist „fett, langweilig, ständig betrunken“, berichtet ein Augenzeuge. Diesem Papstsohn, einem hem-

mungslosen Spieler, dient Lorenzo seine geliebte Tochter Maddalena als Ehefrau an – da ist sie 13 Jahre alt.

Aus Sicht des Patriarchen zahlt sich dieses Opfer aus. Dankbar erhebt Innozenz VIII. Lorenzos Sohn Giovanni zum Kardinal. Als Leo X. wird dieser 1513 zum ersten Pontifex der Medici.

Doch das erlebt Lorenzo nicht mehr. Denn Verschwörer und äußere Gegner mag Lorenzo besiegen, nicht aber den Feind in seinem eigenen Körper. Am 8. April 1492 stirbt der 43-Jährige, den das Volk noch immer „den Prächtigen“ nennt, gequält von Gichtschmerzen in Gelenken und Knochen, im Magen, im ganzen Körper. An seinem Totenbett wacht Savonarola, der düstere Predigermonch, den Lorenzo selbst noch nach Florenz berufen hat. Nur zu bald wird der Geistliche mithelfen, die ebenso kunstvolle wie anfechtbare Herrschaft der Medici, deren Geflecht Lorenzos unfähiger ältester Sohn und Erbe Piero nicht durchschaut, wie einen bösen Spuk zu vertreiben (siehe Seite 116).

Die überlebenden Pazzi kehren ab 1494 nach Florenz zurück, werden sogar rehabilitiert. Von der einst so stolzen und mächtigen Sippe künden heute jedoch nur noch ihre Bauten.

Denn alle Porträts von Messer Jacopo de' Pazzi, von dessen Vorfahren, Neffen und allen anderen Verwandten hat Lorenzo nach dem Attentat vernichten lassen. Wie viele Meisterwerke mag Lorenzo zerstört haben? Oder ließ der berühmteste Medici, der Prächtige, der große Mäzen, der Kunstsammler, nur die Namen der Dargestellten von den Bildern tilgen und die Wappen der Pazzi auf den Porträts übermalen?

Mag also sein, dass dann manches rätselhafte, anonyme Renaissancebildnis, das bis heute in einem der großen Museen die Zeiten überdauert hat, einen Pazzi darstellt – ein Mitglied jener Familie, die es gewagt hat, sich der Macht der Medici entgegenzustellen. □

Der Handel mit dem Orient hat Genua reich gemacht. Mitte des 15. Jahrhunderts aber schwindet die Macht der

Der Entdecker und seine Stadt

von FRANK OTTO

Klein ist es und eng, das mittelalterliche Genua: ein dicht bevölkertes, zumeist dunkles Labyrinth aus Gässchen und Durchgängen, das vom Meer an den Ausläufern der ligurischen Alpen emporwuchert. Selten einmal bietet in dem Gewirr von Häusern und Straßen, verstellt von Bögen, Brücken, Gerüsten, Treppen, eine Piazza Licht und Luft zum Atmen. Wenig gedeiht in dem karstigen Hinterland: etwas Wein und Oliven, Gemüse – kaum aber das lebensnotwendige Getreide.

Kein Fluss führt ins Landesinnere, nur ein Bergpass verbindet die Stadt mit den Fernstraßen, auf denen Händler ihre Güter transportieren.

Nichts wäre Genua ohne den Hafen. Das Meer bietet Arbeit: in den Werften und auf den Handelsschiffen, den schweren Koggen, den größ-

ten Segelschiffen des Abendlandes, oder in der Kriegsflotte. Und über das Meer kommen die Waren, welche die Menschen brauchen: Weizen für das tägliche Brot und Stoffe für ihre Kleider, Luxusgüter wie Seide, Gewürze und Edelsteine, auch Sklaven.

Der Handel hat Genua reich gemacht, zu einer Metropole des europäischen Kapitalismus. Selbst die einfachsten Frauen trügen perlbestickte Schuhe, heißt es, und bei einem Fest habe man 700 in Goldtücher gehüllte Damen bewundern dürfen, „die infolge des übergroßen Gewichtes an Diamanten und anderen Juwelen und Geschmeiden kaum tanzen“ konnten, wie ein Historiker später notiert.

Genua ist eine Seemacht. Im frühen 15. Jahrhundert gebieten Kaufleute der Stadt über ein Handelsimperium von Korsika bis zum Schwarzen Meer, von Tunesien bis nach Ägypten und in die Ägäis.

La superba, die Hochmütige, nennen Zeitgenossen sie, doch sind zur Mitte des Jahrhunderts die Vorboten des Niedergangs unübersehbar. Denn Genuas Wohlstand beruht vor allem auf dem Handel mit Gütern aus dem Osten. Und dort kommt es gerade zu großen Veränderungen.

Eine der vielen schmalen Straßen Genuas ist die Diritto

im Kirchspiel von San Stefano. Hier, etwa 50 Meter entfernt vom Stadttor Sant' Andreas, überschattet von hohen Nachbargebäuden, liegt das Haus des Webermeisters Domenico Colombo. Im Erdgeschoss des dunklen Hauses finden sich die Geschäftsräume, in den oberen Stockwerken wohnt die Familie: Domenico, dessen Frau Susanna Fontanarossa und die fünf Kinder, darunter der älteste Sohn Cristoforo.

Jener Cristoforo Colombo, oder Christoph Kolumbus, der Jahrzehnte später das spanische Königshaus davon überzeugen wird, ihm drei Schiffe auszurüsten, mit denen er den Seeweg nach Indien finden will. Und der stattdessen einen neuen Erdteil entdeckt.

Wenig nur weiß man über die Kindheit des Christoph Kolumbus, nicht einmal das genaue Geburtsdatum, das irgendwann zwischen dem August und Oktober 1451 liegt. Wahrscheinlich besucht er die Schule der Wollhändlergilde, wo er in Religion, Arithmetik, Geographie unterrichtet wird – und wo er die Grundzüge der Navigation erlernt.

Das ist nicht ungewöhnlich für Genua: Immerhin gilt die Stadt seit dem frühen Mittelalter als Kapitale der Kartographie und der Himmelslehre. Genueser Kapitäne fahren weit nach Westen auf den Atlantik hinaus, erreichen

die Kanaren, die Azoren und die Kapverdischen Inseln.

Gut vorstellbar, dass Kolumbus schon als kleiner Junge angezogen wird vom Meer und dem Hafen – der Weite, den Schiffen und Seeleuten aus aller Welt. Möglich, dass er als Jugendlicher bereits erste Seefahrten unternimmt, bis nach Korsika und in die Provence. Verbürgt ist seine erste längere Reise, die ihn 1474 nach Chios führt.

Chios ist eine Insel in der Ägäis, nur durch eine schmale Meeresstraße vom kleinasiatischen Festland getrennt und ein bedeutendes Tor zum Orienthandel. Darüber hinaus ist es der größte Produzent des begehrten Mastixharzes, aus dem unter anderem Parfum, Süßigkeiten und Getränke hergestellt werden, das aber auch als Verdauungshilfe genutzt wird.

Lange Zeit hat Genua mit seiner großen Rivalin Venedig um Chios gestritten, ehe die Genueser Anfang des 14. Jahrhunderts die Herrschaft über die wertvolle Insel errangen. Die Mastixgewinnung bringt große Gewinne: 50 000 Dukaten im Jahr – mehr als ein Drittel der Gesamterträge des Genueser Osthandels.

Obendrein ist die Insel ein florierender Markt; Kaufleute aus dem Osten und dem Westen wetteifern im Hafen, auf den Basaren und in den



1451 wird Christoph Kolumbus in Genua geboren. Doch sein Glück sucht er in Spanien



La superba, die Hochmütige, nennen Zeitgenossen die Stadt am Meer: Genua verdankt seinen Reichtum den Seefahrern. Sie bringen Seide, Gewürze und Edelsteine

zahlreichen Läden um Kunden. Kolumbus ist vor allem von den exotischen Düften des Orients begeistert, die ihm dort entgegenschlagen; Zeit seines Lebens soll diese Faszination anhalten.

Chios bleibt bis 1566 im Genueser Besitz – sonst aber muss La Superba im Osten dramatische Verluste hinnehmen: 1453 erobern die Türken Konstantinopel und löschen die dortige Kolonie Genuas aus. Zwei Jahre später fällt auch die kleinasiatische Hafenstadt Phokäa – und damit das einträgliche Monopol auf den Handel mit Alaun, unentbehrlich zur Herstellung von Wolltüchern. 1462 gerät Lesbos in die Gewalt des Sultans, rund ein Jahrzehnt später die Krim, wo die Genueser Kaufleute jeweils Handelsniederlassungen unterhalten. 1489 gewinnen die Venezianer die Kontrolle über Zypern, das ebenfalls eine Genueser Kolonie beherbergt.

Das Tor zu den Reichtümern des Orients schließt sich,

und so müssen die Genueser Händler sich auf der Suche nach Waren und Märkten gen Westen wenden – doch auch dort warten gefährliche Rivalen. Vor allem Spanien, das sich mit der Heirat Ferdinands von Aragon und Isabellas von Kastilien zur Großmacht aufschwingt und 1492 mit Granada das letzte arabische Reich auf europäischem Boden liquidiert; aber auch Portugal, dessen wagemutige Kapitäne Afrika umsegeln und so nach Indien vorstoßen; schließlich England und Frankreich.

Zudem schwächt die innere Entwicklung Genuas Macht: Fortwährend kämpfen Adelsfamilien um die Vorherrschaft in der Stadt. Allein im 15. Jahrhundert kommt es zu 25 Umsturzversuchen, 22 davon erfolgreich – manche Dogen (wie die Oberhäupter der Republik genannt werden) amtieren nur Tage oder gar Stunden. Häufig bleibt der Stuhl des Dogen unbesetzt, weil die Fraktionen der Republik Genua zu zerstritten sind, um sich auf einen Kandidaten zu einigen. Manche Adelige sind sich nicht

zu schade, fremde Potentaten zu Hilfe zu rufen. Und so kommt Genua zeitweise unter die Befehlsgewalt des Königs von Frankreich oder des Herzogs von Mailand.

Auch die Familie Colombo gerät in die blutigen Hände zweier Patriziergeschlechter. Domenico, Christophs Vater, unterstützt einen erfolgreichen Coup gegen den Dogen. Dafür wird er vom siegreichen Clan der Fregoso mit dem lukrativen Posten eines Torwächters belohnt.

Doch das Regiment der Fregoso sieht sich ebenfalls dauernd Angriffen ausgesetzt. Und als die Macht seiner adeligen Gönner schwindet, verflüchtigt sich auch die Hoffnung Domenicos auf Patronage.

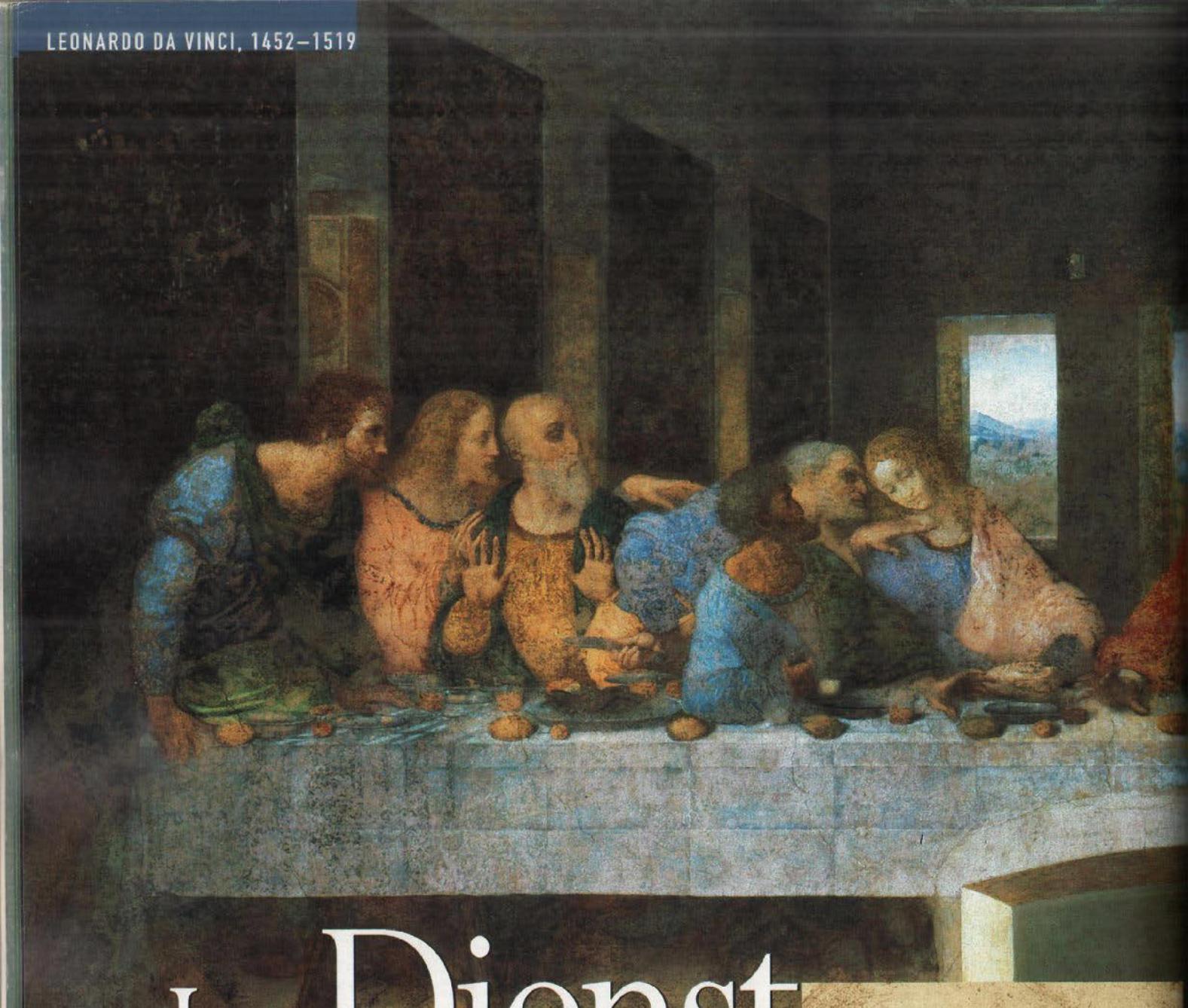
1470 verlagert er sein Gewerbe nach Savona, einer kleinen Stadt, etwa 40 Kilometer westlich an der ligurischen Küste. Dort pflegt er weiterhin das Wollgeschäft, betreibt außerdem eine Taverne.

Sein ältester Sohn wird sein Glück bald noch viel weiter im Westen suchen, in fremden Diensten – wie schon viele Genueser vor ihm. 1476 schifft er sich nach Portugal ein, lässt sich in Lissabon nieder, wo einer seiner Brüder als Kartograph arbeitet. Neun Jahre später kommt er nach Spanien. Zäh kämpft er für seinen Plan, einen Seeweg nach Indien in Richtung Westen zu finden, um so das versperrte Tor zum Orient zu umgehen.

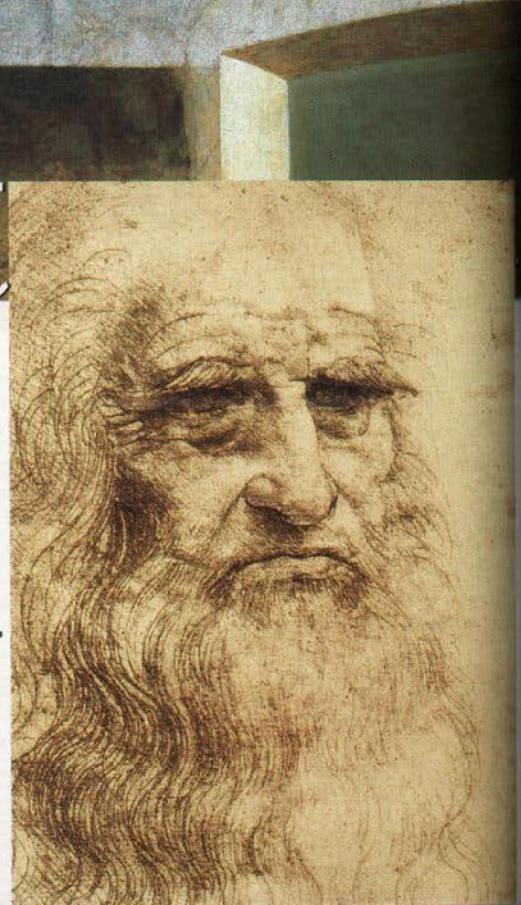
Vier Expeditionen wird Christoph Kolumbus schließlich führen, wird die Inseln der Karibik, Mittel- und Südamerika erreichen. Und doch bis an sein Lebensende glauben, die Küsten Asiens betreten zu haben. Erst ein anderer italienischer Seefahrer erkennt, dass dort ein neuer Erdteil liegt: Amerigo Vespucci.

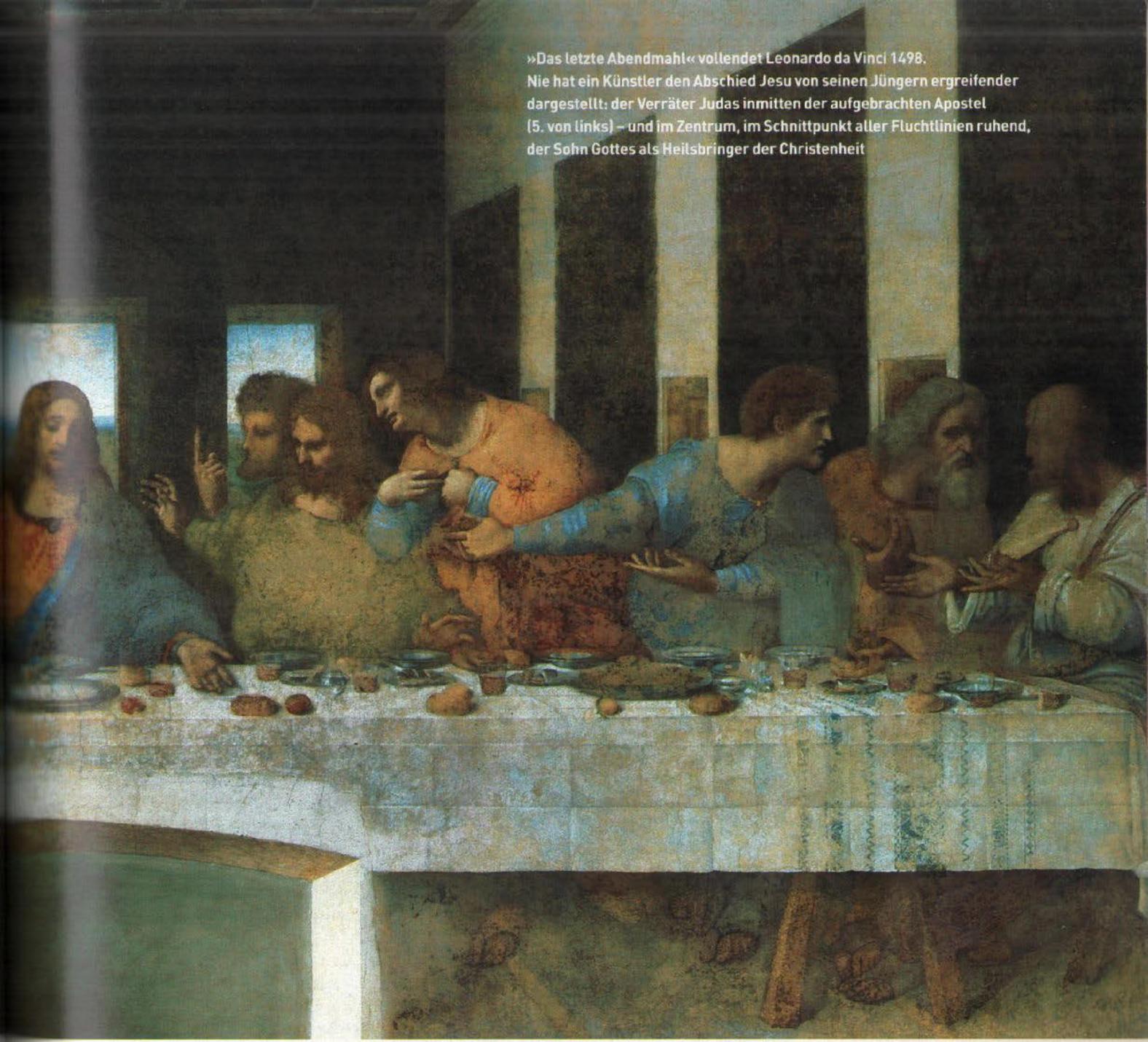
Nach ihm wird man den Kontinent im Westen benennen – nicht nach dem „Großen Navigator“ aus Genua. □

LEONARDO DA VINCI, 1452–1519



Im Dienst des schwarzen Fürsten





»Das letzte Abendmahl« vollendet Leonardo da Vinci 1498. Nie hat ein Künstler den Abschied Jesu von seinen Jüngern ergreifender dargestellt: der Verräter Judas inmitten der aufgebrachten Apostel (5. von links) – und im Zentrum, im Schnittpunkt aller Fluchlinien ruhend, der Sohn Gottes als Heilsbringer der Christenheit

Maler, Bildhauer, Architekt, Ingenieur, Naturforscher – wie kein anderer verkörpert Leonardo, der uneheliche Sohn eines Bauernmädchen aus dem Dorfe Vinci nahe Florenz, das Renaissance-Ideal des *uomo universale*, des umfassend gebildeten und interessierten Menschen. Dennoch ist

der Schöpfer des »Letzten Abendmahls« den Zeitgenossen in vielem rätselhaft. Die meisten seiner Werke und Erfindungen bleiben unvollendet. Und niemand weiß wirklich, ob seine Zeichnung eines bärtigen Alten – wie vermutet – ein Selbstporträt ist

Es stinkt nach Tod und Verwesung, als Leonardo da Vinci seinem Vater stolz sein frühestes Werk präsentiert. Denn schon seinen ersten Auftrag nimmt der Junge außergewöhnlich ernst. Ein Bekannter seines Vaters will einen hölzernen Rundschild bemalen lassen. Leonardo fängt daraufhin Eidechsen, Grillen, Heuschrecken, Schlangen und Fledermäuse, zerrißt sie und bastelt aus ihren Kadavern ein Modell.

Nach mehreren Tagen Arbeit prangt ein Monster auf dem Schild, das Gift und Feuer spuckt. Der Vater hätte sich ein gefälligeres Motiv gewünscht. Doch er erkennt, dass sein Sohn Talent hat. Dem Auftraggeber besorgt er einen Schild, auf dem ein Herz gemalt ist. Das makabre Gemälde seines Sohnes indes verkauft er für viel Geld an einen Florentiner Kaufmann.

Leonardo da Vinci ist Zeit seines Lebens ein launischer, rätselhafter Mensch. Die Kunst ist ihm heilig: „Der göttliche Charakter der Malerei bewirkt, dass der Geist des Malers sich in ein Abbild vom Geist Gottes verwandelt“, notiert er eines Tages. An seine Gemälde und Skulpturen stellt er höchste Ansprüche. Fast immer steigert er sich in die gestellte Aufgabe so weit hinein, dass er heroisch scheitern muss. Leonardo treibt seine Auftraggeber zur Weißglut. Dennoch hat er immer sein Auskommen. Und er erlangt unsterblichen Ruhm.

Er hat Charisma und nimmt jeden gefangen. „Sein wunderbar strahlendes Wesen heiterte alle traurigen Geister auf“, schreibt 1550 Giorgio Vasari, einer seiner ersten Biografen. „Kein noch so hartnäckiger Wille konnte ihm widerstehen. Seine Kraft bezwang das wildeste Toben; mit seiner Rechten bog er den Haken einer Mauerglocke oder ein Hufeisen.“

Lediglich acht abgeschlossene Gemälde sind überliefert, die mit Sicherheit von Leonardo stammen. Dennoch gilt der Schöpfer des „Letzten Abendmahls“ und der „Mona Lisa“ als Genie, ja als einer der bedeutendsten Künstler aller Zeiten – oder vielleicht gerade *deshalb*. Möglicherweise ist es genau dieses Fantastische, Maßlose, Unrealisierbare seiner Vorhaben, das jene Bewunderung auslöst, welche die Zeiten überdauert.

Denn Leonardo hat Visionen, vor allem technische: „Es wird Wagen geben, die von keinem Tier gezogen werden und mit unglaublicher Gewalt daherafaren“, schreibt er einmal. Seine über viele Jahre geführten Aufzeichnungen sind verwirrend, chaotisch: 6000 Blätter mit Notizen und rund 100 000 manchmal winzigen Skizzen zu allen möglichen Themen haben sich erhalten.

Bis zu vier Fünftel seiner Notizblätter aber sind nach Schätzungen verloren gegangen. Und dennoch: Aphorismen, anatomische Studien, Landkarten, mathematische Formeln und immer wieder scheinbar naturgetreue Skizzen utopischer Objekte – man könnte ein 30-bändiges Werk aus Leonards Nachlass drucken. Hat er nicht das U-Boot, den Hubschrauber und den Panzer ein halbes Jahrtausend früher erfunden, als sie schließlich gebaut wurden?

Leonardo will die Welt bis ins letzte Detail verstehen. Zeichnen heißt für ihn: erkennen. So erfindet er fast wie nebenbei die anatomische Darstellung. Manche Historiker halten den Mann aus der toskanischen Provinz, der lediglich eine einfache Schulbildung genossen hat, gar für den ersten Naturwissenschaftler im modernen Sinn. Und als *uomo universale*, als Universalgelehrter, wird Leonardo zum Symbol der Renaissance.

Der Schriftsteller Matteo Bandello beobachtet Leonardo, als der in den 1490er Jahren in Mailand im Refektorium des Klosters Santa Maria delle Grazie das „Letzte Abendmahl“ erschafft: eine gewaltige Wandmalerei, über vierthalb Meter hoch und fast neun Meter breit. Ludovico Sforza, der Herrscher von Mailand, hat Leonardo 1495 mit diesem Prestige-project beauftragt.

„Leonardo begab sich häufig am frühen Morgen auf sein Gerüst“, schreibt Bandello. „Er pflegte dabei den Pinsel von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nicht aus der Hand zu legen. Er vergaß Essen und Trinken und malte unaufhörlich.“

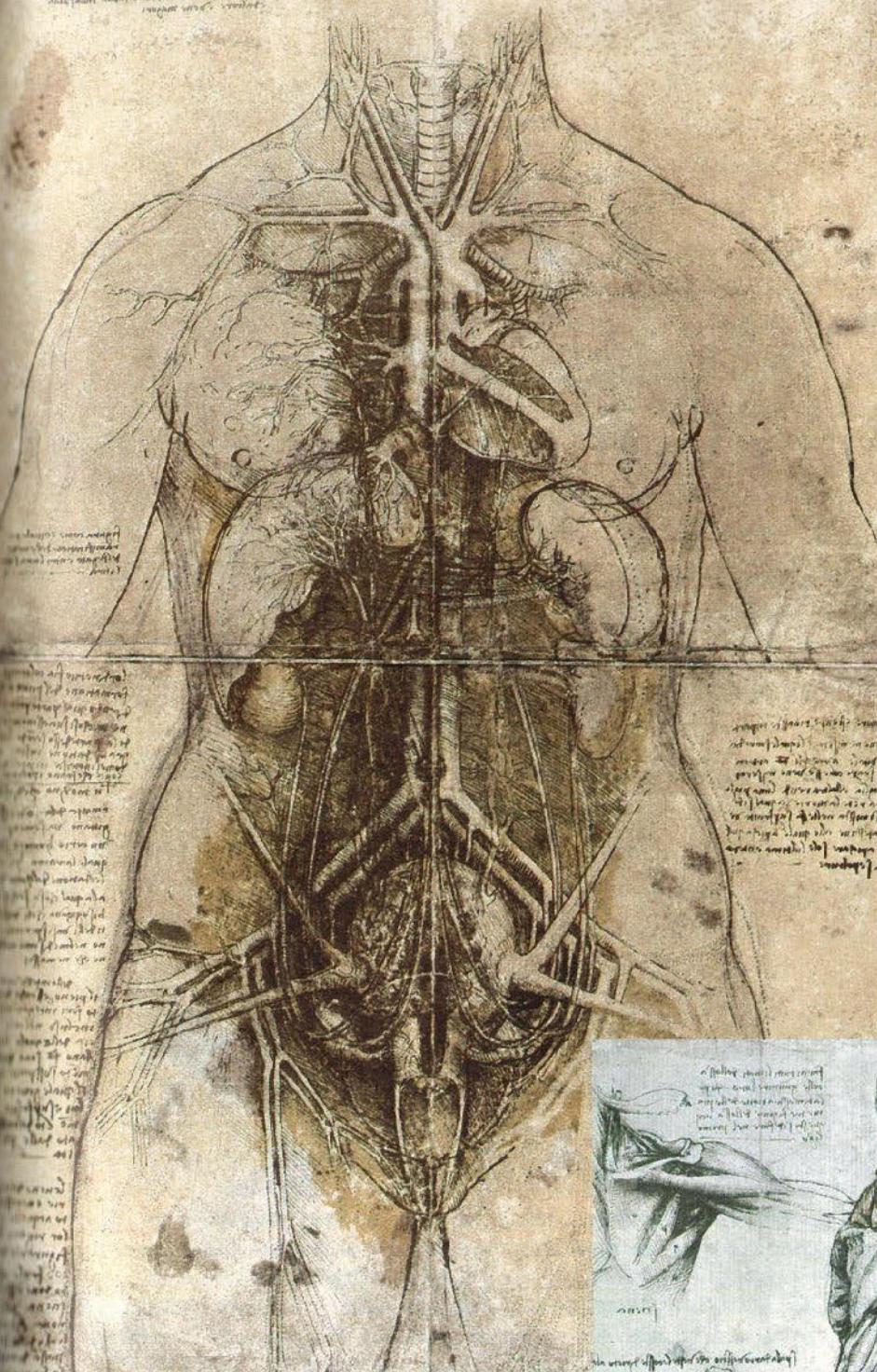
Dann jedoch „konnten wiederum drei oder vier Tage vergehen, in denen er das Werk nicht anührte. Oder er verbrachte allein ein oder zwei Stunden davor, in kritische Betrachtung seiner Figuren versunken. Und ich habe auch gesehen, wie er (einer plötzlichen Laune oder einem unverhofften Einfall folgend) mittags am helllichten Tag zu Santa Maria delle Grazie ging: Dort stieg er auf das Gerüst, ergriff den Pinsel, versetzte einer der Figuren ein oder zwei Pinselstriche und begab sich dann unverzüglich anderswohin.“

Der Mann aus Vinci konzentriert sich nie ausschließlich auf ein Projekt. Manchmal arbeitet er an mehreren Kunstwerken und technischen Entwürfen zugleich – und sucht zudem parallel nach zwei oder mehr Lösungen für einen einzigen Auftrag. 1478 notiert er beispielsweise, er habe „zwei Jungfrauen Maria begonnen“. Heute sind beide Versionen verschollen.

Leonardo da Vinci liebt die Freiheit. Wenn er an einem Platz vorbeikommt, an dem Vögel verkauft werden, zahlt er dem Händler den geforderten Preis, nimmt die Tiere aus dem Käfig und lässt sie davonfliegen. Möglicherweise würde er sich am liebsten mit in die Lüfte erheben. Aus den 1480er Jahren sind 18 Blätter mit Skizzen und Berechnungen zum Thema „Vogelflug“ erhalten. Er untersucht Flugmechanik, Luftwiderstand, Strömungsverhalten und entwirft Flugmaschinen. Manche erinnern an heutige Segelflugzeuge, andere an Hubschrauber.

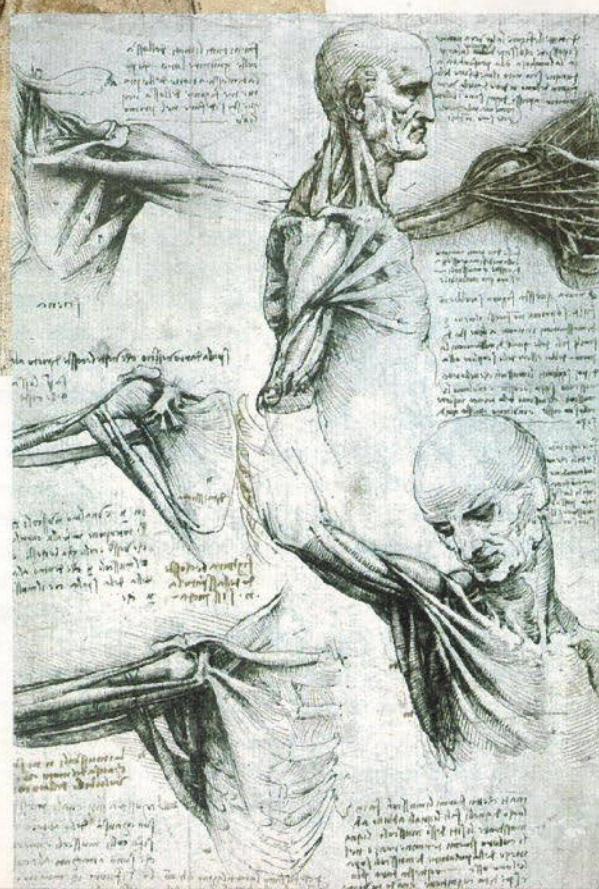
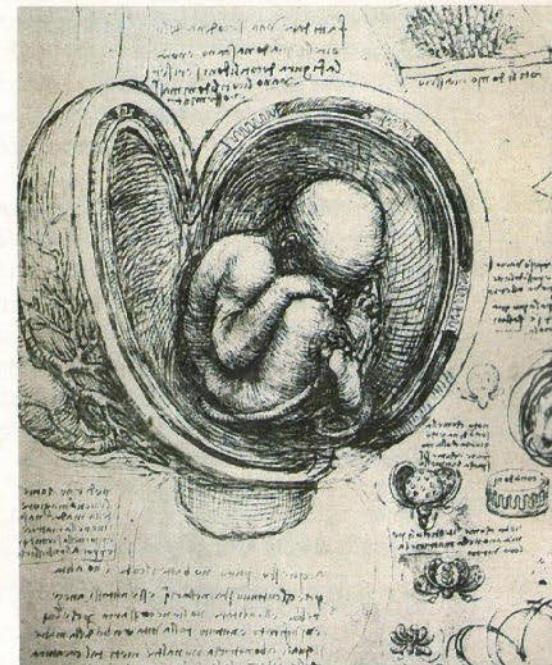
Neben einer der Skizzen schreibt er: „Du musst dieses Gerät über einem See erproben und einen langen Schlauch als Gürtel tragen, damit du beim Absturz nicht ertrinkst.“ Auf einem weiteren Entwurf findet sich eine Europakarte – als hoffte er, all diese Landstriche bald zu überfliegen. Ausprobieren wird er seine Flugzeuge allerdings nie.

Für das „Letzte Abendmahl“ recherchiert Leonardo, den Skizzenblock am Gürtel, in den Elendsvierteln der Stadt. Er



In Mailand beginnt Leonardo da Vinci mit anatomischen Studien. Er zeichnet den menschlichen Körper – hier den Torso einer Frau – erstmals transparent. So anschaulich, dass die Verteilung der Organe im Leib ebenso sichtbar wird wie die Verästelung der Adern

Mit feinen Federstrichen skizziert Leonardo eine geöffnete Gebärmutter mit einem weit herangereiften Fötus. Zwar seziert der Künstler im Laufe seines Lebens rund 30 Leichen. Doch für Darstellungen wie diese greift er auf Kenntnisse aus der Tieranatomie zurück



Zeichnen bedeutet für Leonardo erkennen: Um die Bewegung der Schulter zu analysieren, setzt er um 1510 Detailstudien eines »gehäuteten« Mannes nebeneinander und versieht sie mit Kommentaren in seiner typischen Spiegelschrift. Das Wissen um das Zusammenspiel von Muskeln und Gelenken soll Malern helfen, Körper realistisch darzustellen

sucht nach eindrucksvollen Physiognomien und Gesten. „Er war so in den Anblick bizarre Gesichtsformen mit Bärten oder wilden Haarschöpfen vernarrt“, schreibt Vasari, „dass er manchmal einen ganzen Tag lang einem Mann nachging, der sein Interesse geweckt hatte; er behielt den Kopf so gut im Gedächtnis, dass er ihn zu Hause zeichnete, als ob er ihn noch vor sich hätte.“

In Mailand, als Hofkünstler Ludovico Sforzas, erreicht Leonardo da Vinci wohl den Höhepunkt seines Schaffens. Das „Letzte Abendmahl“ wird schon zur Zeit seiner Entstehung eine Attraktion. Zahlreiche Schaulustige pilgern zum Kloster, um den Maler bei der Arbeit zu bestaunen.

Normalerweise werden Wandgemälde als Fresko geschaffen. Man trägt die Farben direkt auf den frischen, noch feuchten Putz auf. Leonardo dagegen experimentiert: Er malt auf einem Untergrund aus Pech und Harz, den er dann trocknen lässt. Mittels dieses Tricks kann er Temperafarben verwenden und somit eine besonders hohe Leuchtkraft erreichen. Vor allem aber ist er auf diese Weise in der Lage, in seiner gewohnt langsam, meditativen Art zu arbeiten.

Leonardo beeindruckt seinen Lehrer so sehr, dass der die Malerei aufgibt

Schließlich verliert der Prior des Klosters die Geduld. Er beschwert sich bei Ludovico Sforza, der eine Krisensitzung einberuft. Doch statt Reue zu zeigen, erläutert Leonardo dem Fürsten das Wesen der Kunst. Er erklärt, „dass erhabene Geister bisweilen am meisten schaffen, wenn sie am wenigsten arbeiten, nämlich wenn sie erfinden und vollkommene Ideen ausbilden, welche die Hand hinterher ausdrückt und nachschafft“.

Beim „Abendmahl“ habe er eine besondere Schwierigkeit zu überwinden, erklärt Leonardo: die Gesichtszüge des Judas. Er habe noch keine so abstoßende Visage gefunden, dass sie als Vorbild für dessen Verrätersgesicht dienen könne. Doch womöglich könne er ja das Gesicht des Priors als Vorlage wählen.

Diese Schlagfertigkeit amüsiert den Herrscher, und so lässt er Leonardo weiterarbeiten.

LEONARDO DA VINCI IST EIN EMPORKÖMMLING. Er wird am 15. April 1452 als unehelicher Sohn eines Notars und eines Bauernmädchen im Dorf Vinci geboren, gut 30 Kilometer von Florenz entfernt. In der Schule lernt er lesen, schreiben, rechnen und was ein zukünftiger Handwerker oder Kaufmann sonst noch braucht.

Er sei ein *uomo senza lettere* – ein Mann ohne Bildung – wird Leonardo später (in eigenwilliger Schreibweise) betonen. Er meint das ironisch, denn er versteht sich als Praktiker und will sich von weltfremden Gelehrten abgrenzen. Doch insge-

heim kränkt es sein Selbstwertgefühl, dass er kaum Latein beherrscht, die Sprache der Gebildeten seiner Zeit.

Mit 17 Jahren lässt sein Vater, beeindruckt vom Talent des Sohnes, Leonardo eine Lehre in der angesehenen Werkstatt des Andrea del Verrocchio in Florenz antreten. Verrocchio hat früher als Goldschmied und Schnitzer gearbeitet und ist jetzt Maler und Bildhauer. Seine Werkstatt stellt auch Glocken, Rüstungen und Festschmuck her und übernimmt sogar Ingenieurarbeiten. Anfangs muss Leonardo gemeinsam mit den anderen Lehrlingen den Ton für Plastiken vorbereiten, Leinwand zuschneiden und Farben anrühren. „Schatten: Schwarz und Ocker; Licht: Bleiweiß, Grüngelb, Mennige und Lack“, schreibt er in sein Notizbuch.

Schon damals neigt er zum Perfektionismus: Mit dem Faltenwurf von Gewändern etwa setzt er sich nicht nur im Rahmen von konkreten Aufträgen Verrocchios auseinander. Er betreibt vielmehr systematische Studien dazu. Verwendet in flüssigen Gips getränkte Tücher, die er über Tonfiguren drapiert. Später darf Leonardo an Gemälden mitwirken. So steuert er etwa einen Engel zu Verrocchios „Taufe Christi“ bei. Dieser gelingt derart überzeugend, dass er die Wirkung des restlichen Gemäldes in den Schatten stellt. Von da an, heißt es, soll Verrocchio nie mehr selbst zum Pinsel geriffen haben.

Leonardo lässt sich nach der Lehre ins Zunftbuch der Maler eintragen. Demütigend für einen ehrgeizigen jungen Künstler wie ihn: Maler gelten schlicht als Handwerker wie Kürschner oder Gürtler.

Immerhin sind manche Fürsten in Italien aufgeschlossener gegenüber innovativen Künstlern als das Bürgertum in den Städten. Kunst zu lieben und zu fördern wird immer wichtiger für das Prestige der Höfe. Als besonders ehrgeizig und experimentierfreudig gilt Ludovico Sforza in Mailand.

Mit 30 Jahren bewirbt sich Leonardo, nachdem er einige Jahre eher unspektakulär in Florenz gearbeitet hat, an den Hof Ludovicos – nicht unbedingt als Maler, sondern als Ingenieur für Kriegsmaschinen. Militärausgaben machen fast drei Viertel des Mailänder Finanzhaushalts aus.

Künstler und Techniker gehören in jener Zeit noch nicht zu klar voneinander getrennten Berufsgruppen. Leonardo ist ein Generalist: In Verrocchios Werkstatt hat er nicht nur malen gelernt und Erfahrungen als Bildhauer gesammelt, sondern sich unter anderem auch mit Entwürfen für Maschinen beschäftigt. Dennoch zeugt das Bewerbungsschreiben von seinem Talent zur Selbstvermarktung, denn von Militärtechnik hat er in Wahrheit wenig Ahnung.

„Sehr erhabener Herr“, schreibt Leonardo im Jahr 1482, „nachdem ich mit großer Gründlichkeit die Arbeit aller, die sich Kriegsbaumeister nennen, studiert habe, lege ich meine geheimen Erfindungen zu Füßen eures herrschaftlichen Thrones und erbiete mich, ihre Ausführungen nach euren Wünschen und Befehlen zu besorgen.“ Es folgen neun Absätze über die Konstruktion von Kanonen, mobilen Brücken und



Die »Dame mit dem Hermelin« ist eines von nur acht Gemälden, die mit Gewissheit von Leonardo stammen. Es zeigt die Lieblingsmätresse seines langjährigen Mäzens, des Mailänder Herzogs Ludovico Sforza. Die maltechnische Vollkommenheit des Künstlers ist bereits in der Renaissance legendär

Panzerwagen. Dann erst kommt er in aller Kürze auf seine Fähigkeiten als Künstler zu sprechen: „Ich kann Marmor, Bronze und Ton bearbeiten und nehme es in der Malerei mit jedem anderen auf.“

Ludovico, der von den Mailändern wegen seines dunklen Teints und seiner rabenschwarzen Haare *il moro*, der Mohr, genannt wird, führt einen der prunkvollsten Höfe des späten 15. Jahrhunderts. Die jährlichen Einnahmen entsprechen denjenigen von ganz England.

In der Regel werden aufstrebende Künstler von Fürsten angeworben. Leonardo aber bewirbt sich aus eigenem Antrieb. Womöglich spielt dabei auch sein angekratzter Ruf in Florenz

eine Rolle: Auf eine anonyme Anzeige hin ist er im April 1476 angeklagt worden, mit einem jungen Mann, einem geistig behinderten Diener in Verrocchios Werkstatt, geschlechtlich verkehrt zu haben. Wie zur Zeit der Antike, die man verherrlicht, gilt die gleichgeschlechtliche Liebe unter Künstlern und Gelehrten zwar nicht als unehrenhaft. Dennoch wird sie verfolgt. Leonardo entgeht nur knapp einer Verurteilung wegen Vergewaltigung.

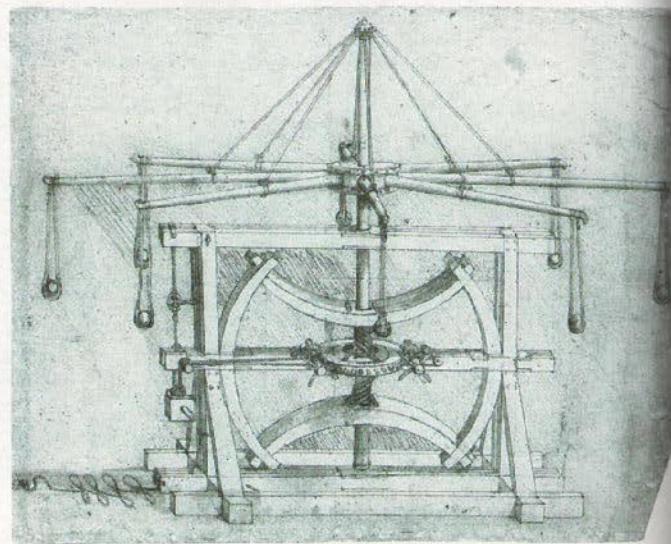
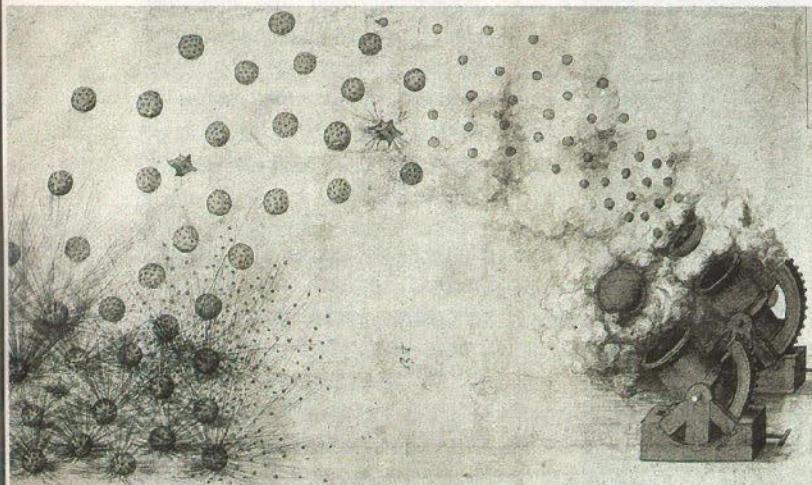
Als er sich in Mailand bewirbt, ist er alles andere als berühmt. Dennoch kommt Leonardo für den Herrscher von Mailand wie gerufen. Er kann den Neuen nicht nur als Militäringenieur gebrauchen – trotz all seiner Musiker, Sänger, Architekten, Tanzmeister, Narren, Maler, Zwerge und Gelehrten hat er noch keinen angemessen talentierten Universalkünstler an sich binden können, der den repräsentativen Ansprüchen seines Hofs genügen könnte.

Die Sforza sind kein alteingesessenes Adelsgeschlecht. Ludovicos Großvater ist aus bescheidenen Verhältnissen zum Anführer einer Söldnertruppe aufgestiegen. Deren Schlachtruf „Sforza!“ – Stürmt los! – war bald in ganz Italien berühmt, und schließlich hat er sich als neuer Familienname eingebürgert. Ludovicos Vater Francesco usurpierte 1450 die Herzogswürde von Mailand. Der ehemalige Krieger hatte gelernt, Konflikte durch Diplomatie zu lösen, und blieb so 16 Jahre an der Macht.

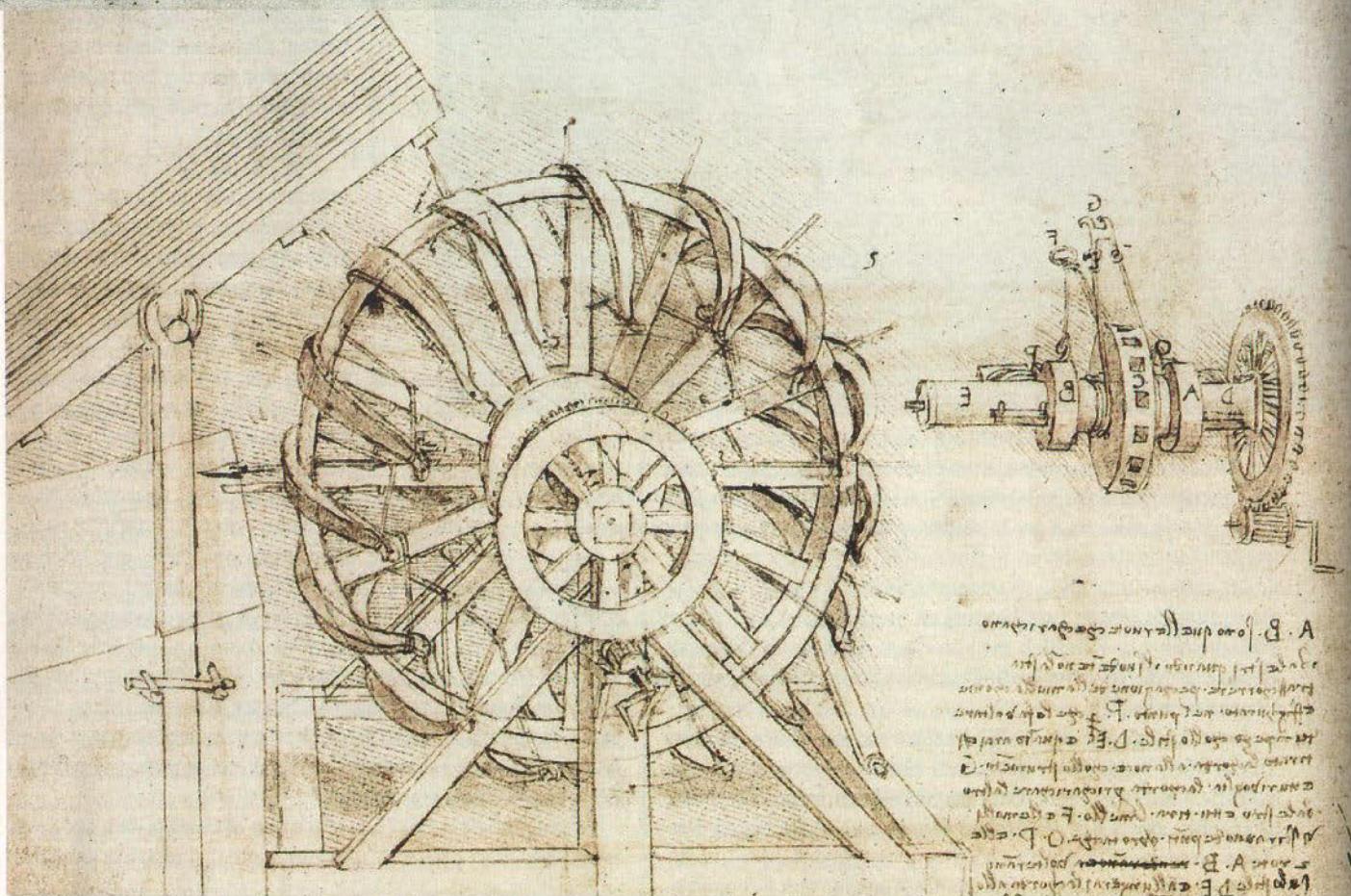
Francescos ältester Sohn und Nachfolger Galeazzo Maria hingegen war ein Choleriker, wankelmüdig und bösartig bis zur Perfidie. Wahrscheinlich atmeten viele Mailänder auf, als ihn 1476 der Bruder einer seiner Geliebten erdolchte. Gian Galeazzo, der minderjährige Sohn des Ermordeten, wurde offiziell dessen Nachfolger. Doch in Wirklichkeit übernahm sein Onkel Ludovico die Macht in Mailand.

Wenn sich der neue Herrscher nun in den Straßen der Stadt zeigt, skandiert das Volk: „Moro! Moro!“ Ludovico lässt sich

Immer wieder beschäftigt Leonardo sich mit Kriegstechnik. Um 1495 entwickelt er ein Waffensystem mit aus Mörsern abgefeuerten Sprenggeschossen, die inmitten der feindlichen Truppen explodieren sollen



Die Entwürfe von Schleudern, welche gleichzeitig acht Steingeschosse katapultieren können, sollen den Mailänder Herrscher Ludovico Sforza beeindrucken. Doch der interessiert sich mehr für Leonards künstlerische Fertigkeiten



Dank schneller Schussfolge sollen 16 auf ein rotierendes Holzrad montierte Armbrüste Belagerer einer Burg auf Distanz halten. Obwohl Leonardo rund ein Jahr lang als Ingenieur des Kriegsherrn Cesare Borgia technische Erfahrungen im Felde sammelt, sind seine militärischen Erfindungen offenbar wenig praktikabel. Nicht eine Einzige wird je tatsächlich gebaut

gern so nennen, denn *moro* steht nicht nur für „Mohr“; es bedeutet auch „Maulbeerbaum“. Und dieser Baum ist ein Symbol der Weisheit: Er blüht lange, seine Früchte reifen früh.

Und tatsächlich: Mailand erlebt unter dem Mohren eine Blütezeit. Die Stadt hat um 1480 bereits gut 120 000 Einwohner, weitaus mehr als Florenz. Allein in der Seidenherstellung finden 20 000 Menschen Arbeit. Wein und Reis werden angebaut. Die lombardische Metropole ist nach Paris und London die bedeutendste Stadt Europas.

Mailands Stärke beruht auf seiner Armee. „Um das wichtigste Geschenk der Natur, die Freiheit nämlich, zu bewahren, erfinde ich Mittel für den Angriff und solche für die Verteidigung gegen ehrgeizige Tyrannen“, schreibt Leonardo, nachdem er sich als Kriegsingenieur bei Ludovico beworben hat. Dabei hasst da Vinci den Krieg, er hält ihn für „bestialischen Irrsinn“ – doch er weiß auch, womit er seinem zukünftigen Herren imponieren kann.

1485 etwa zeichnet Leonardo eine Armbrust, die so groß ist, dass der Mensch, der sie bedient, ameisenhaft wirkt. Er weiß auch vom Einfluss des Luftwiderstands auf die Flugbahn von Geschossen. Um diesen zu verringern, skizziert er aerodynamisch geformte Projektilen. Später entwirft er Kanonen mit mehreren Rohren. Und schließlich Abschussrampen für Geschosse, die bei der Explosion „giftige Pulver“ freisetzen sollen. Doch keine von Leonards Wunderwaffen wird je gebaut.

Stattdessen soll der neue Hofkünstler den Herzog kulturell glänzen lassen: Niccolò Machiavelli, der geistreiche Theoretiker der Macht (siehe Seite 144), wird später schreiben, dass ein kluger Fürst – um Revolten vorzubeugen – seine Untertanen „mit Festen und Schauseprägen beschäftigen“ müsse. Und je prunkvoller und berausender die Feiern und Kunstwerke an einem Hof, desto einschüchternder wirke dies auch auf Konkurrenten um die Macht.

Gerade il Moro hat einiges zu kompensieren: Denn er ist ja nicht einmal der legitime Herrscher Mailands. Zu seinem minderjährigen Neffen Gian Galeazzo, dem er die Macht vorenthält, pflegt er scheinheilig ein beinahe väterliches Verhältnis. Er lässt ihn in Latein, Kunst und Religion unterrichten – nur mit Gian Galeazzo über Politik zu reden ist seinem Lehrer verboten. Der rechtmäßige Herzog sucht schließlich Trost in Alkohol und Orgien.

Ludovico indes erweist sich als geschickter Staatsmann und als Förderer der Kultur. Sein Hof wird eines der musikalischen Zentren Italiens. Geistliche Musik, aber auch Volkstümliches wie Barzellette, italienische Tanzlieder, und französische Chansons begeistern die Höflinge – auch Leonardo. Er nennt die Musik ehrfürchtig *figurazione delle cose invisibili*, Gestaltung des Unsichtbaren. Nach der Malerei räumt er ihr den höchsten Rang unter den Künsten ein. Er hat selbst eine gute Stimme und begleitet sich auf der Lira da braccio, einer Vorläuferin der Geige.

Leonardo wird Unterhaltungskünstler, Musiker, Sänger, Bühnenbildner, Regisseur und Kostümdesigner in einer Person. Durch die Erfindung bizarrer Instrumente will er den Musikern eine höhere Spielgeschwindigkeit ermöglichen, und er träumt von einer Erweiterung des Tonumfangs. Bei einer Theateraufführung lässt der Hofkünstler zur Verblüffung des Publikums im Bühnenraum sieben Planeten um das Paradies kreisen; und für eine weitere Inszenierung erfindet er die Drehbühne.

MAILAND MIT SEINEM glamourösen, schillernden Herrscherhof hat jedoch auch seine dunklen Seiten. Der Gestank nach Fäkalien und verwesenden Seidenraupen macht das Atmen in vielen Stadtteilen zur Qual. Die Zucht von Seidenraupen ist für viele die einzige Verdienstmöglichkeit. Die hygienischen Verhältnisse sind katastrophal. Und im Sommer 1484 bricht die Pest aus. Viele sehen in der Seuche eine Strafe Gottes, die man demütig erdulden müsse. Dass die Pest durch Flöhe übertragen wird, die auf infizierten Ratten leben, ist noch unbekannt. Mediziner und Quacksalber versuchen, den Schwarzen Tod verzweifelt mit Opium, dem Fleisch von Giftschlangen oder gesottenen Skorpionen zu bekämpfen.

Da Vinci ist **Waffingenieur** und inszeniert doch Mailands glanzvollste Feste

Ludovico Sforza flieht aufs Land, um sich nicht anzustecken. Die Pest rafft ein Drittel der Bevölkerung Mailands dahin. Die Stadt ist im Ausnahmezustand: Angst, Gewalt, Plünderungen. Leonardo jedoch harrt aus. In seinen Aufzeichnungen verliert er kein Wort über das Leid der Erkrankten oder eigene Ängste. Er entwirft vielmehr eine „ideale Stadt“. An eine göttliche Strafe glaubt er nicht. Er vermutet als Ursache für die Epidemie „eine so riesige Ansammlung von Menschen, die den Keim für Pestilenz und Tod bilden, da sie wie Ziegen dicht zusammenleben und jedes Viertel mit ihrem Gestank verpesten“.

Da Vinci fasst einen radikalen Plan: Das städtische Ballungsgebiet muss an einen Fluss verlagert werden. Das strömende Wasser soll die Abfälle wegchwemmen und die Menschen von den „pestilenzialischen Gerüchen“ befreien. Ihm schwebt darüber hinaus eine doppelstöckige Stadt vor. Unten leben die Armen, oben die Reichen. Die obere Etage wird von Pfählen gestützt. Dort dürfen keine Pferdewagen fahren. Sie ist blitzsauber und dient einzig dem Lustwandeln der Vornehmen.

Doch der Herrscher von Mailand reagiert nicht auf diese Vorschläge. Vielmehr träumt er seit Jahren von einem gewaltigen Reiterstandbild; einem, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Dieses Denkmal für seinen Vater Francesco soll den Herrschaftsanspruch seines Geschlechts demonstrieren. Es soll auf

der Befestigungsmauer des Castello Sforzesco thronen, mit Blick auf die Stadt.

Kein Künstler hat sich bislang an ein solches Werk, eine über sieben Meter hohe Statue aus Bronze, gewagt. Leonardo jedoch traut sich die monumentale Plastik zu. Von 1483 an wird er sich ihr 16 Jahre lang widmen.

Ludovico Sforza ist ein Pferdenarr. Sein Gestüt ist in Italien berühmt. Leonardo macht ausgiebige anatomische Studien an il Moros Rassepferden. Daneben beginnt er auch die Körpermaße junger Männer zu studieren, die ihn wohl noch mehr faszinieren.

Seit Jahrhunderten befolgen die bildenden Künstler die Proportionslehre des römischen Architekten Vitruv (ca. 80–20 v. Chr.). Vitruv zufolge ist ein menschlicher Körper dann vollkommen, wenn er mit gespreizten Armen und Beinen in die perfekten geometrischen Figuren Kreis und Quadrat passt. Der „Vitruvmann“ muss sich freilich gehörig recken, um mit Fuß- und Zehenspitzen die Ecken des Quadrats zu erreichen – daher die übergroßen Hände auf vielen alten Gemälden, daher auch die überlangen Oberkörper: Der Nabel hat im geometrischen Mittelpunkt zu sein.

Die **Mona Lisa** bekommt der Auftraggeber nie zu sehen

Da Vinci hingegen orientiert sich an den von ihm akribisch ermittelten tatsächlichen Maßen des Menschen. Und kann um seine Proportionsfigur dennoch Kreis und Quadrat konstruieren. Zwar geht deren gemeinsamer Mittelpunkt verloren. Aber Leonardo hat in seiner heute weltberühmten Studie den Vitruvmann von der Spreizhaltung auf die Füße gestellt.

Auch die Proportionen von Tieren untersucht der Künstler. Er verzettelt sich wie ein Kind – und findet schließlich doch wieder zu seinem Großprojekt zurück, dem Reiterstandbild: Leonardo plant ein vor Vitalität strotzendes Ross, das sich aufbäumt und – wegen der besseren Statik – mit der Vorderhand auf einen Besiegten stützt. Aber nur ganz leicht. In Anbetracht der Größe der Statue für ein Bronzeguss-Verfahren eine kaum lösbare Aufgabe. Erst viel später ändert Leonardo seine Pläne und skizziert ein vergleichsweise brav schreitendes Pferd.

Die Herausforderung ist noch immer gewaltig: 7,20 Meter hoch soll allein das Pferd werden, das gesamte Denkmal rund 80 Tonnen schwer. Leonardo entwickelt eine völlig neue Bronzeguss-Technik. Weil er aber auch nach Jahren keine konkreten Resultate vorweisen kann, entzieht ihm Ludovico das Vertrauen und bemüht sich um andere Künstler, die das Projekt realisieren könnten.

Doch Leonardo kämpft um die herrschaftliche Gunst und notiert im April 1490 erleichtert: „Pferd wieder begonnen.“ Er

ist nicht zuletzt ein genialer Illusionist, dem es immer wieder gelingt, seinem Mäzen und aller Welt Luftschlösser als real zu verkaufen. Oder zumindest als Baustellen für reale Paläste.

DENN ES GIBT OFFENSICHTLICH zu viele spannende Dinge für einen ruhelosen Geist wie den Leonards. Eines Tages schleppen Bauern einen Sack voll versteinerter Muscheln zu seiner Werkstatt an der Corte Vecchia. Er kauft ihnen die Fossilien ab, betrachtet sie mit Forscherblick und kommt zu dem Schluss, dass „über den Ebenen Italiens, wo heute die Vögel in Schwärmen fliegen, früher die Fische in großen Zügen schwammen“. Warum wohl hat sich die Welt so stark verändert?

Leonardo stellt sich Fragen über Fragen. Er will die Grundgesetze der Natur und der Kunst verstehen. Einzelwerke interessieren ihn kaum. „Er glich einem Menschen, der in der Finsternis zu früh erwacht war, während die anderen noch alle schliefen“, wird Sigmund Freud später über Leonardo schreiben. Der Hofkünstler betreibt empirische Forschung. Selbst das Summen der Insekten wird ihm zum Studienobjekt. Eines Tages bestreicht er die Flügel einer Fliege mit Honig, um nachzuweisen, dass die Höhe eines Tons mit der Geschwindigkeit der Schlagbewegung in der Luft zusammenhänge. Er stellt fest, dass das Insekt beim Fliegen nun tatsächlich einen tieferen Brumpton erzeugt und führt das – völlig korrekt – auf die verlangsamte Bewegung der beschwerten Flügel in der Luft zurück.

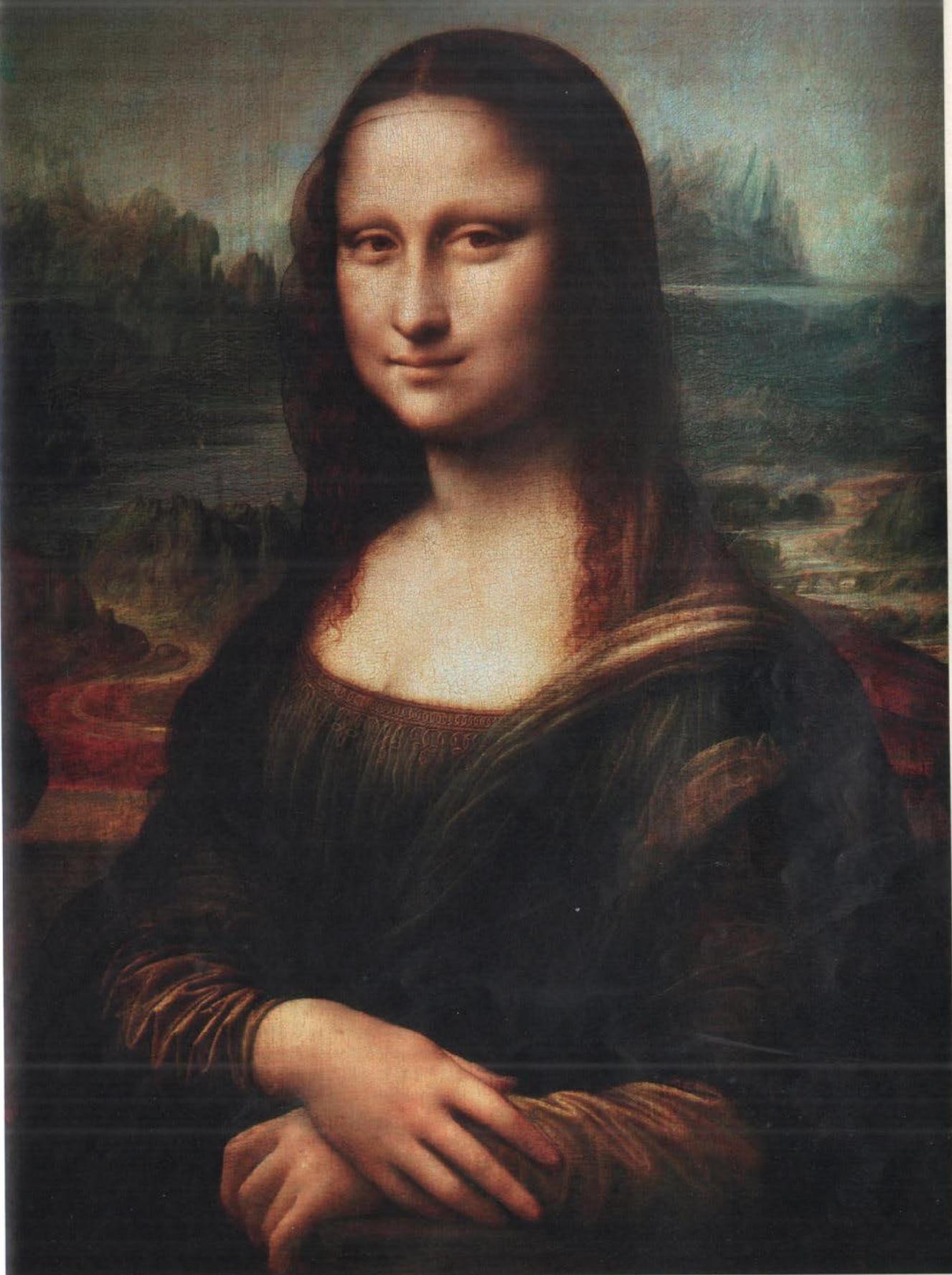
Doch trotz seiner Vielseitigkeit wird Leonardo von so manchem Gelehrten am Hof nicht ernst genommen. „Diejenigen, die sich mit fremden Leistungen schmücken, wollen die meinigen nicht gelten lassen!“, notiert er verärgert. „Wissen sie denn nicht, dass meine Lehren nicht so sehr aus den Worten anderer gezogen werden als aus der Erfahrung?“

Später versucht er, die etablierten Gelehrten auf deren eigenem Gebiet zu übertrumpfen. Als er nach Mailand kam, besaß der „Mann ohne Bildung“ noch kein einziges Buch, im Jahr 1505 aber bereits 116 Bände. Deren Themen reichen von der Naturphilosophie über Astronomie, Chirurgie und Geschichte bis hin zu literarischen Werken.

Der Mann aus Vinci bemüht sich, Latein zu lernen. Er erstellt lange Vokabellisten und macht röhrend ungeschickte Übersetzungsversuche. Auch als Autor versucht er sich. Zwei Jahre lang arbeitet er an einem theoretischen Werk, einem „Buch von der Malerei“ – und wird es nie abschließen. Dafür erfindet er die Schwimmweste, den Fallschirm, Uhrwerke, ein Schaufelradschiff, ein Verfahren zum Bergen gesunkener Schiffe und die Bohrmaschine.

Und neben all diesen Entwürfen – il Moro ignoriert sie, genau wie die der Kriegsmaschinen – findet Leonardo immer wieder Zeit, sich der gigantischen Reiterstatue zu widmen: Ludovicos Lieblingsprojekt, das die Existenz Leonards am Hof legitimieren soll.

Doch plötzlich wird die politische Situation gefährlich für den Herrscher. Sein Neffe Gian Galeazzo – den er seit Jahren



Im Frühjahr 1503 beginnt Leonardo, Lisa del Giocondo, die Frau eines Florentiner Kaufmanns, zu porträtieren. Das erst Jahre später vollendete Werk gilt schon den Zeitgenossen als musterhafte Menschendarstellung – und wird als »Mona Lisa« zum berühmtesten Gemälde der Welt



Ludovico Sforza lässt sich von bedeutenden Künstlern verherrlichen – hier als Stifter auf einem Altarbild. Denn der Mailänder Herrscher, dem Leonardo 17 Jahre dient, muss stets gegen seinen Ruf als Emporkömmling ankämpfen

vom Thron fern hält – heiratet Isabella von Aragón, die Nichte des Königs von Neapel: eine Hochzeit, durch die sich die Kräfteverhältnisse in Mailand radikal verändern könnten. Es muss ein demütigendes Gefühl sein für die offizielle neue Herrscherin, als sie und ihr Gatte 1490 bei der Hochzeitsparade mit „Moro! Moro!“-Rufen empfangen werden.

Zu Isabellas Ärger gibt es auch Probleme im Ehebett. Gian Galeazzo sei „kalt wie eine vom Frost überraschte Schlange“, klagt sie ihrer Amme. Gerüchte, der rechtmäßige Herzog von Mailand sei impotent, kommen selbst dem Papst

in Rom zu Ohren. Prompt werden Isabellas Verwandte unruhig und verlangen die Mitgift zurück. Dann – endlich – ist Isabella Ende Januar 1491 schwanger.

Das Spektakel um den verdrängten Herzog und dessen Gattin dürfte den Hofkünstler wenig interessiert haben. „Wer die Wollust nicht zügelt, der kommt den Tieren gleich“, notiert er und weiß auch ein Mittel gegen fleischliche Gelüste: „Die Leidenschaft des Geistes treibt die Sinneslust aus.“

Selbst jedoch hält er sich nicht daran: Am 22. Juli 1490 nimmt er den zehnjährigen Gian Giacomo Caprotto bei sich auf. Er nennt ihn Salai – nach einem Dämon im Heldenepos eines Renaissance-Dichters. Salais kräftige blonde Locken und sanfte Gesichtszüge entzücken Leonardo wahrscheinlich besonders. Salai wird sein Diener, sein Schüler, sein Modell – und sein Geliebter.

Doch Salai stiehlt und kann sich nicht benehmen: Auf einer Einladung zerbricht er einmal drei Flaschen und verschüttet den Wein. „Dieb, Lügner, Dickkopf, Vielfraß“, notiert der Künstler über ihn.

„Damit das Wohlbehagen des Körpers nicht die Fruchtbarkeit des Geistes beeinträchtige, soll der Maler oder Zeichner einsam sein“, schreibt Leonardo: „Hast du einen Gefährten um dich, so wirst du dir nur halb gehören, vielleicht sogar noch weniger, je nach

der Rücksichtslosigkeit seines Benehmens.“ Dennoch wird er Salai sein Leben lang bei sich behalten.

DASS LEONARDO SICH über diese schwierige Beziehung nur indirekt äußert, ist charakteristisch für ihn. Seine Gefühle behält er fast immer für sich. Im Gegensatz zu den Gecken am Hof kleidet er sich auch dezent, mit einem Umhang aus Atlasseide über den Schultern und auf dem Kopf eine Mütze aus schwarzem Samt. Bei den Mahlzeiten ist er ebenfalls anspruchslos: Brot, Gemüse, Eier und Fisch.

Indes schreibt Giorgio Vasari: „Obgleich er, man kann sagen, nichts besaß, hielt er sich doch ständig Diener und Pferde, an denen er großes Wohlgefallen hatte.“ Und die Ausgabenlis-

ten in Leonards Notizen vermitteln ebenfalls nicht den Eindruck von Geiz: „Stiefel, Kämme, leichte Hüte, Handschuhe, ein Stück Wandteppich“, steht da etwa. Aber auch: „Ich benötige einen Schädel, eine Knochensäge mit feinen Zähnen.“

Bei seinen Untersuchungen am menschlichen Schädel will Leonardo unter anderem das exakte Zentrum des Gehirns ermitteln, in dem seit der Antike der „gemeine Sinn“, der Zusammenfluss aller Sinne oder „Sitz der Seele“, postuliert wird. In einem komplizierten Verfahren mit flüssigem Wachs gelingt es ihm, Ausgüsse von den Gehirnventrikeln zu gewinnen, nach denen er die ersten brauchbaren Zeichnungen davon fertigt.

Es wird nicht beim Aufsägen von Totenschädeln bleiben: Leonardo hat als Erster die Idee, den menschlichen Körper transparent darzustellen. Daher kann er sich nicht mit den für bildende Künstler üblichen Anatomiestudien zufrieden geben. Er muss Körper sezieren und in ihre Bestandteile zerlegen.

Damit beginnt er womöglich bereits in den späten 1480er Jahren. Das ist nicht ungefährlich: An einigen medizinischen Hochschulen Italiens werden zwar seit dem 13. Jahrhundert Leichen präpariert, doch gegen Ende des 15. Jahrhunderts sind die Herrscher unter dem Druck der Kirche immer weniger bereit, das zu tolerieren.

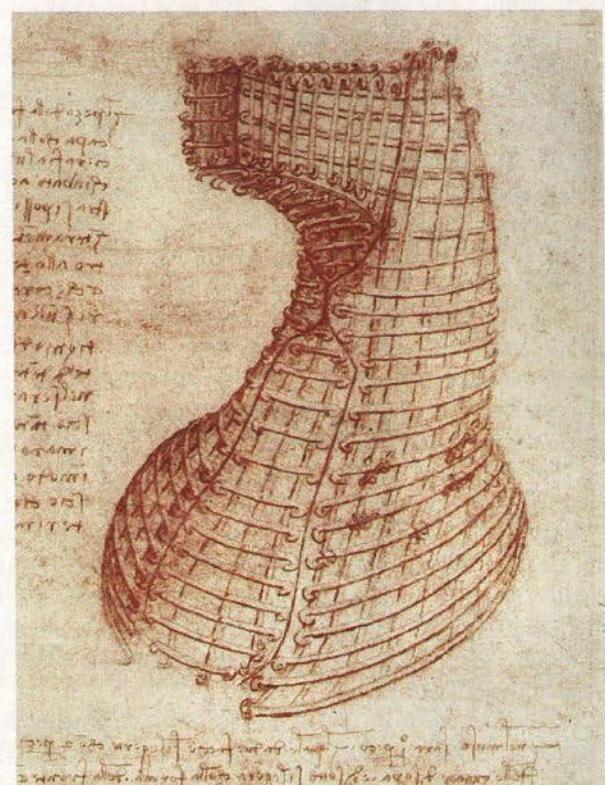
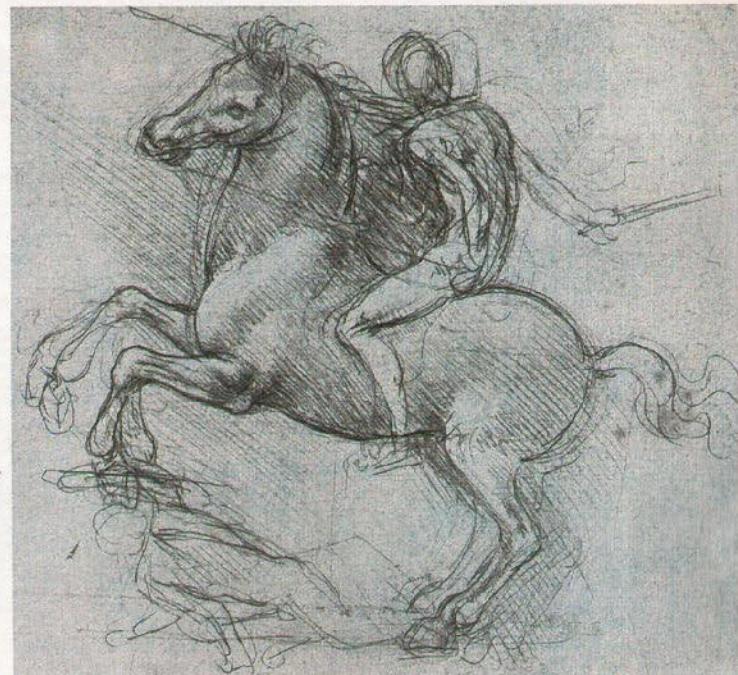
Oft seziert Leonardo daher Tiere und versucht, die dabei gewonnenen Erkenntnisse auf den Menschen zu übertragen. Später wird er aber auch etwa 30 menschliche Leichen öffnen. Was nicht nur wegen des Verbots riskant wird: Ein Freund Leonards steckt sich an, als er einen an der Pest Verstorbenen seziert – und stirbt.

Leonardo lässt sich nicht beirren. Einmal untersucht er die Leiche eines Greises, der über 100 Jahre alt geworden sein soll, und schreibt: „Ich stellte fest, dass er die Besinnung durch Mangel an Blut verloren hat, und die Arterie, die das Herz nährt, und die anderen unteren Glieder fand ich sehr trocken, schwach und dürr vor.“ Arteriosklerose und Ischämie (Gefäßverschluss und mangelnde Blutversorgung des Gewebes) würden Ärzte heute diagnostizieren.

Dennoch fürchtet Leonardo den Tod. Er bezeichnet ihn als *sommo danno*, das höchste Übel. Auch die Überwindung, die ihn das Sezieren kostet, verschweigt er in seinen Aufzeichnungen nicht: „Obwohl dich das fesselt, hindert dich vielleicht dein Magen, und wenn dieser dich nicht hindert, hindert dich vielleicht die Furcht, die Nachtstunden in Gesellschaft dieser gevierteilten, abgezogenen und schrecklich anzusehenden Leichen zu verbringen.“

Neben einer seiner Zeichnungen notiert er schließlich den Satz: „Während ich glaubte, ich lernte zu leben, habe ich die ganze Zeit über gelernt, zu sterben.“ Solche intimen Bekenntnisse sind bei Leonardo so selten wie vollendete Kunstwerke.

„*Sua cuique persona*“, schreibt er einmal: Jedem seine Maske. Auf den Tausenden von Seiten seiner Manuskripte findet sich nur selten eine Spur von Empathie oder menschlichem Gefühl. Praktisch nichts über seine Neigungen, seinen Ge-



Leonardos wichtigstes Projekt aus seiner Mailänder Zeit ist ein Reiterstandbild, das die Dynastie der Sforza rühmen soll. Für die mehr als sieben Meter hohe Statue entwickelt er eine neuartige Technik, bei der die Bronze in eisenverstärkte Formen gegossen wird

Der Erzengel Gabriel verkündet Maria, sie werde Gottes Sohn gebären: Noch unter Aufsicht seines Florentiner Lehrers Andrea del Verrocchio malt Leonardo diese biblische Szene im Ambiente seiner Zeit. Und schon bald wird der Adept den Meister überflügeln

sundheitszustand oder seine Meinung zu Ereignissen seiner Zeit. Als sein Vater stirbt, hält er das nur in zwei knappen Anmerkungen fest.

VIelleicht ist Leonardo einfach zu sehr mit seinen Projekten und Ideen beschäftigt. Immer wieder nimmt ihn das Reiterstandbild gefangen – dieser Prestigeauftrag ist es ja, der ihm die Unterstützung des Herrschers über all die Jahre sichert. Allein an einem Modell aus Ton, das als Vorlage für die Bronzestatue dienen soll, arbeitet Leonardo mehrere Jahre. Das Modell in Originalgröße ist mit knapp acht Metern fast doppelt so hoch wie die bis dahin größten Reitermonumente Europas. Als es 1493 feierlich enthüllt wird, ist das Publikum begeistert. „Weder Griechen noch Römer schufen Größeres, als es allein Leonardo da Vinci gelang“, schreibt ein Dichter.

Von diesem Modell macht Leonardo einen Abdruck in mehreren Stücken: die Gussform, in die später (um eine kleinere Tonfigur herum) die flüssige Bronze eingefüllt werden soll. Er will eine gewaltige Grube ausheben und rundherum Öfen platzieren, um das Metall zu schmelzen.

Dass es dazu nicht mehr kommt, liegt diesmal nicht an Leonardos mangelnder Zielstrebigkeit. Oberitalien ist politisch unruhig. Und im November 1494 lässt Ludovico aus der gesamten Bronze, die für das Reiterstandbild bestimmt war, Kanonen gießen.

Denn die Situation hat sich für den Herrscher zugespielt. Sein Neffe Gian Galeazzo allein wäre keine große Gefahr für ihn. Doch dessen Gattin Isabella will sich mit ihrer Existenz als Schattenherzogin nicht abfinden. Bevor es jedoch zu einem Putschversuch gegen den Mohren kommen kann, erbricht Gian Galeazzo im November 1493 auf einem Festbankett plötzlich alle Wildpasteten, die er gegessen hat, und wird schwer krank.

Ludovico wittert seine Chance, auch offiziell die Macht zu übernehmen. Doch der König von Neapel, Isabellas Onkel, könnte für sie und ihre Nachkommen Anspruch auf das Herzogtum Mailand erheben. Da kommt Ludovico die Idee zu einem fatalen politischen Schachzug: Er lädt Frankreichs König Karl VIII. nach Italien ein und stachelt ihn auf – zu einem Feldzug gegen Neapel (siehe Seite 116).

Bald darauf stirbt Gian Galeazzo; im Herzogtum geht das Gerücht, Ludovico habe ihn vergiftet. Endlich kann sich il Moro feierlich zum Herzog von Mailand ausrufen lassen. Alle Kirchenglocken werden geläutet, und Ludovico reitet, in Gewänder aus Goldbrokat gehüllt, triumphierend durch die Straßen seiner Stadt.

Das Leben am Hof ist nun wie ein Rausch. Einmal lässt Ludovicos Gattin, die junge Herzogin Beatrice, sich auf einen Schlag 80 Kleider schneidern. An ihrem Hals funkelt der berühmte Rubin der Sforza, umrahmt von opulenten Perlen. Die Ausgaben – und die Steuern – werden Jahr für Jahr höher. Das Volk beginnt immer lauter zu murren.



Der Herzog erkennt zu spät, welch ein Fehler es war, Karl VIII. nach Italien gerufen zu haben. Denn dessen Truppen verwüsteten auf ihrem Weg Richtung Süden auch Mailänders Territorium. Und nach der Einnahme Neapels drohen die Franzosen sich zu einem unberechenbaren Machtfaktor in Italien zu entwickeln.

In seiner Not schließt sich il Moro der großen Allianz von Papst, Kaiser, Venedig, Spanien und England gegen die Franzosen an. Am 6. Juli 1495 kommt es bei Fornovo zu einer Schlacht. 4000 Menschen verlieren ihr Leben. Die Allianz siegt, Karl VIII. kehrt nach Frankreich zurück. Und 1496 röhmt il Moro sich bereits wieder, Papst Alexander VI. sei sein Kaplan, der deutsche König Maximilian sein Söldnerführer und der König von Frankreich sein Kurier. Es ist wohl kein Zufall, dass Ludovico Sforza und Leonardo da Vinci zusammengefunden haben. Beide sind Emporkömmlinge, und beide geben sich gern Illusionen hin.

Seine Beobachtungen, Berechnungen und Geistesblitze notiert Leonardo fast immer in Spiegelschrift. Später werden Historiker behaupten, das sei eine Vorsichtsmaßnahme gewesen, um der Inquisition zu entgehen. Doch wahrscheinlich war es nur Leonardos einfache und geniale Lösung des klassischen Linkshänderproblems, schnell schreiben zu können, ohne mit dem Handballen die Tinte zu verschmieren.



1495 beauftragt Sforza seinen Hofkünstler mit einem neuen Prestigeprojekt: einem monumentalen Wandgemälde für das Refektorium des Mailänder Klosters Santa Maria delle Grazie. Thema: „Das letzte Abendmahl“.

Leonardo wählt den dramatischsten Moment als Motiv – den Augenblick, als Christus seinen Jüngern die Ereignisse des nächsten Tages prophezeite: „Wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verraten.“ Leonardo platziert den Verräter Judas nicht – wie die Künstler zuvor – irgendwo im Abseits, sondern mitten unter die Apostel. Eine für die damalige Zeit beunruhigende Betrachtungsweise.

Leonardo scheint unfähig, ein Gemälde zu vollenden – nur acht sind erhalten

Außerdem soll jeder der Jünger eine individuelle Reaktion auf die Worte Christi zeigen, von Furcht über Ungläubigkeit bis zu blankem Entsetzen. Christus selbst hingegen thront gleichsam als unerschütterliches Zentrum der Gruppe zwischen den Jüngern. Jesu Haupt malt Leonardo als perspektivischen Fluchtpunkt des Werkes.

In den Vorstudien zum „Abendmahl“ verwendet Leonardo schwarze Kreide. Ihr Strich wirkt weicher und erlaubt feinere Abstufungen als derjenige des Silberstifts. Mit der Kreide kann Leonardo schon in den Skizzen die besonders sanften

Übergänge erzielen, die seine Tempera- und Ölgemälde auszeichnen. Diese Technik mit beinahe verschwimmenden Umrissen – sodass das fertige Bild wie durch einen zarten Schleier betrachtet wirkt – wird später als *sfumato* (wörtlich: verraucht) berühmt werden. Leonardo bringt sie zur Meisterschaft. Doch die Arbeiten gehen nur langsam voran.

Denn obwohl die Bronzeverräte Mailands längst zu Kanonen gegossen sind, bringt es Leonardo nicht übers Herz, sich von seinem Reiterstandbild zu verabschieden. Er beschäftigt sich – parallel zum „Abendmahl“ – weitere fünf Jahre mit Entwürfen für dessen Guss.

1498 STELLT LEONARDO das „Abendmahl“ nach drei Jahren endlich fertig. Lediglich das Antlitz Christi soll er – aus Ehrfurcht – unvollendet gelassen haben. Der französische König ist vor Begeisterung wie von Sinnen, als er das Werk betrachtet, und will die gesamte Wand herausreißen lassen und an seinen Hof transportieren.

Doch schon bald ist die Szenerie des Bildes kaum mehr zu erkennen. Leonards eigenwillige Grundierung aus Pech und Harz zerbröseln. Bereits 1556 – keine 60 Jahre nach der Fertigstellung – beschreibt Betrachter das Werk als einen „Wirrwarr von Flecken“. Im Lauf der Jahrhunderte muss das „Abendmahl“ mehr als ein halbes Dutzend Mal restauriert werden.

Als ginge ein Windstoß über
den Blätterkranz dieses Milchsterns:
Leonardo beobachtet Phänomene
der Natur mit wissenschaft-
licher Akribie und bemüht sich, sie so
genau wie möglich abzubilden



Unter den rund 100 000 Skizzen, die der Künstler anfertigt,
finden sich zahlreiche Blütenstudien, wie etwa die eines Veilchens.
Oft dienen sie als Vorlage für Teile größerer Gemälde



Da Vinci will Mensch und Welt bis ins letzte Detail
ergründen. Direkt neben die Zeichnung eines alten Mannes
skizziert er um 1510 mehrere Studien strömenden
Wassers. Gegen Ende seiner Karriere befasst sich der Wissens-
durstige immer intensiver mit den Gesetzen der Bewegung



Die meisten anderen Projekte Leonards bleiben uneingelöste Versprechen. Für viele seiner Erfindungen ist die Zeit noch nicht reif. Und Jahrhunderte später wird sich darüber hinaus zeigen, dass zahlreiche seiner technischen Entwürfe allenfalls als Idee überzeugend wirken. So der Mini-Panzerwagen, der über Handkurbeln durch menschliche Muskelkraft bewegt werden soll – und durch die enormen Reibungsverluste im Getriebe keinen Meter vorwärts käme. So viele seiner abenteuerlichen Flugapparate, die sich niemals hätten in die Luft erheben können.

Als Maler wiederum ist Leonardo beinahe unfähig, ein Kunstwerk zu vollenden. Ob er sich insgeheim nicht von seinen Werken trennen will?

Die „Mona Lisa“ etwa, das wohl berühmteste Porträt der Welt, das er im Jahr 1503 beginnt, wird er bis zu seinem Tod im Mai 1519 bei sich behalten – unter dem Vorwand, es sei noch nicht fertig. Dargestellt ist Lisa del Giocondo, die Frau eines reichen Florentiner Kaufmanns. Ihr Gatte, der Auftraggeber, bekommt das Porträt seiner so geheimnisvoll lächelnden Frau nie zu Gesicht.

Leonardo ist ein Künstler fast ohne Werk. Ein Genie, das sich dauernd verzettelt. Er holt die Sterne vom Himmel, jongliert eine Weile virtuos damit, bis sie ihm schließlich wieder entgleiten. Seine ztausend Zeichnungen und Skizzen wirken bis heute modern. Er deutet an, dass alles möglich sei – und setzt doch fast nichts wirklich um.

Wahrscheinlich sind es gerade seine uneingelösten Versprechen, die an diesem Uomo universale bis heute so faszinieren. Er ist so zur Projektionsfläche für Sehnsüchte und Hoffnungen geworden. Einer der bedeutendsten Künstler aller Zeiten ist er vielleicht gerade deshalb, weil es sein größtes Talent ist, Baumeister von Luftschlössern zu sein.

LUDOVICO IL MORO hält seinem so wenig produktiven Hofkünstler die Treue. Im Frühjahr 1499 schenkt er ihm als Anerkennung gar einen Weinberg. Das Grundstück hat den Wert von drei Jahresgehältern eines höheren Beamten. Doch lange kann sich der Künstler nicht daran erfreuen.

Bald nach seiner Niederlage bei Fornovo stirbt Karl VIII. Sein Nachfolger Ludwig XII. will sich für die Blamage rächen und zieht 1499 gegen Mailand. Il Moro versucht verzweifelt, Verbündete zu gewinnen und Söldner anzuwerben, um die Stadt zu verteidigen. Doch er findet kaum Unterstützung. Selbst die Bevölkerung Mailands hofft mittlerweile, ausgezöggt durch die Last der Steuern, auf einen Machtwechsel.

Am 2. September 1499, eine Woche vor dem Einmarsch der Franzosen, beginnt Ludovico, an Flucht zu denken. Er befiehlt, alle Mühlen anzuwerfen, Brot zu backen, Lebensmittel zu horten, um einer Belagerung standhalten zu können. Dann verlässt der Herzog nachts auf dem Rücken eines Maulesels heimlich die Stadt.

Mag sein, dass er nun bedauert, Leonards futuristische Kanonen und Kriegsmaschinen nie gebaut zu haben. Der Herzog von Mailand reitet Richtung Innsbruck, um dort beim römisch-deutschen König Maximilian Schutz zu suchen. In Mailand geht das Gerücht, il Moro habe bei seiner Flucht 240 Säcke Gold aus der Stadt geschafft.

Aufgebrachte Bürger stürmen die Steuerämter, verbrennen die Strafregister, plündern die Paläste. Panisch zerstreuen sich die Höflinge. Mehr als 2000 Menschen fliehen und versuchen, unerkannt sicheres Gebiet zu erreichen. Etwa in Como, Bergamo oder in Piacenza.

Niemand leistet Widerstand, als die französischen Truppen einmarschieren. Die Sieger feiern ihren Triumph. Bogenschützen missbrauchen Leonards Monumentalwerk, die acht Meter hohe Tonform für sein Reiterstandbild, als Zielscheibe: In wenigen Minuten verwüsten sie das Werk von 16 Jahren.

Als da Vinci im Dezember 1499 die Stadt mit seinem Liebling Salai Richtung Mantua ungehindert verlässt, skandiert das Volk in den Straßen bereits begeistert: „Francia! Francia! – Frankreich! Frankreich!“ Genau wie früher „Moro! Moro!“

Wirbel, Strudel, Böen – im Alter studiert das **Genie** die Muster der Bewegung

Leonardo macht sich auf die Suche nach einem neuen Mäzen. Er lässt sich in Florenz als Militäringenieur Cesare Borgia engagieren (siehe Seite 104), dann wieder in Mailand – aber jetzt für die Franzosen – als Stadtplaner und in Rom als Hafenbaumeister im Dienste des Papstbruders Giuliano de' Medici. Schließlich folgt Leonardo im Winter 1516 einer Einladung des französischen Königs Franz I. an dessen Hof in Amboise. Im nahen Cloux residiert er fortan in einem Landschlösschen zwischen dem Königspalast und der Stadt. Sein jährliches Gehalt beträgt 2000 Ecus, weit mehr, als er in Mailand je verdient hat.

Große künstlerische Projekte nimmt er sich, nun alt und gebrechlich, nicht mehr vor. Doch er fertigt zahlreiche Skizzen und Zeichnungen, immer fantasievoller, verspielter, gelöster. Am 2. Mai 1519 stirbt Leonardo da Vinci in Cloux.

Sein langjähriger Mäzen, Ludovico Sforza, ist im April 1500 in französische Gefangenschaft geraten, in der er acht Jahre später starb. „Der Herzog verlor den Staat, sein Gut und seine Freiheit, und keines seiner Werke wurde von ihm vollendet“, notierte Leonardo dazu.

An welche Werke des Mohren er dabei dachte, ist ungewiss. Vielleicht hat Leonardo hier einmal tatsächlich von sich selbst gesprochen. □

Der Historiker Till Hein, 36, arbeitet als Journalist in Berlin. Für die GEOEPOCHE-Ausgabe über „London“ hat er einen anderen genialen Ingenieur porträtiert: Isambard Kingdom Brunel, den Konstrukteur des Dampfschiffes „Great Eastern“.

ALEXANDER VI., 1431–1503

Der Schreck BORGIA



ken von Rom



Um 1500 ducken sich die Römer unter der maßlosen Herrschaft einer Familie. Der Spanier Rodrigo Borgia regiert als Papst Alexander VI. elf Jahre lang den Kirchenstaat. Sein Lebensstil und der seiner Kinder ist zügellos, ihre Politik brutal und verschlagen. Und sie gilt nur einem Ziel: der Etablierung eines Borgia-Reiches inmitten Italiens. Mit französischer Hilfe gelingt es der Sippe tatsächlich, ein bedeutendes Territorium zu erobern. Doch am Ende verliert sie alles

Alexander VI. lässt die Gemächer der Borgia im Vatikan um 1493 von Pinturicchio mit Fresken schmücken. Auf dem größten bekehrt Katharina von Alexandrien (Bildmitte) bei der Verteidigung ihres Glaubens die Gelehrten am Hofe des römischen Kaisers Maxentius zum Christentum. Einer umstrittenen Theorie zufolge trägt der Herrscher die Züge des Papstsohnes Cesare, die Heilige die der Papsttochter Lucrezia. Sicher ist jedoch, dass auf dem Triumphbogen das Wappentier der Borgia prangt, der Stier

Der letzte Tag des Jahres 1502 ist klar. Und kalt. Es wird ein Tag der Entscheidung. Cesare Borgia, Herzog der Romagna, reitet in voller Rüstung die Via Emilia hinunter, von Fano ins 15 Kilometer weiter südlich gelegene Senigallia. Zur Linken blitzt die Adria im Morgenlicht, zur Rechten zeichnen sich grau die Hänge des Apennin ab. Direkt um ihn herum schaben und klacken die Harnische und Kürasse seiner Schweren Reiter. Der Rest der Armee marschiert weit verteilt in kleinen Einheiten, denn niemand soll ihre wahre Stärke erkennen.

In Senigallia wird Cesare keinen Feind treffen, sondern seine *condottieri* – ihm untergebene Truppenführer, die gegen Geld und Beute mit ihren Heeren für ihn kämpfen. Sie haben zwei Tage zuvor die kleine Küstenstadt gut 20 Kilometer nördlich von Ancona eingenommen, so wie es ihr Dienstherr angeordnet hat, und warten nun auf dessen Erscheinen. Denn es gibt viel zu besprechen – und vor allem: Versöhnung zu feiern. Zumindest glauben sie das.

Keine drei Monate ist es her, dass sich die Condottieri in einer Rebellion gegen ihren Auftraggeber gewandt hatten. Cesare Borgia, der ehrgeizige Sohn des Papstes Alexander VI., war ihnen zu mächtig geworden, sein Expansionsdrang in Mittelitalien zu groß: Auf einmal schienen sogar ihre eigenen Herrschaften und Pfründen in Gefahr. Die Rebellen vereinbarten einen Gegenpakt, und binnen Tagen befreite die neue Koalition die Städte Urbino und Camerino aus Cesares Hand.

Doch dann ging alles so schnell vorbei, wie es begonnen hatte. Cesares Vater erklärte die Abtrünnigen kraft seiner päpstlichen Autorität zu Feinden Christi, versprach jedoch zugleich Vergebung. Auch Cesare öffnete seine Arme den immer unsicherer agierenden Rebellen. Schon Anfang November waren die alten Bundesgenossen wieder die neuen. Eine andauernde Feindschaft mit dem Herzog war den Condottieri zu riskant.

Die Revolte wurde als Missverständnis dargestellt, und fortan herrschte Har-

monie. Wären da nicht diese Gerüchte: Cesare stelle eifrig eigene Truppen auf; 12 000 Mann habe er schon beisammen; sein Hass gegen die Verräter sei ungebrochen. Kann man diesem Mann wirklich trauen?

Am Nachmittag erblickt Cesare endlich die Mauern von Senigallia. Etwa vier Kilometer vor der Stadt erwarten ihn vier Condottieri. Der Herzog begrüßt seine Verbündeten herzlich und schüttelt ihnen nach französischer Sitte die Hand, ehe er sie umarmt. Dann reiten sie gemeinsam stadteinwärts, angeregt plaudernd. Nichts deutet darauf hin, dass der Feldherr den Söldnern die zurückliegende Untreue übel nähme. Kein Gram und keine Vorwürfe.

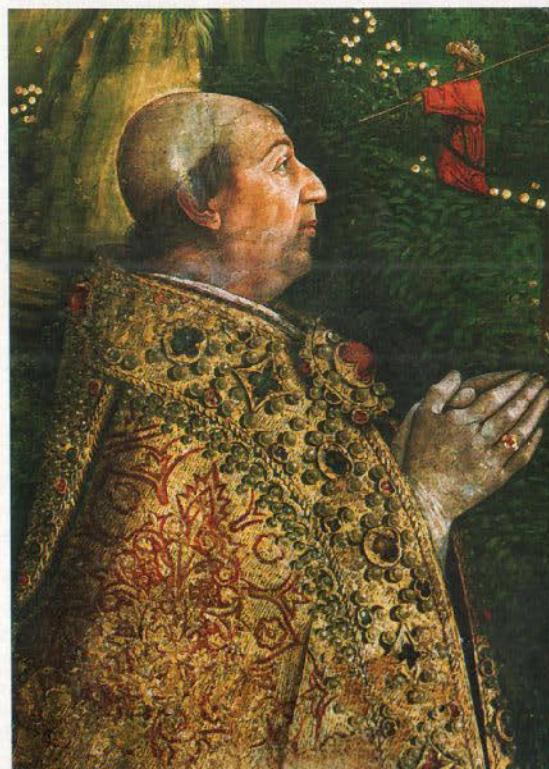
Doch weshalb erscheint Cesare mit solch großer Streitmacht? Tausende seiner Soldaten sammeln sich jetzt, aus allen Richtungen kommend, vor der Stadt unter rot-gelben Fahnen, hundertfach blinken die langen Piken der Schweizer Söldner. Und noch etwas beunruhigt die vier Truppenführer: Jeder von ihnen wird von Schwerbewaffneten eskortiert, die sie keinen Moment aus den Augen lassen.

Die Gruppe erreicht über eine hölzerne Brücke das einzige offene Stadttor. Auf Befehl Cesares ziehen 1000 Kämpfer seiner Infanterie voraus in die Stadt,

er selbst und der Tross der Condottieri folgen. Leise wird das Tor hinter ihnen geschlossen.

Im umfriedeten Kern Senigallias befinden sich jetzt nur noch Soldaten der Borgia-Armee – abgesehen von ein paar persönlichen Wachen der Condottieri. Die übrigen Truppen lagern vor den Mauern, so hat es der Herzog angeordnet. Isoliert und sichtlich verunsichert, begleiten die Söldnerführer Cesare zu dessen Quartier. Vor dem Haus versuchen sie sich zu verabschieden, ohne von ihren Pferden abzusitzen, doch der Herzog bittet sie leutselig, mit hineinzukommen.

Als die Gäste das Anwesen betreten, schnappt die Falle zu: Auf einen Wink des Borgia überwältigen bereitstehende Schergen die Condottieri, fesseln sie und führen sie wortlos ab. Noch in derselben Nacht ordnet Cesare an, zwei von ihnen zu erdrosseln. Um zwei Uhr früh, es ist der Neujahrstag 1503, werden ihnen, Rücken an Rücken sitzend, die Würg-eisen umgelegt. Die beiden anderen werden zunächst eingekerkert und später ebenfalls ermordet. Ihre führerlosen Truppen draußen vor der Stadt haben inzwischen vor der Übermacht der gegnerischen Armee kapituliert. Die Rache des Herzogs ist vollkommen: Er steht auf dem Höhepunkt seiner Macht.



Im Sommer 1492 besteigt Kardinal Rodrigo Borgia nach einer gekauften Wahl den Stuhl Petri. Auch als Papst unterhält der Lebemann ein offenes Liebesverhältnis. Seine Mätresse ist 44 Jahre jünger als der beliebte Pontifex



Der Vatikan auf der gegenüberliegenden Seite des Tibers dominiert zur Zeit von Papst Alexander VI. das Stadtbild Roms. Die Kapitale des Kirchenstaates und einstige Metropole der Antike hat zu dieser Zeit nur etwa 35 000 Einwohner – darunter mehr als 1000 Prostituierte

Bis heute ist es ein Rätsel, weshalb die Opfer von Senigallia so leichtgläubig und widerstandslos in ihr Verderben gingen, obwohl doch alles dafür sprach, dass sie bei diesem Gegner mit dem Äußersten rechnen mussten. Denn Cesare war Spross einer der berüchtigtesten Familiendynastien der Renaissance.

Gemeinsam mit seinem Vater Rodrigo – seit 1492 als Alexander VI. auf dem Papstthron – und seiner Schwester Lucrezia betrieb er um 1500 vom Vatikan aus eine skrupellose Machtpolitik von europäischem Ausmaß, die selbst die weiten Grenzen des damals Gewohnten überschritt. Ausschweifend im Lebensstil, gerissen in der Diplomatie, grausam im Umgang mit Feinden, war die Familie besessen von einer einzigen großen Vision: ein eigenes Reich im Herzen Italiens zu schaffen, einen unabhängigen Staat der Borgias.

Dafür wagten der Papst und seine Kinder alles – um schließlich alles zu verlieren. Die Zahl ihrer Gegner stieg ins Unermessliche. Nicht wenige Zeitgenossen sahen im Pontifex Alexander VI. den leibhaftigen Antichrist. Und

der Nachwelt galten die Borgias bald als die Prototypen des amoralischen Renaissance-Herrschers.

DER AUFSTIEG DER FAMILIE beginnt gut 50 Jahre zuvor in der spanischen Provinz, bescheiden und weitab von den Zentren europäischer Politik. Alfonso de Borja, ein Abkömmling niederen Adels aus einem Dorf in der Ebene von Valencia, macht im frühen 15. Jahrhundert Karriere in der Kirche. Sein Erfolg ist beispiellos. Als brillanter Diplomat und dank der Unterstützung des spanischen Königs wird er 1444 zum Kardinal ernannt und geht nach Rom. Elf Jahre später wählt ihn das Konklave zum Papst. Die Borgias haben ihren Namen inzwischen zu Borgia italienisiert, und der erste Pontifex nennt sich Kalixt III.

Für diesen hat sich damit eine Prophezeiung erfüllt. Ein alter Dominikanermönch hatte dem jungen Spanier einst

verkündet, er werde einmal den Thron Petri besteigen. Kann es deutlichere Zeichen für die Auserwähltheit seiner Familie geben? Ohnehin ist es in diesen Zeiten üblich, seine Verwandten an den Segnungen des eigenen Aufstiegs teilhaben zu lassen. So holt Kalixt III. seinen Neffen Rodrigo aus Spanien nach Rom und erhebt ihn 1456 zum Kardinal.

Rodrigo ist jung, gerade einmal 25, aber er denkt schnell und zeigt früh Begabung fürs Verwalten und Herrschen. Sein massiger Körper, das wuchtige Haupt mit einer markanten Adlernase und vollen Lippen verleihen ihm schon jetzt etwas Gebieterisches. Seine joviale Art nimmt die Menschen für ihn ein.

Doch als sein päpstlicher Onkel nach nur drei Jahren Amtszeit stirbt, muss der Kardinal erleben, was es heißt, einen mächtigen Fürsprecher zu verlieren. Die Stimmung an der Kurie wendet sich gegen ihn. Der römische Pöbel plündert, im Hass gegen alles Spanische, sogar seinen Palast.

Rodrigos Bruder verlässt fluchtartig die Stadt. Aber der junge Purpurträger hält sich. Geduldig und systematisch beginnt

Zu mindestens sieben Kindern bekennt sich der Heilige Vater

Der Papstsohn ermordet seinen Schwager – und gibt es offen zu

er, seine Position an der Kurie auszubauen.

Über die Jahre erwirbt Rodrigo eine beeindruckende Zahl von Ämtern und Einkunftsquellen: Er wird Bischof von Valencia, Vizekanzler der Römischen Kirche, Bischof von Albano, Bischof von Mallorca und von Eger sowie Dekan des Kardinalskollegiums; er herrscht über die Abtei S. Scolastia di Subiaco, die Lehen Nepi und Cività Castellana, das Lehen Soriano und das spanische Herzogtum Gandía. Um 1480 verfügt er über ein Jahreseinkommen von 35 000 Dukaten, mehr als ein Zehntel des gesamten Papstbudgets. Der Haushalt des Kardinals zählt rund 300 Personen, darunter etwa 140 Kleriker.

Und der Kardinal versteckt seinen Reichtum nicht. Der Luxus des Palazzo Borgia, den Rodrigo in Sichtweite zum Vatikan hat erbauen lassen, überwältigt die Besucher. Schwere Gobelins mit aufwendigen Historienszenen zieren die Wände, kostbares Mobiliar füllt Zimmer und Flure. Für hohe Prälaten in Rom sind fürstliche Behausungen nichts Ungewöhnliches, aber Rodrigo geht zu weit. Ein Übermaß an Pracht und Sinnenfreude attestieren ihm seine frommeren Kollegen, aber nicht die notwendige Würde des Amtes.

Möglicherweise ist es aber auch der Ruf des Kardinals, der dieses Urteil leitet. Rodrigos Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht gleiche der eines Magneten auf Eisenspäne, vermerkt ein römischer Humanist. Papst Pius II., Nachfolger von Rodrigos Onkel, hat den Kardinal bereits 1460 gerügt, weil der sich bei einem Gartenfest der höchsten Gesellschaft von Siena mit einigen anwesenden Damen vergnügt habe.

Bald gibt es handfestere Beweise für die erotische Abenteuerlust des Kardinals Rodrigo Borgia. Sieben Borgia-Sprösslinge leben nach und nach in Rom. Die drei ersten stammen von einer unbekannten Mutter, die anderen vier hat Vannozza de' Catanei zur Welt gebracht, die Frau eines Verwaltungsexperten, der häufig auf Reisen ist. Zwar haben

auch andere Kardinäle Mätressen und Kinder – empörend für die Zeitgenossen ist jedoch, dass Rodrigo seine Nachkommen auch öffentlich als solche präsentiert: Vor aller Augen und nicht ohne Stolz lässt er seine Vaterschaften notariell beurkunden.

Am 25. Juli 1492 stirbt Innozenz VIII., der vierte Papst nach dem Pontifikat von Rodrigos Onkel Kalixt III. 36 Jahre lang ist Rodrigo nun bereits Kardinal. Er ist jetzt 61, und das neuherliche Konklave könnte seine letzte Chance sein, selbst Kirchenoberhaupt zu werden.

In der gleißenden Sommerhitze Roms beginnt die Zeit der Wetten. Welcher der Kandidaten hat die besten Chancen? Wahrsager werden befragt, die Gestirne gedeutet. Die Karten stehen zunächst schlecht für Rodrigo. Zu stark scheint die Koalition seiner Gegner zu sein. Doch dann schlägt sich Ascanio Sforza auf seine Seite, ein junger Kardinal aus dem mächtigen Mailänder Herrscherhaus, der sich in den Jahren zuvor als Parteiführer an der Kurie profiliert hat.

Die ersten drei Wahlgänge gehen unterschieden aus. In der Nacht vom 10. auf den 11. August tut der Sforza-Kardinal das Unerhörte: Mit umfassenden Vollmachten Rodrigos ausgestattet, begibt er sich in die abgeschotteten Räumlichkeiten des Apostolischen Palastes, wo die Kardinäle bis zum Abschluss der Papstwahl wohnen – um Stimmen zu kaufen.

Da jeder neu gewählte Papst auf all seine Bistümer und kirchlichen Lehen verzichten muss, um sozusagen mit leeren Händen den Thron zu besteigen, lassen sich diese Pfründen gut als Wahlgeschenke einsetzen. Das ist zwar illegal und als Simonie vom Kirchenrecht geächtet – aber wer fragt genau nach, wenn die höchsten Kleriker zu den Nutzniedern gehören? So wirbt Kardinal Sforza in geheimen Gesprächen der Anhänger-

schaft der Borgia-Gegner Stimme um Stimme ab. Am Vormittag des 11. August 1492 ist die Wahl entschieden. Rodrigo Borgia wird Papst Alexander VI.

Die Reaktionen auf den gekauften Wahlausgang schwanken zwischen apokalyptischen Schreckensbildern und Verherrlichung des neuen Pontifex. Die einen warnen vor dessen Untugend und Unberechenbarkeit, andere loben dessen Tatkraft. In einem jedoch sind sich die meisten Beobachter einig: Dieser Papst wird einiges daran setzen, seine Familie dauerhaft unter den italienischen Herrscherhäusern zu etablieren.

MIT DER WAHL betritt Rodrigo endgültig die Bühne der Macht. Als Papst ist er im ausgehenden 15. Jahrhundert nicht nur Oberhaupt der Christenheit und Hüter einer fast 1500-jährigen religiösen Tradition, sondern zugleich auch ein säkularer Fürst, der über einen Staat gebietet. Dieser im 8. Jahrhundert begründete Kirchenstaat umfasst zu Zeiten Alexanders VI. das Gebiet von Latium rund um Rom entlang der italienischen Westküste, erstreckt sich über den Kamm des Apennin bis zur Adria und reicht von dort nach Norden bis hinter Bologna.

In weiten Landstrichen, gerade im östlichen Teil, besteht die Oberhoheit des Papsttums allerdings nur auf dem Papier; tatsächlich herrschen dort lokale und regionale Feudalherren. Dennoch gehört der Kirchenstaat neben Venedig, Florenz, Mailand und Neapel zu den italienischen Großmächten, die als politisches Fünfeck in wechselnden Allianzen seit fast 100 Jahren die Verhältnisse in Italien bestimmen. Papst Alexander VI. spürt das empfindlich.

Ascanio Sforza, der Papstmacher, inzwischen neuer Vizekanzler, reißt nach Alexanders Amtsantritt die Außenpolitik der Kurie an sich. Gemeinsam mit seinem Bruder Ludovico, dem Herrscher von Mailand, schmiedet er eine Fülle von Bündnisplänen, die alle darauf abzielen, den Papst auf Dauer an die norditalienische Dynastie der Sforza zu ketten (siehe Seite 88). Im April 1493 kommt es



Den Zeitgenossen gilt Cesare Borgia als einer der ansehnlichsten Männer Italiens – und als einer der grausamsten. Mithilfe seines Vaters Alexander VI. und der Truppen des französischen Königs Ludwig XII. unterwirft er die Stadtherren der Romagna, und sein Vater ernennt ihn zum Herzog der wohlhabenden Adriaprovinz



tatsächlich zu einer Dreierallianz zwischen Mailand, Rom und der Republik Venedig – einem Pakt, der nach Absicht der Sforza den neapolitanischen König Ferrante einschüchtern soll.

Der Bündnisvertrag sieht vor, dass auch der französische König Karl VIII. der Entente beitritt. Der europäische Großmonarch träumt davon, Neapel, das frühere Erbe des französischen Hauses Anjou, für Frankreich zurückzuerobern. Gleichzeitig spart der fromme König nicht mit scharfer Kritik am Borgia-Papst. Dennoch stellt Alexander VI. jetzt auf Druck Ascanio Sforzas ein *breve* aus, ein Dekret, das Karl die rückhaltlose Unterstützung Roms zusagt, sollte dieser wirklich nach Neapel ziehen. In Rom spottet man bereits über die „Diktatur der Sforza“. Der Groll Alexanders VI. gegen das selbstherrliche Gehabe seines Vizekanzlers wächst. Der Papst braucht dringend einen Erfolg.

VATIKAN, 12. JUNI 1493. Alexander VI. sitzt in vollem Ornat auf seinem Thron, als seine Lieblingstochter den prächtig geschmückten Festsaal der päpstlichen Gemächer betritt. Lucrezia trägt ein Kleid mit einer langen Schleppe. Ihr blondes, langes Haar leuchtet im Gegenlicht des geöffneten Portals. Neben der Tochter des Papstes schreiten 150 Mädchen aus römischem Adel.

Die 13-jährige Lucrezia wird an diesem Tag verheiratet. Zwar ist die Vermählung mit Giovanni Sforza, einem Cousin Ascanios, ein hart verhandeltes machtpolitisches Arrangement, Teil der ungeliebten Anlehnung an das Haus Sforza. Doch feiern will der Brautvater trotzdem. Und aller Welt zeigen, dass das Papsttum eine Familienangelegenheit der Borgia ist.

Die Festgesellschaft wartet bereits: römische Barone und Baronessen, Kauf-

Die exzessiven Feste des Papstes verstören das gläubige Volk

leute und Beamte, Verwandte und Freunde beider Familien, Kardinäle und Bischöfe, Gesandte aus ganz Italien.

Kurz nach der Braut zieht der Bräutigam ein, gehüllt in einen funkelnden Umhang im türkischen Stil. Das Paar tritt durch die Menge und kniet nieder auf einem goldenen Kissen direkt vor dem Papst. Umgeben von zwölf Kardinälen, wie einst Christus von seinen Jüngern, spendet er den Brautleuten seinen Segen.

Dann beginnen die Festlichkeiten. Vor dem Thron werden in langen Reihen wuchtige Holztafeln aufgebaut. Bedienstete tragen Speisen auf, servieren Hunderte silberner Schalen voller Zuckerwerk, Mandelgebäck und Obst, dazu Tassen mit edlem korsischen Wein. Das Mahl beginnt, Seite an Seite schlennen Prälaten und Hofdamen. Schauspieler in Tierhäuten führen Theaterstücke auf – Komödien, die von unersättlichen Mätressen handeln, von Schnorrern, Kuppeln und Lebemännern. Später wird zum Tanz aufgespielt, Sänger tragen anzügliche Verse vor, der Pontifex applaudiert. Diese Lustbarkeiten sind ganz nach seinem Geschmack, ebenso die vielen hübschen Frauen – und eine ganz besonders.

Schon vor einiger Zeit hat Alexander ein stürmisches Liebesverhältnis mit Giulia Farnese begonnen, aber an diesem Abend zeigt er sich erstmals offen und ungeniert mit ihr. *La bella*, so nennen die Römer Giulia, kommt aus angesehenem Hause und ist 44 Jahre jünger als der wohlbelebte Pontifex. Ihr Gatte, ein einäugiger Baron, ist inzwischen der berühmteste Gehörnte Roms. Für Giulias Familie ist die Beziehung vorteil-

haft: Ihr Bruder wird Kardinal, der „Unterrock-Kardinal“ im Spott der Römer.

Die Hochzeitsfeier dauert bis in den frühen Morgen. Schon kurz darauf erzählen sich die Römer, wie es auf dem Fest zugegangen sein soll: Aus 150 Silberpokalen, dem Hochzeitsgeschenk Alexanders, sei nicht weniger als 150 Frauen der höchsten römischen Gesellschaft zur allgemeinen Belustigung Wein in die Dekolletés gegossen worden – während ihre Ehemänner vor der Tür warten mussten. So mancher in Rom fragt sich, welche Frevel von diesem Papst noch zu erwarten sind.

Der nächste Anlass, darüber nachzudenken, folgt nur drei Monate später, im September 1493. Cesare Borgia, der älteste Sohn aus Alexanders Liaison mit Vanozza de' Catanei, ist bislang vor allem als Pferdenarr und Stierekämpfer in Erscheinung getreten. Zwar hat er schon mit 16 Jahren ein Bistum erhalten und in Pisa Kirchenrecht mit höchster Auszeichnung studiert – doch ein Mann Gottes ist dieser Heißsporn nicht. Mehrmals hat er den Degen gezogen, wenn Altersgenossen ihn einen Bastard oder Emporkömmling nannten. Und nun soll der 18-Jährige, so hat es Alexander entschieden, Kardinal werden. Sind die Borgia dabei, das Papsttum zu einer privaten Angelegenheit zu degradieren? Da fällt kaum mehr auf, dass Alexander zur gleichen Zeit elf weitere Kardinalate meistbietend verschachert. Auch das ist ein Novum.

Aber selbst Cesare kann nicht verhindern, dass der Papst in den folgenden Jahren in der Defensive bleibt. Als König Karl VIII. 1494 mit großer Streitmacht nach Italien kommt, gelingt es Alexander nur durch geschicktes Verhandeln, seiner gewaltigen Absetzung zu entgehen. Als der Franzose ein halbes Jahr später von einer neu formierten Abwehrliga wieder vertrieben wird, kann der Pontifex dieser „Heiligen Allianz“ immerhin seinen Segen geben.

Derweil wächst die Kritik religiöser Kontrahenten. Der Bußprediger Girolamo Savonarola, spiritueller Meinungsführer in der florentinischen Republik,

Auf den Fresken des Appartamento Borgia im Apostolischen Palast lässt sich Alexander VI. von Pinturicchio als frommes Kirchenoberhaupt darstellen, das andächtig die Auferstehung Christi erlebt. Die Römer dagegen erzählen sich Geschichten von Orgien und Inzest in den heiligen Hallen des Vatikans

geißelt Sitten und Amtsführung des Papstes. Der Borgia überzieht den Mönch mit Mahnungen, Predigtverboten und Exkommunikation. Erst nach drei Jahren hitzigsten Disputs kann sich Alexander allmählich durchsetzen (siehe Seite 116).

Im Sommer 1497 scheint die Herrschaft der Borgia gefestigt, die Zeit der äußeren und inneren Krisen so gut wie vorüber zu sein. Ascanio Sforza, der unliebsame Vizekanzler, ist ins Abseits manövriert; Alexander arrangiert die Auflösung von Lucrezias Ehe mit Giovanni Sforza. Die offizielle Begründung soll für die Mailänder besonders peinlich sein: Nichtvollzug wegen Impotenz des Gatten. Fünf Jahre nach ihrem Einzug in den Vatikan gehen die Borgia zum Angriff über.

DOCH DANN, am 16. August 1497, wird die Leiche von Alexanders jüngerem Sohn Giovanni aus dem Tiber gezogen, die Kehle aufgeschlitzt, der Körper von acht Dolchstößen gezeichnet. Eines ist klar: So brutal tötet nur ein hasserfüllter Mörder. Aber so sehr die rasch ausgesandten Spione und Häscher des Papstes auch forschen, kein Täter wird gefunden.

Dafür schwirren Gerüchte durch die engen Gassen Roms: Haben die Sforza sich gerächt? Oder die Orsini, jene römische Adelsfamilie, deren Oberhaupt vor kurzem unter mysteriösen Umständen in Gefangenschaft des Papstes gestorben ist? Hat etwa ein brüskierter Edelmann, dessen Tochter der Weiberheld Giovanni nachstellte, die Fassung verloren? Oder hat gar Cesare, von Eifersucht getrieben, auf den jüngeren Bruder eingestochen?

Der Papst jedenfalls ist verzweifelt. Vor den versammelten Kardinälen und Botschaftern klagt der Pontifex, sieben Papstämter könnten diesen Verlust nicht ausgleichen. Und anscheinend überkommt ihn Reue: Dies sei wohl die göttliche Strafe für seine unzähligen Sünden.

Schon bald jedoch wird deutlich, dass der Mord eine ganz andere Wirkung entfaltet. Vielleicht schlägt Verzweiflung um in Aggression; vielleicht wird dem 66-jährigen Papst nun auch

bewusst, wie wenig Zeit ihm noch bleibt. In jedem Fall verlieren die Borgia in diesem Sommer 1497 die letzten Hemmungen. Von nun an handeln Alexander und Cesare schnell und zielstrebig. Ihr Projekt: die unvergängliche Größe der Familie.

Zunächst beschließt Cesare, sein Kardinalamt niederzulegen – eine Sünde gegen dessen Heiligkeit. Danach nehmen die Borgia diplomatische Verhandlungen mit Frankreichs neuem König Ludwig XII. auf. Die Ausgangslage ist günstig: Der Franzose – durch die italienischen Abenteuer seines Vorgängers keineswegs abgeschreckt – will sich Mailand einverleiben und benötigt dazu einen Verbündeten in Italien. Zudem möchte Ludwig, dass die Ehe mit seiner gegenwärtigen Gattin aufgelöst wird, damit er die Witwe seines Vorgängers und Erbin des Herzogtums Bretagne heiraten und dieses so an die französische Krone binden kann. Diesen Ehedispens kann nur der Papst gewähren.

Die Borgia wiederum fordern im Gegenzug eine angemessene Ausstattung für den nunmehr im Laienstand lebenden Papstsohn: ein einträgliches französisches Fürstentum, eine hochgeborene Braut – und vor allem Truppen sowie militärisches Gerät. Denn es ist mittlerweile kein Geheimnis mehr, dass Cesare die Romagna, die reiche nördliche Provinz des Kirchenstaates, mit Krieg überziehen will, um die dort ansässigen Feudalherren zu vertreiben und ein eigenes Reich zu gründen: einen Borgia-Staat, der das Pontifikat seines Vaters überdauern soll. Ohne Hilfe ist dieses Unternehmen unmöglich.

Alexander verhandelt von Rom aus, während Cesare mit prunkvoller Entourage an den französischen Hof reist. Tage, Wochen, Monate des Nervenkriegs und der Intrigen vergehen. Doch am Ende ist es geschafft: Die französisch-

römische Allianz wird geschlossen. Cesare heiratet Charlotte d'Albret, die Tochter des von Frankreich abhängigen Königs von Navarra, die als schönste Frau bei Hofe gilt, und erhält zudem das Herzogtum Valence südlich von Lyon. Im Oktober 1499 zieht er an der Spitze einer 5800 Mann starken französischen Armee Richtung Romagna.

Binnen Tagen erobert der Papstsohn die Stadt Imola mit ihren mächtigen Burgenanlagen. Noch im selben Jahr fällt auch Forlì, das immerhin fast zwei Monate der Belagerung standgehalten hat. Die Borgia-Truppen ziehen anschließend plündernd durch die Stadt. Das Wüten sei, so schreibt ein örtlicher Chronist, wie ein „Blick durch die Tore der Hölle“ gewesen.

Schon bald geht dem Feldherrn ein Ruf kalter Grausamkeit voraus. Vor Publikum massakriert er ausgewachsene Stiere mit dem Schwert – mitunter sieben am Stück. Einem Tier schlägt er, so ein Augenzeuge, den Kopf mit einem einzigen Hieb ab. Cesares Vorliebe für schwarze Gewänder ist allgemein bekannt. Selbst bei Familienfesten tritt er nur noch mit einer Maske auf, die einen Großteil seines Gesichts verbirgt. Wenn andere schlafen, in den dunklen Stunden nach Mitternacht, ist dieser Mann am aktivsten. Fast geräuschlos scheint er sich fortzubewegen. Zu Treffen taucht Cesare auf, wenn keiner ihn erwartet, und ist Minuten später wieder verschwunden.

Im Inneren des Kirchenstaates wächst allmählich das private Reich der Borgia. Stadt um Stadt fällt ihnen zu. Die unterworfenen Regenten lässt der Sieger meist ohne Umschweife hinrichten. Ihre Gebiete, die sie zuvor als Vasallen im Namen des Papstes beherrscht haben, gehen direkt auf den Papstsohn über, der sich nun Herzog der Romagna nennt.

Cesare regiert sein neues Imperium mit drakonischer Härte. Er baut Cesena mithilfe des Festungsingenieurs Leonardo da Vinci zur Hauptstadt aus und setzt den Hauptmann Ramiro de Lorqua als Gouverneur ein. Binnen Wo-

Um keine Familie der Renaissance spinnen sich mehr Legenden



Lucrezia, die Lieblingstochter des Papstes, wird von Cesare und Alexander je nach machtpolitischem Vorteil verheiratet – allein nach dem Amtsantritt ihres Vaters dreimal. Erst als Gattin des Herzogs von Ferrara kommt sie zur Ruhe und führt – fern der Verwandten – entgegen ihrem lasterhaften Ruf ein untadeliges Leben

chen ist der stämmige Spanier im ganzen Land gefürchtet – bis Cesare ihn entthaupten lässt.

Unterdessen gehört auch in Rom die Angst zum Alltag. Der Vatikan wird zur Festung. 600 bewaffnete Gardisten patrouillieren rund um die Uhr, die wuchtige Engelsburg am Ufer des Tiber hat Alexander VI. mit vier neuen Bastionen verstärken lassen – denn die Zahl der Borgia-Feinde, der Neider, Opfer und Empörten, wächst beinahe täglich.

Auf Beschimpfungen Cesares steht jetzt die Todesstrafe; vorher wird den Lästerern die Zunge herausgerissen – und das, obwohl in Rom der Spott bislang frei war. Die Römer ducken sich vor dem Terror der Borgia.

Und die Nachrichten von mysteriösen Todesfällen in der Stadt häufen sich: Ein Diener des Papstes wird tot im Tiber gefunden, neben ihm die Leiche einer Zofe Lucrezias. Der Mörder: unbekannt.

Dann werden die Opfer prominenter. Der neue Ehemann Lucrezias, Alfonso von Aragón, Herr des kleinen Fürstentums Bisceglie, wird erwürgt, als er sich gerade von einem brutalen Überfall erholt. Der Auftraggeber des Mordes: Cesare. Er gibt es offen zu.

Denn er braucht den Verblichenen nicht mehr – geht es nach den strategischen Planungen von Bruder und Vater, hat Lucrezia längst einen viel bedeutenderen Gatten verdient. Der nächste verordnete Bräutigam macht nur ein Jahr später seine Aufwartung. Es ist Alfonso d'Este, ein Sprössling der vornehmsten Adelsfamilie Italiens, Thronfolger der Herzogsdynastie von Ferrara.

Vater und Sohn haben keine Zeit, sich über diesen Coup zu freuen, denn Cesares Kriegszüge müssen finanziert werden. Bis zu 2000 Dukaten am Tag verschlingen die Militäraktionen, der erste, zweimonatige Teil der Expedition hat allein 130 000 Dukaten verbraucht, etwa ein Drittel des päpstlichen Jahreshaushalts. Alexander VI. kümmert sich inzwischen kaum noch darum, was ihm offiziell gestattet ist und was nicht: Die Einnahmen des lukrativen Ablasshandels – während des Heiligen Jahres 1500

lassen sich fast 200 000 Pilger in Rom per Ablass den Aufenthalt im Fegefeuer verkürzen – fließen direkt in die Kriegskasse seines Sohnes. Kardinalsämter werden längst offen verkauft.

Im Frühjahr 1501 tragen päpstliche Agenten aus den Palästen eines in Frankreich inhaftierten Prälaten Möbel und Wertgegenstände fort. Stirbt ein Kardinal, lässt Alexander seinen Besitz sofort konfiszieren. Bei dem greisen Purpurträger Giovanni Michiel helfen die Borgia ein wenig nach. Seine Mahlzeit wird in ihrem Auftrag mit einem „weißen, süßlich riechenden Pulver“ verfeinert. Eine

Audienz bei diesem Papst wird zusehends zum Wagnis. Kardinäle fliehen aus Rom. Die Zahl der plötzlichen Todesfälle unter wohlhabenden Klerikern nimmt zu.

In der allgemeinen Hysterie steigern sich die Gerüchte ins Groteske. Am 31. Oktober 1501 verzeichnet der päpstliche Zeremonienmeister Johannes Burckard in seinem Notizbuch folgenden Vorfall: Am Abend vor Allerheiligen hätten „fünzig Kurtisanen“ im Vatikanischen Palast vor den Augen des Papstes und seiner Kinder Lucrezia und Cesare „auf allen vier“ nackt zwischen den



In ganz Europa machen die Borgia sich Feinde.
Wie in dieser französischen Karikatur ist Alexander VI.
für manche gar die Inkarnation des Antichrists

Leuchtern umherkriechend“ hin- geworfene Kastanien aufgele- sen. „Darauf wurden Ehrenpreise ausgelobt für diejenigen, die am häufigsten mit den Kurtisa- nen fleischlich zu verkehren ver- mochten. Und so geschah es auch, und zwar öffentlich.“

Gruppensex im Vatikan? Wahrscheinlich ist die Geschichte erfunden. Sie reiht sich ein in eine Fülle von Legenden, die in dieser Zeit um die Borgia entstehen und die bis heute das Bild der Familie prägen: Alexander, der lüsterne Gotteslästerer; Cesare, der blutgierige Schlächter; Lucrezia, die Gift mischende Hure.

Selbst Inzest mit der eigenen Tochter werfen Zeitgenossen dem Borgia-Papst vor. Doch auch wenn es für solche schillernden Gerüchte reale Vorbilder gibt, entspringen sie häufig vor allem der Propaganda der zahllosen politischen und religiösen Gegner. Denen ist inzwischen fast jedes Mittel recht, um die verhassten Feinde zu bekämpfen.

Die Borgia spinnen derweil immer größere Machtfantasien: Siena, Pisa, ja sogar Florenz könne man über kurz oder lang an sich reißen. Selbst der florentinische Politiker Niccolò Machiavelli preist Cesare nach der Einnahme von Urbino überschwänglich als „wahrhaft glänzenden und großartigen“ Feldherrn, dem keine Herausforderung zu groß sei (siehe Seite 144).

Doch die Anzeichen verdichten sich, dass die engsten Verbündeten sich gegen den Herzog verschwören.

MIT CESARES RACHEFELDZUG nach Senigallia am Neujahrstag 1503 erreichen die Borgia den Höhepunkt ihrer Macht. In der Romagna, in Latium und in Teilen der Toskana gebieten sie nun über ein Reich, so groß, wie es kein Papst zuvor beherrscht hat. Ihr privater Besitz ist gewaltig, und ein Ende der Expansion kaum abzusehen: Neun weitere Kardinalsernennungen haben ihnen mindestens 120 000 Dukaten eingebracht, und Cesare hebt nördlich von Rom bereits neue Truppen aus. Gegen wen es diesmal geht, ist allerdings offen.

Als der Papst stirbt, stürzt das Machtgebilde der Borgia zusammen

Ebenfalls, mit wem. Die Allianz mit den Franzosen bröckelt.

Stattdessen ist eine weitere europäische Macht nach Italien gekommen: Spanien interessiert sich wie Frankreich für das Königreich Neapel. Ein Pakt mit der alten iberischen Heimat könnte sich für die Borgia nun als sehr viel günstiger erweisen.

Am Morgen des 12. August 1503 wacht Alexander VI., nachdem er am Abend zuvor den Jahrestag seiner Wahl gefeiert hat, mit einem Unwohlsein auf. Am Nachmittag hat er hohes Fieber und muss sich erbrechen. Sofort ist im Vatikan – dem Ruf der Borgia entsprechend – von Gift die Rede, aber alle Zeichen sprechen für Malaria.

Die Ärzte verordnen Aderlässe. Der Zustand des Patienten bessert sich, er bekommt wieder Lust, Karten zu spielen. Doch die Erholung währt nur kurz. In den Abendstunden des 18. August stirbt Papst Alexander VI. – und mit ihm der Traum von der ewigen Macht der Borgia.

Denn nach dem plötzlichen Tod des Pontifex fällt das monströse Machtgebilde der Familie in sich zusammen. Zu viele haben nur darauf gewartet, sich endlich rächen zu können.

Cesare muss hilflos mit ansehen, wie auch einstmals loyale Kardinäle von den Borgia abfallen; wie die enteigneten Adelsdynastien überall in der Romagna und in Latium aufbegehren und das Joch der verhassten spanischen Parvenüs abschütteln; wie die fremden Großmächte Spanien und Frankreich des eigensinnigen Papstsohns zunehmend überdrüssig werden; wie schließlich mit Julius II. ausgerechnet einer der Erzfeinde Cesares zum Papst gewählt wird.

Kurz hofft der Borgia auf den Großmut des neuen Pontifex. Doch als der Heilige Vater Cesare dessen Besitzungen im Kirchenstaat entzieht, setzt sich dieser vorsichtshalber nach Neapel

ab. Vergebens. Auf Wunsch des Papstes lässt der dortige spanische Vizekönig Cesare verhaften und auf einer Galeere nach Spanien bringen. Dort gelingt dem Getriebenen zwar

die Flucht zu seiner Frau und deren Bruder, dem König von Navarra. Aber nur ein Jahr später, im März 1507, fällt Cesare Borgia, der einst triumphale Herzog der Romagna, mit 31 Jahren im Dienste seines Schwagers – bei einem unbedeutenden Scharmützel irgendwo am Fuß der Pyrenäen.

NUR EINE PERSON aus dem engsten Kreis der Borgia übersteht die Vergeltung ziemlich unbeschadet: Lucrezia. Am Hof ihres Ehemanns Alfonso d’Este im fernen Ferrara tritt sie aus dem Schatten von Vater und Bruder. Umsichtig leitet sie die Hofgeschäfte, organisiert prunkvolle Feste und Bankette und übernimmt die Regierungsgeschäfte, wenn ihr Mann unterwegs ist. Sie fördert die Künste, lässt die fürstlichen Wohnräume von bedeutenden Malern neu gestalten. Zu ihren Freunden und Bewundern zählen angesehene Humanisten. Mit den Jahren befasst sich Lucrezia immer stärker mit der Religion, stiftet Klöster und tritt schließlich gar einer Laiengemeinschaft des Franziskanerordens bei. 1519 stirbt sie 39-jährig im Kindbett.

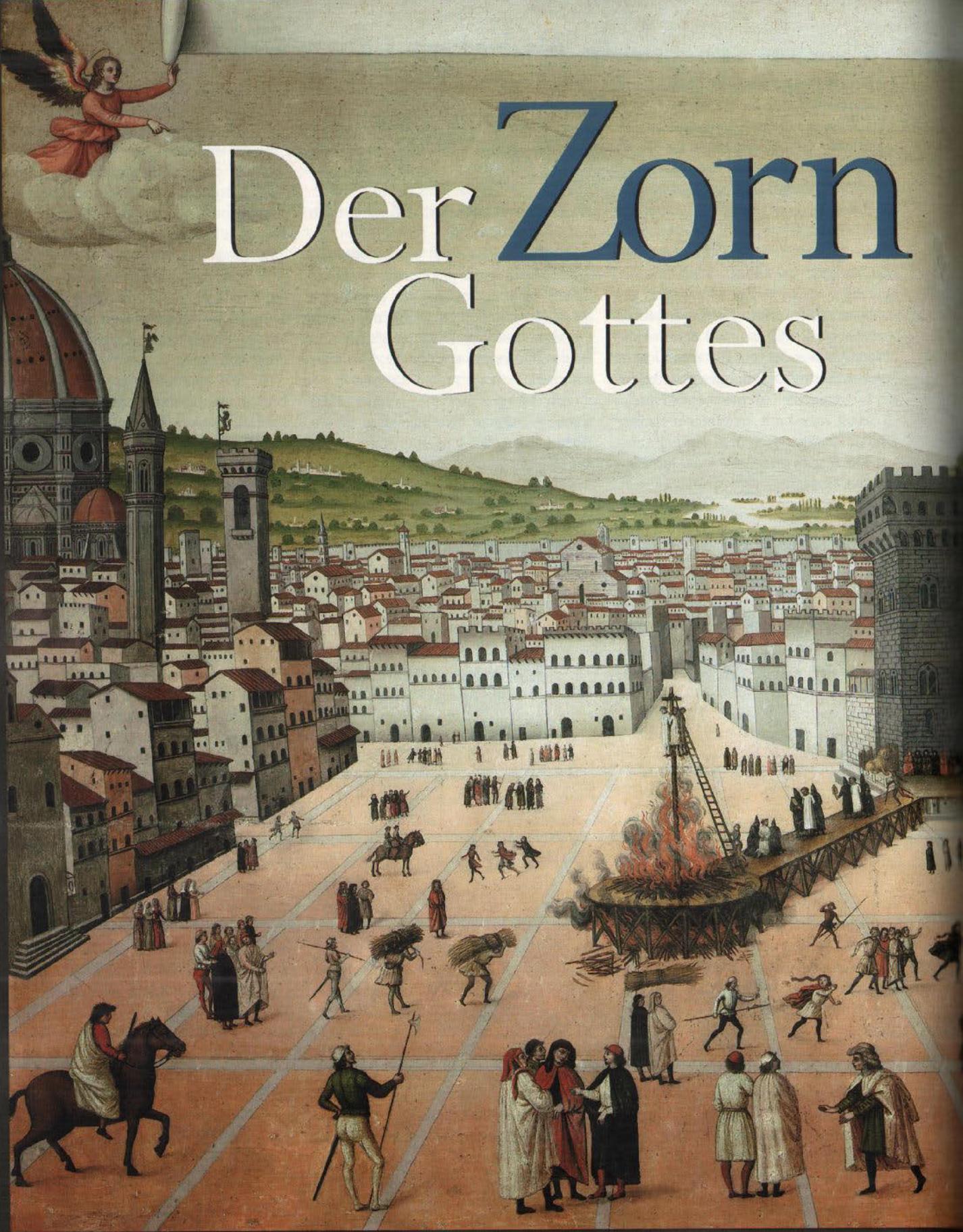
Die ehemaligen Borgia-Gemächer im Vatikanischen Palast zieren noch heute Fresken, auf denen die mythische Herkunft der Familie beschworen wird. Alexander VI. hatte sie von Pinturicchio an die Decke malen lassen. Dort verwandelt sich der ägyptische Gott Osiris, der Herr des Totenreichs, am Ende in das Wappentier der Borgia, einen kraftstrotzenden Stier. Wie ihr göttlicher Urahn, so die selbstbewusste Botschaft der Bilder, werden die Borgia dereinst unsterbliche Herrscher über die Welten sein.

Sie haben alles dafür getan – und sind gescheitert. □

Der Historiker Jens-Rainer Berg, 31, schreibt regelmäßig für GEOEPOCHE. Bei seiner Rekonstruktion war ihm vor allem eine Biografie von Volker Reinhardt hilfreich: „Der unheimliche Papst – Alexander VI. Borgia 1431–1503“ (C. H. Beck).

GIROLAMO SAVONAROLA, 1452–1498

Der Zorn Gottes



Am 23. Mai 1498 wird Girolamo Savonarola vor dem Palazzo della Signoria hingerichtet. Anders als auf



Dem zeitgenössischen Gemälde dargestellt, war der Platz von Menschen übersät

Kinderbanden durchkämmen die Häuser von Florenz nach Spielkarten, Schmuck und Kunstwerken, um sie auf Scheiterhaufen zu werfen. Sie sind die jüngsten Anhänger des Mönchs **Girolamo Savonarola**, der die Stadt am Ende des 15. Jahrhunderts in einen religiösen Taumel versetzt. Auch der berühmte Maler **Sandro Botticelli** folgt begeistert dem Propheten, der von Apokalypse und Erneuerung predigt. Und unter dessen Einfluss verändern sich die Bilder des Künstlers. Savonarola verwandelt Florenz in einen Gottesstaat, ins »Neue Jerusalem«. Doch dann wird der charismatische Prediger selbst ein Opfer der Flammen

Nichts scheint den strengen Mönch Savonarola (links) mit dem lebensfrohen Künstler Botticelli zu verbinden. Dennoch bleibt der Maler der Sache des Ordensmannes auch nach dessen Hinrichtung 1498 treu



Von der antiken Mythologie inspiriert, malt Sandro Botticelli – noch vor seiner Begegnung mit Savonarola – um 1485 die »Geburt der Venus«. Die dem Meeresschaum entstiegene Liebesgöttin landet, auf einer Muschel treibend, am Strand der Insel Kythera. Für den Fußprediger Savonarola allerdings sind solche Darstellungen von Nacktheit Werke der Sünde



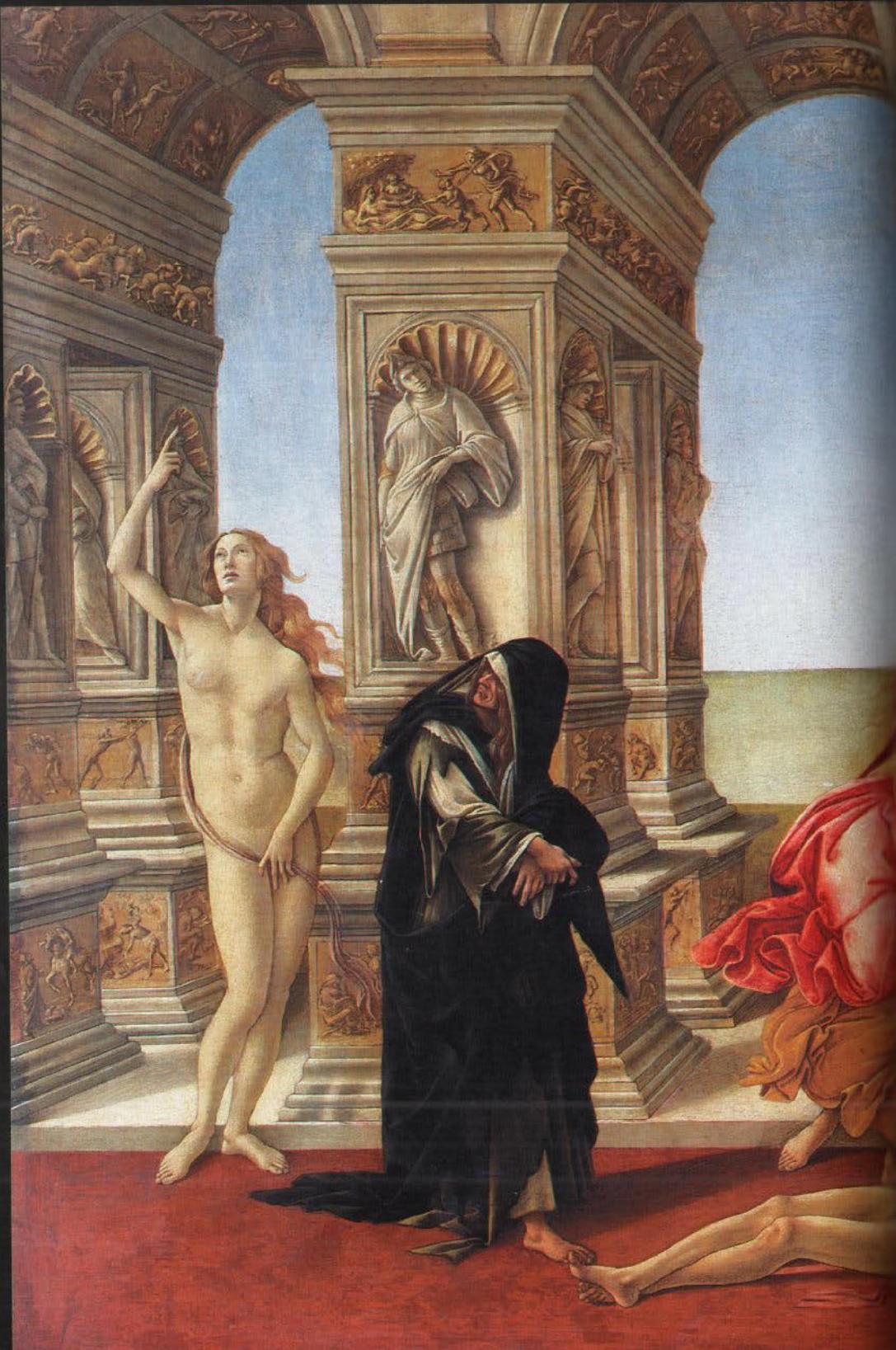


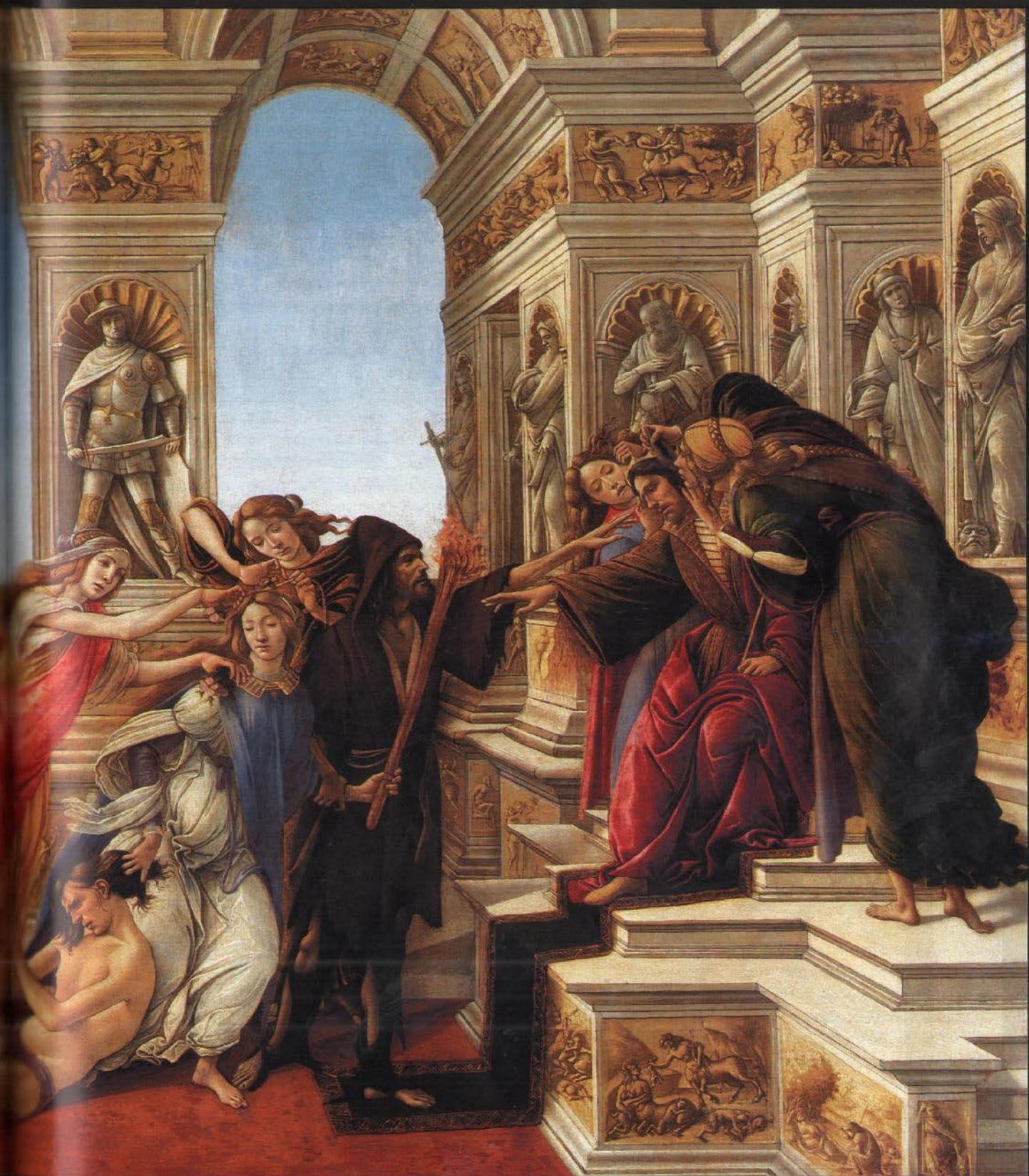




Botticellis bedeutendste Gemälde behandeln weltliche Themen. Im Bildnis »Der Frühling«, um 1482 für ein Mitglied der Medici-Familie gemalt, feiert der Künstler, durch ein Gedicht des römischen Lyrikers Lukrez angeregt, den Beginn der Blütezeit. Im Vordergrund rechts erscheint die Blumengöttin Flora. Savonarola verdammt Kunst wie diese als heidnisch

Botticellis »Verleumdung des Apelles« von 1495 handelt, in allegorischer Form, von der Denunziation eines unschuldigen Malers – dargestellt in der geschundenen Figur am Boden. Möglicherweise fühlt sich Botticelli von der frommen Kunstfeindschaft in Savonarolas Florenz anfangs bedrängt. Es ist jedenfalls sein letztes Bild mit weltlichem Motiv





Einen Karneval wie den des Jahres 1497 haben die Bürger von Florenz noch nicht erlebt. Schon seit Januar sind die gefürchteten Stoßtrupps der „Kinderpolizei“ wieder unterwegs und durchsuchen die Häuser der Erwachsenen, Bezirk für Bezirk. Gefahndet wird nach verpinkten *vanità*: jenen „eitlen Dingen“, die im Dienst des Lasters und der Sünde stehen. Und die Kinderpolizisten – Knaben und Jünglinge im Alter zwischen zwölf und 20 – machen reichlich Beute.

Konfisziert werden Spiegel und Schminkdosen, Salbenbüchsen und dufende Kräuter, Puder und Flaschen mit Orangenwasser. Eingesammelt werden auch Masken, Perücken und falsche Bärte, kostbare Schachspiele aus Elfenbein und Alabaster, Würfel und Spielkarten, Gitarren und Harfen, obszöne Statuen und freizügige Gemälde, die Bücher von Boccaccio, Ovid und Martial.

Legitimiert sind die Jungen nur durch einen Umstand: Sie sind die glühendsten Anhänger eines selbst ernannten Propheten, der Florenz seit gut zwei Jahren in seinem Bann hält: Girolamo Savonarola. Zu Tausenden strömen die Kinder in seine Predigten. Im Dom Santa Maria del Fiore sind Tribünen errichtet, damit sie Savonarola sehen können, wenn er spricht.

Weite Teile der Jugend von Florenz überbieten sich in eifernder Frömmigkeit. Sie haben den weltlichen Vergnügungen ganz abgeschworen: dem Fechten und dem Tanzen, der Musik und den Wettkämpfen. Die Jungen tragen züchtige Kleidung und kurze Haare. Mit dem Ruf „Es lebe Christus, unser König!“ ziehen sie in Gruppen von 25 bis 30 durch die Stadt und treten als Sittenpolizei auf.

Sie vertreiben die Glücksspieler und Dirnen von den Straßen und ermahnen „unschicklich“ zurechtgemachte Frauen, sich anders zu kleiden; sonst werde die Pest über sie kommen. Auch die eigenen Eltern werden zu einem gottgefälligen Leben ermahnt, dies hat ihnen der Prophet eingeschärft. Die Kinder sammeln Almosen für die Armen und treten bei Prozessionen als Ordnungsdienst auf.

So auch am Nachmittag des 7. Februar 1497, Karnevalsdistag, als sich ein eindrucksvoller Prozessionszug durch Florenz bewegt – selbstverständlich nach Geschlechtern getrennt. An der Spitze marschieren die Knaben, dann die Männer, schließlich die Mädchen und die Frauen. Psalmen und Hymnen werden gesungen. Der Zug endet auf dem großen Platz vor dem Palazzo della Signoria, dem Sitz der Stadtregierung. Dort sind die von der Kinderpolizei beschlagnahmten „Eitelkeiten“ bereits auf einem riesigen hölzernen Gerüst aufgehäuft. Dieser Scheiterhaufen, 15 Meter hoch und 60 Meter breit, ist innen mit Reisigbündeln aufgefüllt.

Vier Aufseher der Kinderpolizei treten hervor und setzen das Ganze mit Fackeln in Brand. Aus der Menge ertönt Jubel, und während vom Turm des Palazzo die Glocke läutet, gehen Gemälde, Bücher und Perücken in lodernden Flammen auf. Es ist eine „heilige Zeit“, notiert bewegt der Florentiner Gewürzhändler und Apotheker Luca Landucci in sein Tagebuch.

Aber sie ist nicht von langer Dauer. Kaum 15 Monate später wird man Girolamo Savonarola an selber Stelle als Ketzer hängen und seine Leiche verbrennen.

DER MÖNCH, der die Kunstmétropole Florenz zwischen 1494 und 1498 in einen religiösen Taumel versetzt, ist ein schmächtiger Mann von kleinem Wuchs. Auffallend an seinem blassen Asketen-gesicht sind die blauen Augen und die mächtig gewölbte Adlernase. Im persönlichen Gespräch ist der Prior des Dominikanerklosters San Marco voller Demut, bescheiden und von gewinnender Liebenswürdigkeit. Aber wenn er im Dom zu Florenz die Kanzel besteigt und vor 15 000 Menschen über kommende Drangsalen und das Jüngste Gericht predigt, dann hat er die Statur eines alttestamentarischen Propheten. Dann röhrt er seine Zuhörer mit seinen apokalyptischen Visionen zu Tränen und Angstschreien.

Über diese charismatische Wirkung hat Savonarola keineswegs von Anfang



Girolamo Savonarola tritt mit 22 Jahren in den Dominikanerorden ein. Im Dom zu Florenz eifert er bald regelmäßig vor bis zu 15 000 Gläubigen gegen Luxus und Unzucht. Seine mit Holzschnitten illustrierten Traktate verbreiten sich in ganz Europa

an geboten. Als der junge Ordensmann sich 1482 erstmals in Florenz als Prediger versucht, ist seine Stimme noch schwach und ungeübt, seine Gestik wirkt linkisch. Fast hätte sich Savonarola entmutigt ganz von der Kanzel zurückgezogen. Doch hätte ein solcher Rückzug kaum zu der unabrbaren Gerechtigkeit seines Lebensweges gepasst.

Girolamo Savonarola wird am 21. September 1452 in Ferrara geboren. Die Eltern wollen, dass er Mediziner wird. Doch Girolamo fühlt sich bald zu Höherem berufen, ein Arzt der Seelen will er sein. Und überaus ernst ist der junge Mann, er verachtet die irdischen Dinge in ihrer Nichtigkeit.

Möglich, dass bei dieser Weltabsage auch enttäuschte Liebe im Spiel ist, denn eine Tochter aus vornehmem Haus hat sein Werben einst hochmütig zurückgewiesen. Ein nächtlicher Traum treibt ihn endgültig ins Kloster: Ihm ist, als ergösse sich ein Schwall eisigen Wassers über seinen ganzen Körper; das Eiswasser tötete,

Wenige Jahre später entdeckt Savonarola seine prophetische Stimme. Eine dreifache Erkenntnis überkommt ihn wie eine Erleuchtung und reift durch das Studium der Heiligen Schrift zur Gewissheit: Die Kirche muss sich erneuern; vor dieser Erneuerung wird Gott eine große Drangsal kommen lassen; und all dies wird sich in naher Zukunft ereignen.

Dass das furchtbare Strafgericht unmittelbar bevorsteht, wird zu Savonarolas Botschaft, die er nach 1487 als Prediger in mehreren italienischen Städten unaufhörlich prophezeit. Er glaubt, dass Gott ihn als Diener erwählt hat, diese kommende Drangsal zu verkünden – und aus diesem Grund im Sommer 1490 wieder nach Florenz, ins Kloster San Marco, schickt. Denn Florenz liegt in der Mitte Italiens, „wie das Herz in der Mitte des Leibes“, von hier wird die große Erneuerung der Christenheit ihren Anfang nehmen.

Tatsächlich hat seine Rückkehr nach Florenz ganz irdische Gründe. Der mächtige Lorenzo de' Medici höchstselbst hat

der Kanzel des Domes herab die Gläubigen mit einem neuen Schreckensszenario geängstigt. Er verkündete die Vision eines Schwertes, das drohend über Italien schwebt: „Da sah ich auf einmal, wie jenes Schwert die Spitze nach abwärts wandte und wie ein schweres Unwetter und Unheil auf diese einschlug und alle züchtigte.“ Bald werde ein weltlicher Herrscher, ein „neuer Cyrus“, aus dem Norden über die Alpen kommen und das göttliche Strafgericht ins Werk setzen.

Savonarola spielte dabei auf den Perserkönig Kyros II. an, der aufgrund seiner Verdienste um das Volk der Juden schon beim biblischen Propheten Jesaja als „Gesalbter des Herrn“ erwähnt wird. Auch den Sturz der Regierung in Florenz und die Bekehrung der Türken und der anderen Muslime zum Christentum sagt Savonarola voraus.

ZU DIESER ZEIT ist der grell klingende Prediger aus Ferrara nur eine Stimme im Chor von Sehern und Propheten, die Un-

Der Prophet versetzt die Zuhörer in Furcht und Schrecken

so Girolamo, den letzten Rest fleischlicher Begierden ab.

Am 24. April 1475 stieht sich der 22-Jährige davon und tritt in Bologna den Dominikanern bei. Am Tag darauf schreibt er seinen untröstlichen Eltern einen Brief. Er begründet seinen Entschluss mit dem Elend der Welt und der Bosheit der Menschen, den vielen Ehebrüchen und Räubereien, dem Götzendienst und den Gotteslästerungen. Deswegen sei er froh, die Stimme Gottes vernommen zu haben mit der Aufforderung, den Schmutz und die Bosheit der Welt zu fliehen.

Girolamo Savonarola, der das Diesseits so entschieden verachtet, befolgt die Ordensregel mit vorbildlicher Demut – er ist ein Mustermönch. Seine Stärke ist die Auslegung biblischer Texte und ihre Anwendung auf die Gegenwart. Damit beeindruckt er auch seine Mitbrüder im Dominikanerkloster San Marco in Florenz, wohin ihn der Orden 1482 versetzt.

bei den Oberen des Dominikanerordens Savonarolas Versetzung nach San Marco erwirkt, ans Hausekloster der Medici, das der Herrscherfamilie als Ort öffentlich inszenierter Buße und Seelenzerknirschung dient. Und der Prediger aus Ferrara hat sich inzwischen einen Namen gemacht.

Mag er auch wortgewaltig gegen den Luxus und Pomp der Reichen und Mächtigen wettern: Lorenzo sieht in dem Frater, der 1491 zum Prior von San Marco gewählt wird, nie eine ernsthafte Gefahr – eher ein nützliches Ventil für den im Volk aufgestauten Unmut über den Lebenswandel der Oberschicht. Und auch Sorgen um sein eigenes Seelenheil mögen den heimlichen Herrscher von Florenz umgetrieben haben. Jedenfalls lässt Lorenzo den strengen Bußprediger sogar an sein Sterbebett rufen.

Zwei Tage vor Lorenzos Tod am 8. April 1492 aber hat Savonarola von

heilvolles verkünden – und er ist nicht einmal der lauteste Mahner. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ist Italien von endzeitlicher Erwartung erfüllt. In Florenz können sich die selbst ernannten Propheten auf ein dichtes Gewebe von Mythen und Überlieferungen berufen, das der Stadt am Arno ein besonderes Schicksal verheißen. Denn Florenz versteht sich als legitime Erbin Roms und soll dereinst das Zentrum christlicher Erneuerung sein.

Gemäß einer anderen Überlieferung aus dem 14. Jahrhundert ist Florenz nach der Zerstörung durch den Gotenkönig Totila von Karl dem Großen wiederaufgebaut worden. Daran knüpft sich die Spekulation, dass ein zweiter Karl kommen wird, um von hier die Reform der Kirche einzuleiten und Florenz zum „Neuen Jerusalem“ zu machen.

Die Idee, dass die Stadt in der Nachfolge des von der wahren christlichen Lehre abgefallenen Rom zur Führung der

Christenheit auserwählt sei, ist weit verbreitet. Als 1483 Karl VIII. in Frankreich den Thron besteigt, erhalten die visionären Fantasien neue Nahrung. Denn auf ihn scheinen die Vorhersagen zu passen. Ist er am Ende der „zweite Karl“ oder „neue Cyrus“, der von Florenz aus die Erneuerung von Kirche und Christentum einleitet? Savonarola verkündet dergleichen ab 1492 in Florenz – aber er ist nicht der Erste und Einzige.

Im Herbst 1494 werden die Prophezeiungen plötzlich konkret. Denn Karl VIII. sieht sich tatsächlich als Nachfolger Karls des Großen und als Reformator der Christenheit. Der junge König will seine Ansprüche auf den Thron von Neapel geltend machen und von Italien aus eine christliche Universalmonarchie begründen.

Am 3. September steht Karl mit seinen Truppen auf italienischem Boden, Ende Oktober bereits an der Grenze zur Republik Florenz. Piero de' Medici, der als Nachfolger seines Vaters Lorenzo inzwischen die Geschicke des Staates bestimmt, verhält sich abwartend. Am 26. Oktober 1494, als es für militärischen Widerstand längst zu spät ist, reist er Karl entgegen.

Leichtfertig macht Piero dem französischen König weitreichende Zugeständnisse. Er überlässt Karl mehrere Festungen, die Zitadelle von Pisa sowie den Hafen von Livorno und verpflichtet sich zu einer Tributzahlung von 200 000 Dukaten. Darüber hinaus muss Florenz dem Franzosen die Stadttore zum Durchmarsch seiner 40 000 Soldaten öffnen.

Die Einwohner der Stadt sind darüber so empört, dass sie kurz darauf Piero und dessen Angehörige aus Florenz vertreiben und den Palast der Medici plündern. Nach sechs Jahrzehnten findet die informelle Herrschaft der einflussreichsten Familie der Stadt so ein abruptes Ende.

In Florenz macht sich nach Bekanntwerden der Vereinbarungen mit dem Franzosenkönig lähmendes Entsetzen breit, man misstraut den Absichten Karls und befürchtet eine gewaltsame Eroberung. Am 5. November 1494 zieht eine Vorhut der französischen Streitmacht ein,





Wohl um 1495 wird auch Botticelli ein *piagnone*, eine »Heulsuse«, wie die immer zahlreicher Anhänger Savonarolas genannt werden. Wahrscheinlich löst sein älterer Bruder Simone diesen Gesinnungswandel in ihm aus. Fortan malt der Künstler nur noch religiöse Werke – wie diese »Beweinung Christi«

Häuser werden für die Truppen konfisziert. Am selben Tag noch benennt die Stadtregierung fünf Gesandte, die dem französischen König entgegenreiten sollen, um ihn versöhnlich zu stimmen. Einer von ihnen ist Girolamo Savonarola.

Die Stunde des Propheten ist gekommen.

HAT DER FRATER nicht seit zwei Jahren unablässig verkündet, ein „neuer Cyrus“ werde als „Schwert Gottes“ aus dem Norden kommen und die Stadt bestrafen? Züchtigen wegen ihrer himmelschregenden Sünden und Gottlosigkeit, wegen der Hurerei und des Wuchers, des Geizes und der Unzucht, besonders aber wegen des „unsagbaren Übels“ der „Sodomie“ – der Homosexualität –, für das die Stadt in ganz Italien verrufen sei? Und erfüllen sich seine Vorhersagen nicht jetzt, da Karl vor den Toren der Stadt steht?

In Pisa tritt Savonarola dem König gegenüber. Furchtlos gibt sich der Mönch vor dem Monarchen und hält eine sorg-

Tatsächlich bricht Karl am 28. November an der Spitze seiner Streitmacht auf – auch weil ihm seine Militärs dazu raten. Der friedliche Abzug der Franzosen erscheint vielen in Florenz als ein Wunder. Girolamo Savonarola wird als Retter der Stadt gefeiert, er genießt jetzt das Ansehen eines Heiligen.

Nun vollzieht sich eine erstaunliche Verwandlung des Bußpredigers. Savonarola, der den Florentinern seit fast drei Jahren ein göttliches Strafgericht angedroht hat, überrascht die Bürger jetzt mit einer frohen Botschaft: Gott habe Florenz vor der Zerstörung durch die Franzosen verschont, weil er es als Zentrum für die große Erneuerung des Christentums auserwählt habe. Dazu habe Gott ihn als „Arzt“ hierher gesandt. Wenn die Stadt seinen Ratschlägen folge, dann werde sie genesen.

Und mehr noch: Savonarola, der stets Wucher, Prunk und Luxus gegeißelt hat, verspricht Florenz nun materiellen Reichtum. Was ist geschehen? Erliegt der Pre-

gern aus, das Vergangene müsse verziehen und vergessen werden. Er preist Gemeinwohl, die Nächstenliebe und ruft zu Spendensammlungen für die Armen auf.

Und die Botschaft des Propheten wird in Florenz erhört. Sein Aufruf zu Milde, Nächstenliebe und Gemeinsinn wirkt versöhnend. Wie von Savonarola vorgeschlagen, wird ein Großer Rat geschaffen: Florenz wird nicht mehr nur von einer kleinen Oberschicht regiert. 3000 Bürger haben jetzt Sitz und Stimme in dem neuen Gremium, auch Handwerker und Ladenbesitzer. Dazu muss im Stadt-palast der Signoria eigens ein neuer, riesiger Versammlungsraum errichtet werden.

Mit der Forderung nach einer Amnestie dringt der Prediger dagegen nicht durch – ein Zeichen, dass er Florenz keineswegs beherrscht. Die Stadtregierung wechselt alle zwei Monate und ist nicht immer mit Anhängern des Fraters besetzt.

Seine Macht bleibt stets informell, an die Kraft seiner charismatischen Rede und die Autorität seiner Persönlichkeit

Savonarolas gefährlichster Widersacher ist der Papst

fältig vorbereitete Ansprache. Er beruft sich darauf, dass er Karls Italienzug lange vorhergesagt habe. Und als „Knecht im Namen Gottes“ ermahnt er den König, Barmherzigkeit gegenüber den Florentinern walten zu lassen. Offenbar beeindruckt von dem Ordensmann, versichert Karl ihm sein Wohlwollen – mehr nicht.

Am 17. November 1494, es ist ein regnerischer Tag, zieht der König mit seiner Hauptstreitmacht gegen 22 Uhr bei Fackellicht in Florenz ein. Die Bewohner jubeln ihm zwar zu, doch liegt gleichzeitig eine ängstliche Beklommenheit über der Stadt. Karl, ein kleiner Mann mit großer Nase, glanzlosen Augen und einem unförmigen Kopf, bezieht den Palast der Medici, der nun verwaist ist.

Dort sucht ihn Savonarola am 21. und 26. November erneut auf und drängt ihn, mit seinen Soldaten weiterzumaschieren – dies sei Gottes Wille.

diger seiner demagogischen Wirkung auf die Tausende im Dom?

Offenbar ist der Frater wirklich davon überzeugt, dass Florenz jetzt das „Neue Jerusalem“ werden kann. Und ganz handfest mischt sich der Mönch von der Kanzel aus in Fragen der Gesetzgebung und in die Debatte über die neue Verfassung ein, die sich Florenz nach 60 Jahren Medici-Herrschaft geben will.

Am Anfang müssten, so der Mönch, Reue und Buße stehen. Denn nur wer sich von seinen Sünden befreie, könne auch ein guter Staatsbürger sein. Daher müsse die Stadtregierung Gesetze erlassen gegen alles, „was dem Heil der Seele schädlich ist“: gegen „Sodomie“ natürlich und gegen „Dichtungen, Spiele, Tavernen und die übeln Kleidersitten der Frauen“. Kein Einzelner dürfe sich künftig mehr zum Haupt des Staatswesens erheben.

Schließlich ruft der Prophet einen „allgemeinen Frieden“ unter den Bür-

gebunden. Und Savonarola strebt kein weltliches Amt in der Republik Florenz an, ihn beseelt nicht persönlicher Ehrgeiz, sondern religiöser Eifer. Er will keine Theokratie begründen, wohl aber ein vom Geist der Bibel inspiriertes Gemeinwesen. Sein Ideal ist die christliche Urgemeinde, in der die Gläubigen noch in Armut geeint waren.

Tatsächlich schafft er es binnen weniger Wochen, das Klima in der Handelsmetropole radikal zu ändern. War die Atmosphäre zuvor von Klientelwirtschaft, den Rivalitäten der reichen Familienclans und dem Einfluss des Geldes geprägt, so zeigt sich Florenz nun gewandelt. Die mit knapper Mühe abgewendete Bedrohung durch die Franzosen hat die stolze Stadt demütig und fromm gemacht.

Als Savonarola am 7. Dezember 1494 eine Almosensammlung zugunsten der „verschämten Armen“ anregt, ist die Resonanz überwältigend. Tausende Florin

kommen zusammen, ferner Gold und Silber, Seide und Perlen – „jeder überreichte es mit großer Liebe und Barmherzigkeit“, notiert der Gewürzhändler Luca Landucci in seinem Tagebuch.

Am Tag darauf zieht eine feierliche Prozession durch die Stadt, darunter auch „Männer und Frauen höchsten Ansehens“. Die Gegensätze zwischen den Klassen sind scheinbar überwunden. Aus der Habe des geflohenen Piero de' Medici werden kostbare Gemälde, Bronze- und Marmorbüsten sowie wertvolle Decken mit Samt- und Goldstickereien an den Meistbietenden verkauft. Die Vergänglichkeit irdischen Besitzes wird so jedem vor Augen geführt – Gott gibt und nimmt, wie es ihm gefällt. Und so wie Savonarola es gefordert hatte, ergeht ein drakonisches Gesetz gegen die „Sodomie“. Das Glücksspiel und unzüchtige Kleidung werden verboten. Überall erklingen fromme Hymnen, und die Luft schwirrt von den Worten des Predigers, der das Tagesgespräch bestimmt.

Das Kloster San Marco wird zur Pilgerstätte. Junge Mädchen gehen nun verschleiert auf die Straße, frischvermählte Ehepaare geloben einander Enthaltsamkeit. Gebildete Bürger studieren die Bibel anstelle humanistischer Schriften, sie beten und fasten – die Steuern für die Metzger müssen sogar gesenkt werden, weil viel weniger Fleisch verkauft wird.

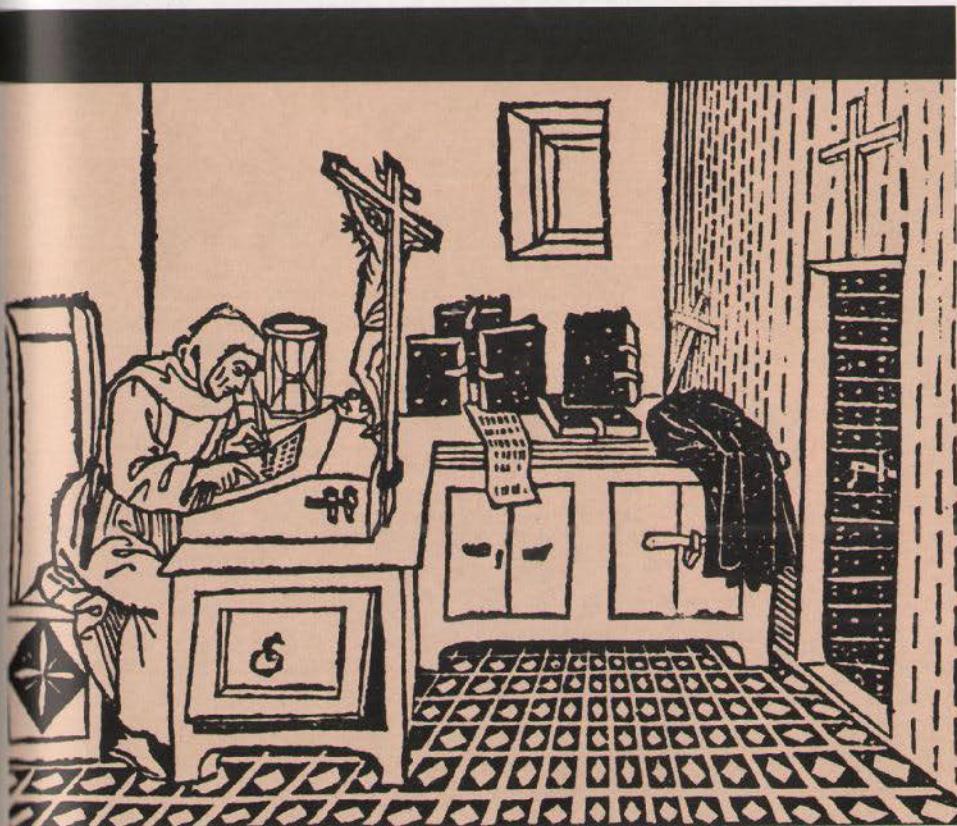
Vor den Beichtstühlen herrscht zu manchen Zeiten ein so großer Andrang, dass die erschöpften Priester um eine Ruhepause bitten. Schon um Mitternacht stehen die treuesten Anhänger des Propheten auf, strömen zum Dom und warten geduldig auf Einlass. Bis zu 15 000 Menschen kommen zu den Predigten Savonarolas – das ist mehr als ein Drittel der gesamten Einwohnerschaft von knapp 40 000. Drei bis vier Stunden vergehen mit erbaulichen Gesängen, dann erst betritt der Frater die Kanzel. Schulen und Geschäfte bleiben während seiner Ansprachen geschlossen.

Menschen aus allen Gesellschaftsschichten werden in den Bann des Propheten gezogen, auch Gelehrte und Künstler. Und dies, obwohl der Frater eigentlich ihr erklärter Feind ist. Denn von Philosophie und den weltlichen Wissenschaften hält er wenig, weil sie die Blasphemie begünstigten. Poesie ist für ihn Teufelszeug. Denn die Werke heidnischer Dichter wie Ovid oder Catull führten zur Häresie und ihre Obszönitäten seien verderblich.

Daher sollten die Mächtigen, so hat Savonarola schon 1492 in einer Abhandlung geschrieben, die Poeten nicht nur verbannen, sondern ihre Bücher zu Asche verbrennen. Ähnliches gilt für die Malerei, sofern sie von den „falschen Göttern der Heiden“ handelt.

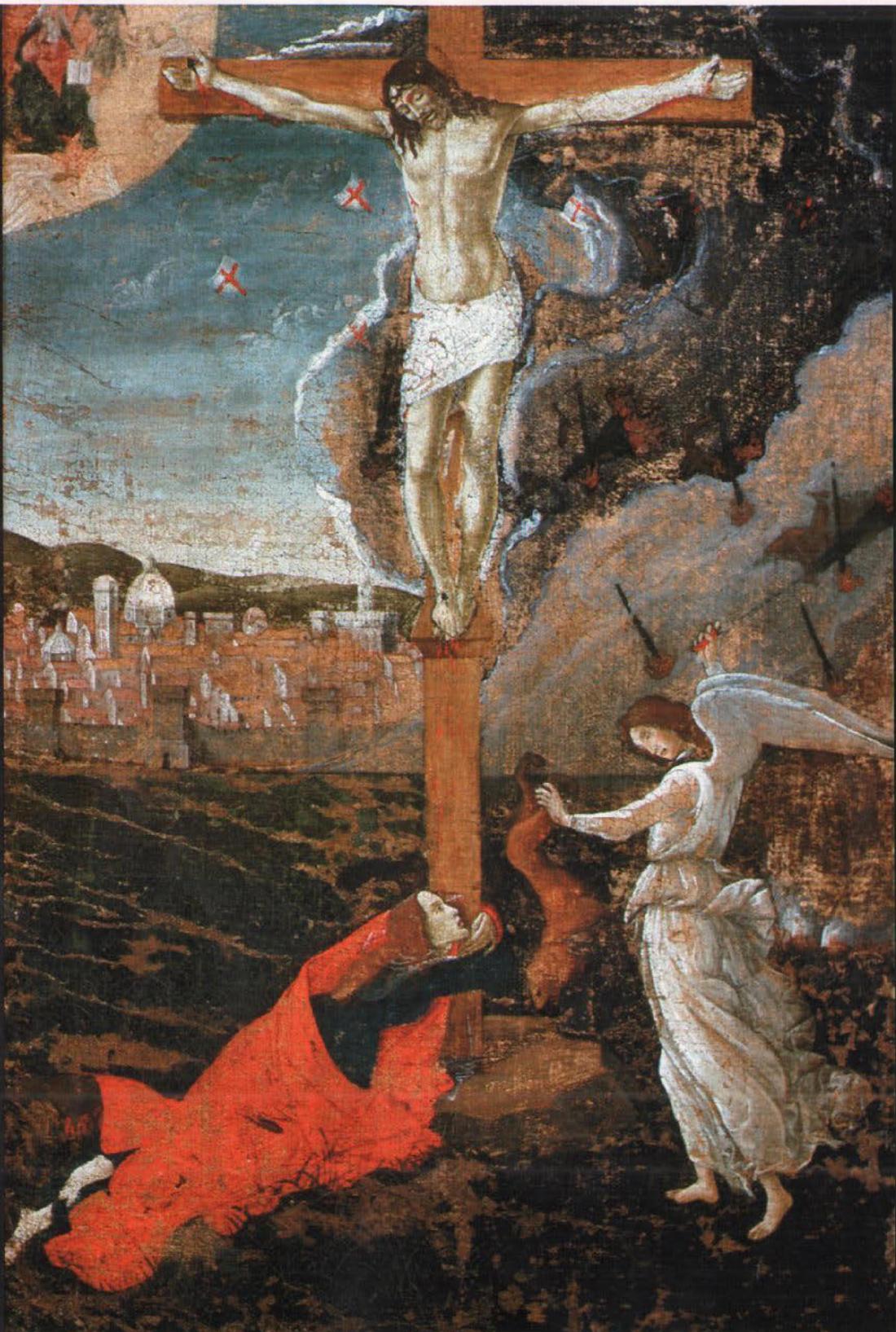
ZU DEN PIAGNONI, den „Wimmernden“ oder „Heulsusen“, wie die Anhänger Savonarolas von weniger respektvollen Florentinern genannt werden, zählt auch ein Künstler, der seinen Ruhm ausgezeichnet hat: der um 1445 geborene Sandro Botticelli, einer der Lieblingsmaler der Medici. Für einen Cousin Lorenzo de' Medicis etwa hat Botticelli – vermutlich 1482 – das Bild „Der Frühling“ geschaffen. Es geht auf eine von Ovid überlieferte mythologische Erzählung sowie ein Gedicht des antiken Lyrikers Lukrez zurück und zeigt die Liebesgöttin Venus in ihrem Garten, mit drei Grazien in durchsichtigen Gewändern an ihrer Seite. Man muss das Bild nicht unbedingt als Feier der sinnlichen Liebe deuten – womöglich handelt es eher vom Sieg der geistigen Liebe über die Wollust –, doch für Savonarola ist es ein Werk der Sünde. Nicht anders als „Die Geburt der Venus“ von 1485, das Bild der nackten Liebesgöttin, in einer Muschel stehend.

Mit Beginn der 1490er Jahre aber ist in Botticellis Malweise ein Wandel zu beobachten, der zweifellos auf den Einfluss des Fraters zurückgeht. Man weiß nur wenig darüber, wie und warum er in den Sog des Propheten gerät. Der düstere Ordensmann und der Schöpfer leuchtender mythologischer Szenen – kaum etwas scheint sie miteinander zu verbinden.



In den Arbeitsstuben des Florentiner Klosters San Marco, dessen Vorsteher er seit 1491 ist, formuliert Savonarola seine Prophezeiungen: Gott werde die Kirche und die Stadt für ihre Laster erst züchten – und sie dann aufblühen lassen

Als Botticelli um 1497 die
büßende Maria Magdalena
das Kreuz umklammern
lässt, ist Florenz – im Hinter-
grund des Bildes – längst
zu einer gottesfürch-
tigen Republik geworden.
Drakonische Gesetze
verbieten Glücksspiel und
Homosexualität – und
fordern züchtige Kleidung.
Savonarola bestimmt die
Geschicke der Stadt,
doch ein politisches Amt
übernimmt er nicht



Ist Botticelli womöglich bestürzt über den Niedergang des Klerus, den er während eines Jahres in Rom aus nächster Nähe beobachten konnte und den Savonarola jetzt so eindringlich geißelt? Sein Biograf Giorgio Vasari beschreibt ihn im Jahr 1550 als einen „Mann von grüblerischem Verstand“. Die hohen Geldsummen, die er mit seiner Kunst verdient, gibt Botticelli mit beiden Händen wieder aus. Er kann nicht haushalten und lebt nach „Lust und Laune“, so Vasari. Trifft ihn nun der Vorwurf des Luxuslebens und der Verschwendungen, Savonarolas Bannspruch auf die „eitlen Dinge“?

Auftrag von Gold auf die Leinwand verschwinden.

Botticelli bevorzugt nun biblische Stoffe: Madonnen-Bilder oder „Die Beweinung Christi“ (1495). Die „Kreuzigung mit der büßenden Maria Magdalena und einem Engel“ (1497) wirkt wie die Illustration zu einer Savonarola-Predigt: Die dunklen Wolken des Weltgerichts ziehen ab von der Stadt Florenz, die sich unter dem Einfluss des Bußpredigers als reumütig erwiesen hat.

Ob es stimmt, dass Botticelli – wie manchmal behauptet wird – eigene Bilder und Zeichnungen als Vanità zerstört

eine lautstarke Minderheit gegen ihn. Zum Schutz vor Attentaten muss sich der Frater auf dem Weg zum Dom sogar mit einer Leibwache umgeben, und die Pforte des Klosters von San Marco wird ständig bewacht.

Der gefährlichste Gegenspieler des Propheten jedoch sitzt nicht in Florenz, sondern in Rom: der Borgia-Papst Alexander VI. Wenn Savonarola in seinen Predigten Unzucht und Habgier des römischen Klerus geißelt, ja Rom mit Babylon vergleicht, dann ist klar, auf wen die Anklage eigentlich zielt. Der Pontifex und Vater von mindestens sieben uneh-

Endzeitstimmung beherrscht die fromme Metropole

Entscheidend für seine Hinwendung zu den „Heulsusen“ könnte der Einfluss des älteren Bruders Simone gewesen sein. Simone, der in Neapel in den Diensten eines florentinischen Handelshauses stand, kehrt 1494 in seine Heimatstadt zurück und wird ein leidenschaftlicher Anhänger des Fraters. Mit größter Aufmerksamkeit verfolgt er die politische und religiöse Umwälzung in Florenz und hält sie in einer Chronik fest. So ist auch Sandro, der zusammen mit seinem Bruder in einer Villa in der Via di Monte Oliveto lebt, bestens über den Fortgang der Ereignisse informiert. Und er wird bald selbst ein Piagnone, ein „fanatischer“ sogar, schreibt jedenfalls Giorgio Vasari.

Der Gesinnungswandel des Malers lässt sich auch an dessen Bildern ablesen. „Die Verleumdung des Apelles“ aus dem Jahr 1495 mag noch als Akt der Verteidigung gesehen werden. Es handelt in allegorischer Form von der Verleumdung eines unschuldigen Malers. Fühlt sich Botticelli in ähnlicher Weise durch die neue Kunstrechtschaft in Florenz bedrängt?

Das Bild ist das letzte in seinem Werk mit einem weltlichen Motiv. Antike, „heidnische“ Themen lässt Botticelli danach ganz fallen. Seine Gemälde werden asketischer, die Farben dunkler, die Gewänder der Figuren und ihr Faltenwurf schlichter, dekorative Elemente wie der

oder im Februar 1497 auf den „Scheiterhaufen der Eitelkeiten“ geworfen hat, ist bis heute ungeklärt. Eine Legende aber ist es, der Maler habe sich so sehr der Frömmerei hingegeben, dass er darüber die Malerei ganz vernachlässigte und schließlich verarmte. Botticelli erhält auch Ende der 1490er Jahre noch lukrative Aufträge.

DOCH LÄNGST NICHT alle Florentiner folgen ergeben dem selbst ernannten Propheten. Zu den Gegnern zählen etwa die *compagnacci* („Kumpane“) – junge Leute aus wohlhabenden Familien, denen die Sittenvorschriften des Fraters ein Ärgernis sind. Sie lärmten während der Predigten mit Trommeln, stören Prozessionen durch Steinwürfe oder verhöhnen den Propheten lauthals in den Gassen beim Kloster San Marco.

Auch die *arrabbiati* („Erzürnten“) – ehemals einflussreiche Clans, die von den Medici zur Seite gedrängt worden sind – bekämpfen den Propheten. Sie wollen ein oligarchisches Regime und keine Herrschaft des Volkes. Und immer noch gibt es Anhänger der vertriebenen Medici sowie viele Unentschlossene, die *tiepidi* („Lauen“).

Zweifellos ist Savonarola zwischen 1494 und 1498 die beherrschende Persönlichkeit in Florenz. Stets aber arbeitet

lichen Kindern ist für seine Vetternwirtschaft bekannt (siehe Seite 104).

Von der Kanzel des Florentiner Domes stellt Savonarola die Legitimität der Papstwahl von 1492 infrage. Er beruft sich auf direkte göttliche Eingebungen und untergräbt damit die geistliche Autorität Alexanders. Die Konfrontation zwischen Prophet und Papst wird durch die außenpolitische Lage verschärft. Denn von Florenz aus zieht der französische König Karl VIII. – für Savonarola das „Schwert Gottes“ und der Reformer der Kirche – weiter nach Rom, und von dort machen sich seine Truppen zur Eroberung Neapels auf.

Gegen Karl formiert sich am 31. März 1495 ein Bündnis von Papst, Mailand, Venedig, Neapel-Sizilien und dem römisch-deutschen König Maximilian I. Die Franzosen sollen aus Italien vertrieben werden. Nur Florenz bleibt dieser „Heiligen Liga“ fern. Dafür ist letztlich Savonarola verantwortlich, dessen Offenbarungen die Republik an die Seite Karls stellen. Deshalb wird er nun aus Rom direkt attackiert.

Am 21. Juli 1495 ergeht ein erstes *breve*, ein päpstlicher Erlass, an den Bußprediger von San Marco. Es fordert den „geliebten Sohn“ in anerkennenden und geradezu schmeichelhaften Worten auf, Rechenschaft über seine göttlichen

Offenbarungen abzulegen. Savonarola möge dazu bitte nach Rom kommen. Der Frater weicht der Falle aus, ohne gleich die direkte Konfrontation zu suchen. Er beruft sich auf seine angegriffene Gesundheit, die eine Rom-Reise derzeit leider unmöglich mache, und auf die Gefahr von Attentaten gegen seine Person.

Im nächsten Zug verschärft Alexander den Ton. Ein Breve vom 8. September 1495, in dem der Frater als „ein gewisser Girolamo Savonarola aus Ferrara“ bezeichnet wird, stellt das Kloster San Marco und seinen Prior unter geistliche Oberaufsicht und erteilt Savonarola ein Predigtverbot.

In seiner Antwort weist der Frater diese Zwangsmaßnahmen als unbegründet zurück, beteuert aber zugleich scheinheilig, er werde sich jederzeit den Entscheidungen des Papstes unterwerfen.

Damit ist zunächst der offene Bruch vermieden. Allerdings beharrt Alexander VI. auf dem Predigtverbot, denn er will den Mönch seiner öffentlichen Wirksamkeit berauben. Doch die Stadtregierung in Florenz, die gerade mit Anhängern Savonarolas besetzt ist, fordert den Frater im Februar 1496 auf, seine Predigten fortzusetzen. Damit sind sämtliche Formelkompromisse hinweggewischt. Savonarola verteidigt seinen Ungehorsam gegen den Papst: Befehlen, die gegen die Gebote Gottes verstoßen, dürfe niemand gehorchen. Und nach Rom, so klagt er, würden ohnehin nur Lügen über ihn berichtet.

Der Prediger wirft sein persönliches Charisma als gottgesandter Prophet gegen die Amtsautorität des Papstes in die Waagschale. Und er lässt nun jede Zurückhaltung fahren, denn der Mann aus Ferrara ist sich seiner geistlichen Mission vollkommen sicher. In einer Fastenpredigt des Jahres 1496 schlägt er einen drohenden, apokalyptischen Ton an. Auf Rom – laut Savonarola eine Stadt mit mehr als 14 000 Dirnen – werde es bald Feuer, Flammen, Steine und Felsen regnen. „Flieht aus der Tochter Babylons, flieht aus Rom“, beschwört er die Gläubigen. „Rom hat alle Laster vermengt, es hat die ganze Schrift, es hat alles durch-

einander gebracht – so flieht aus Rom, wohnt nicht in Rom, ihr Rechtschaffenen!“ Schon bald werde ein „heiliger Papst“ kommen und endlich die Reinigung der Kirche einleiten.

Indes schadet es Savonarolas prophetischer Aura, dass Karl VIII. der ihm zugeschriebenen Rolle als Erneuerer der Christenheit nicht gerecht wird. Und ebenfalls, dass der französische Monarch – entgegen den Vorhersagen des Fraters – die ihm 1494 als Unterpfänder überlassenen Festungen nicht an Florenz zurückgibt. Auch Pisa bleibt auf Dauer verloren. Lediglich Livorno fällt am 18. September 1495 wieder unter florentinische Herrschaft. Wenig später verlässt Karl Italien, ohne sein missionarisches Reformwerk überhaupt begonnen zu haben. In Florenz fühlt man sich betrogen.

Karl sucht die Florentiner zu besänftigen und stellt 1496 seine Rückkehr mit einer stärkeren Streitmacht in Aussicht. Dazu wird es nie kommen. Im Juli des Jahres müssen sich seine im Land ver-

blieben Truppen sogar der Heiligen Liga geschlagen geben; im Februar des darauffolgenden Jahres willigen sie in einen Waffenstillstand ein – eine ernüchternde Wendung für das innerhalb Italiens isolierte Florenz.

Die Schlappe Karls stärkt die Gegner Savonarolas. Alexander VI. droht dem widerspenstigen Propheten die Exkommunikation an – dieser aber wettert unbeindruckt gegen die „Hure Kirche“ und widersetzt sich der vom Papst verordneten Eingliederung des Klosters San Marco in eine neu gegründete Kongregation. Am 13. Mai 1497 setzt der Pontifex die Drohung in die Tat um.

Das Schreiben aus Rom wird fünf Wochen später von den Kanzeln in Florenz verlesen. Der Kirchenausschluss droht nun jedem, der dem Prediger weiter zuhört oder mit ihm Umgang hat.

JETZT VERLIERT DER PROPHET allmählich an Unterstützung in Florenz. Von Anfang an war der Einfluss des Ordens-



Seit Savonarola im November 1494 den französischen König überredet hat, Florenz zu verschonen, wird er verehrt wie ein Heiliger, der – etwa auf diesem Holzschnitt – jeder Versuchung des Teufels widersteht. Dennoch werden die Proteste seiner Gegner drängender

mannes auf die Geschicke der Stadt ja nicht unumstritten. Bereits im Januar 1495 musste sich Savonarola öffentlich vor der Stadtregierung für seine Rolle als Spiritus Rector der neuen Verfassung rechtfertigen. Auch als Prophet wird er angegriffen. Seine Gegner kritisieren, dass er seine vermeintlichen Offenbarungen nicht durch vollbrachte Wunder beglaubigt. Besonders im Klerus, den er oft genug attackiert hat, ist Savonarola wenig beliebt. Immer wieder treten in Florenz Prediger auf, die seine geistige Autorität in Zweifel ziehen, ihn zum Lügner oder Ketzer erklären.

Und nach wie vor lassen auch Savonarolas weltlich ausgerichtete Widersacher, die genussfreudigen Compagnacci, nichts unversucht, um die Aura des Bußpredigers zu zerstören, seine charismatische Wirkung, auf der allein seine Macht beruht, zu entzaubern.

In ihren Methoden sind sie nicht zimperlich. Christi Himmelfahrt 1497 brechen sie nachts in den Dom ein und

nicht die Wiedereroberung der Stadt und künftigen Reichtum versprochen?

Es kommt hinzu, dass seine informelle Herrschaft von Pest und Hungersnot begleitet ist. Einen ersten, noch schwachen Ausbruch der Seuche gibt es im Frühjahr 1496. Ungewöhnlich starke Regenfälle sorgen in diesem und dem nächsten Jahr für Missernten. Der Getreidepreis schnellt in die Höhe. Auf der Piazza del Grano, wo Brot und Getreide der Kommune verkauft werden, sinken Wartende vor Hunger in Ohnmacht. Im Frühjahr 1497 ersticken sogar einige Menschen im Gedränge.

Es kommt zu Plünderungen. Und wieder grassiert die Beulenpest in der Stadt, nun heftiger als im Vorjahr. Ende Juli fordert die Seuche täglich etwa 100 Opfer. Die Stadt entvölkert sich, wer kann, zieht aufs Land. Auch das Dominikanerkloster bleibt nicht von der Pest verschont. Savonarola aber harrt in der Stadt aus.

Verschiedene Anzeichen deuten auf die langsame Erosion seiner Herrschaft.

Savonarola versucht Alexander VI. mit der Einberufung eines Konzils einzuschüchtern, das die Unrechtmäßigkeit der Papstwahl von 1492 feststellen soll.

Doch viele Anhänger des Fraters lassen sich durch dessen Exkommunikation und die Drohungen des Papstes nun davon abhalten, weiterhin Savonarolas Predigten zu besuchen. Dass der Prophet immer noch die Messe liest und Hostien austeilt, sorgt bei seinen Gegnern für Gespött: „Er ist exkommuniziert und gibt anderen die Kommunion.“ Und als am 17. Februar 1498 ein zweites „Feuer der Eitelkeiten“ auf dem Platz vor der Signoria veranstaltet wird, werfen einige auch tote Katzen und Unrat in den brennenden Scheiterhaufen. Der Prophet gerät zunehmend unter Druck.

Zweifeln an seiner prophetischen Mission begegnet Savonarola mit einem immer schillernden Tonfall und recht spitzfindigen Argumenten: Wer sage, der Prediger habe die Stadt mit seinen Offenbarungen getäuscht, der behaupte, dass

Savonarolas Feinde besudeln seine Kanzel

beschmutzen die Kanzel mit den Eingeweiden eines toten Esels – der Gestank soll die Anhänger Savonarolas vertreiben. Zudem schlagen die Compagnacci spitze Nägel in die Brüstung der Kanzel, auf die der Frater während seiner Predigt zu pochen pflegt.

Flugschriften gegen Savonarola werden in Umlauf gebracht, Spottgedichte und „unzüchtige“ Bilder des Asketen. Savonarola wird sogar der „Sodomie“ beschuldigt. Und im Rest Italiens wird schon lange darüber gespottet, dass sich das stolze Florenz von einem Mönch führen lässt.

Noch immer strömen Tausende zu den Predigten des Fraters. Aber die Stimmung in der Stadt ist gedrückt. Nicht nur wegen der hohen Tributzahlungen an Karl VIII., sondern auch, weil sich der Krieg mit dem 1494 von Florenz abgefahlenen Pisa in die Länge zieht und die Staatskasse belastet. Hatte Savonarola

Bei der Fronleichnamsprozession im Mai 1497 wird einem Kind an der Ponte di Santa Trinità das Kreuz aus der Hand gerissen und in den Arno geworfen. Am 11. Juni wird ein Pferderennen von der Stadtregierung, die gerade mit Gegnern Savonarolas besetzt ist, wieder zugelassen – in den vorangegangenen Jahren waren dergleichen Belustigungen auf Geheiß des Fraters unterblieben.

Als Savonarola Anfang 1498 mit Billigung einer ihm gerade wohlgesonnenen Signoria seine Predigten fortsetzt, greift Alexander VI. zu seiner schärfsten Waffe: Er droht Florenz mit dem Interdikt. Die schwere Kirchenstrafe hätte weitreichende Folgen. Die Abhaltung von Gottesdiensten und das Spenden aller Sakramente – Taufen, Eheschließungen oder Begräbnisse – wären in Florenz untersagt. Schlimmer noch: Jedem Christen wären Geschäftsbeziehungen mit der Handelsmetropole verboten.

Gott ihn, Savonarola, mit seinen Eingebungen getäuscht habe – dies anzunehmen aber sei Gotteslästerung. Kurzum: Wer nicht an Savonarola glaubt, der kann kein guter Christ sein.

IST DER MANN ein Hasardeur oder ein verzweifelter Überzeugungstäter? Offenbar ist er von der Wahrheit seiner Eingebungen tief durchdrungen. Als Prophetie und Wirklichkeit immer weiter auseinander klaffen, als Pest und Hunger in der Stadt wüten, die Gott angeblich zum „Neuen Jerusalem“ erkoren hat, erhöht der Prophet den Einsatz: Sein eigenes Leben will Savonarola zur Beglaubigung seiner Botschaft einsetzen. Mit der Hostie in der Hand fordert er Jesus auf, Feuer vom Himmel zu senden und ihn augenblicklich vom Erdboden zu vertilgen, falls er nicht die Wahrheit spreche.

Die Gemüter in Florenz erhitzen sich, und ein wenig ist es, als ob sich die all-

gegenwärtige apokalyptische Rede von Feuer und Flammen verselbstständigt. Am 25. März 1498 hängen an zwei Kirchentüren Zettel, auf denen dazu aufgefordert wird, die Häuser von Savonarola-Anhängern in Brand zu setzen. Die Situation eskaliert unaufhaltsam. In Florenz erinnert man sich, dass der Dominikanermönch Domenico da Pescia, der engste Mitstreiter des Propheten und Chef der „Kinderpolizei“, sich bereits früher erboten hat, für die Wahrheit von Savonarolas Prophezeiungen buchstäblich durchs Feuer zu gehen.

Im März 1498 wirft ein Franziskaner, Francesco di Puglia, den Fehdehandschuh

nen Brief. Doch schließlich sei die Forderung des Franziskaners nicht an ihn persönlich ergangen. Und hat er nicht längst mit vielen Gründen die Ungültigkeit des päpstlichen Bannes unzweifelhaft bewiesen? Übrigens ist auch Alexander VI. in Rom gegen die Feuerprobe – was, wenn der Mitsreiter des Fraters unversehrt den Gang durchs Feuer besteht und so die Exkommunikation Savonarolas durch ein Gottesurteil widerlegt ist?

AM MORGEN DES 7. April 1498, es ist der Samstag vor Palmsonntag, ist auf dem Platz vor der Signoria alles für das große Spektakel vorbereitet. Ein Holz-

Zeit. Umständliche Verhandlungen beginnen: Ist das Gewand, das Domenico anhat, womöglich verhext? Trägt er Zauberzettel am Leib? Der Dominikaner soll die Kleidung wechseln. Die Männer Savonarolas stimmen zu. Unterdessen breitet sich Unruhe in der ungeduldigen Menge aus. Plötzlich zieht ein Gewitter auf, und ein Platzregen geht hernieder – ein verzweifeltes Wunderwerk des Propheten?

Dann fordern die Franziskaner, Domenico dürfe nicht mit einem Kreuz ins Feuer gehen, es könnte ebenfalls verhext sein. Als Savonarola entgegnet, sein Stellvertreter werde stattdessen mit einer geweihten Hostie die Feuerprobe wagen,

Eine Feuerprobe entscheidet das Schicksal des Mönchs

und fordert Domenico zur Feuerprobe. Um den Frater des Konkurrenzordens als Schwindler zu entlarven, sei er bereit, so der Mönch, sein Leben einzusetzen.

Von da an ist die Idee eines Gottesurteils mithilfe einer Feuerprobe nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Das eigentlich schon aus der Mode gekommene mittelalterliche Ritual soll ein für alle Mal klären, was es mit den prophetischen Fähigkeiten Savonarolas auf sich hat. Die gerade von den Arrabbiati dominante Stadtregierung erteilt schnell die notwendige Zustimmung.

Am 29. März 1498, einem Donnerstag, legen beide Parteien in der Signoria förmlich jene Sätze nieder, die durch die Feuerprobe erhärtet oder endgültig widerlegt werden sollen: „Die Kirche Gottes bedarf der Erneuerung. Sie wird geziichtet. Und erneuert werden. Auch Florenz wird geziichtet, dann aber gedeihen und blühen. All das wird in unseren Tagen geschehen. Die jüngst über unseren hochwürdigen Vater, Bruder Girolamo, verhängte Exkommunikation ist nichtig. Wer sie nicht beachtet, sündigt nicht.“

Savonarola kommt die Sache kaum gelegen. Aber müsste er nicht eigentlich selbst antreten zum ultimativen Wahrheitstest? Er würde ja gern, rechtfertigt sich der Prophet am 1. April in einem offe-

gerüst ist dort aufgebaut, etwa 250 Meter lang, zwei Meter hoch und fünf Meter breit. Die ganze Vorrichtung ist mit öltränkten Hölzern und Reisigbündeln aufgefüllt, die angezündet werden sollen. Nur in der Mitte ist ein schmaler Gang ausgespart, nicht breiter als vielleicht ein Meter. Hier müssen die beiden Kontrahenten hindurch – wer in den Flammen verbrennt, hat Unrecht.

Schon seit Mitternacht sind die Florentiner auf jenen Platz geströmt, auf dem vor zwei Monaten Savonarolas „Scheiterhaufen der Eitelkeiten“ brannte. Alles drängt sich aneinander, sämtliche umliegenden Fenster und auch die Dächer sind mit Schaulustigen besetzt. Die Platzwache ist mit 500 Mann aufgezogen.

Um zehn Uhr erscheinen die Franziskaner, eine halbe Stunde später die Dominikanermönche von San Marco. Domenico da Pescia, der Geforderte, trägt ein auffallendes rotes Messgewand, ganz am Schluss der Gruppe geht Savonarola mit einer silbernen Monstranz in den Händen.

Eine aufs Äußerste gespannte Erwartung und Sensationslust liegen in der Luft. Wird sich hier und jetzt, vor aller Augen, ein Wunder ereignen? Oder wird der Frater als Schwindler entlarvt?

Unerwartet gerät die Sache ins Stocken. Denn die Franziskaner spielen auf

regt sich empörter Protest. Hieße das nicht, Christus selbst zu verbrennen?

So vergeht Stunde um Stunde, inzwischen ist es Abend. Schließlich schickt die Stadtregierung beide Parteien nach Hause, das Spektakel ist abgesagt – zur großen Enttäuschung der erregten Menge, die sich um ein Schauspiel betrogen fühlt.

Geschickt lenken die Widersacher Savonarolas den Volkszorn auf den Propheten und dessen Anhänger. Die ganze Stadt ist auf einmal in Aufruhr. Und die ausgefallene Feuerprobe besiegt jetzt Savonarolas Schicksal. Schon am nächsten Tag, Palmsonntag, rückt eine Schar Bewaffneter den Piagnoni im Dom zu Leibe. 1000 Florin werden von der Signoria auf die Gefangennahme Savonarolas ausgesetzt. Am Abend gegen 18 Uhr zieht die Menge zum Kloster der Dominikaner. San Marco wird regelrecht belagert, es gibt Tote und Verletzte. Nach sechs Stunden Gegenwehr strecken die Verteidiger die Waffen; Savonarola ergibt sich seinen Gegnern.

Die Hände auf den Rücken gefesselt, wird der gefallene Prophet unter Faustschlägen, Fußtritten und Beschimpfungen zum Palast der Signoria abgeführt und dort um zwei Uhr morgens in eine enge Zelle gesperrt. Nicht nur den Rückhalt in der Bevölkerung hat Savonarola



Im Mai 1498 hängen und verbrennen die enttäuschten Florentiner ihren einstigen spirituellen Anführer als Ketzer. Sandro Botticelli jedoch bleibt von den Vorhersagen Savonarolas überzeugt: Die »Mystische Geburt« von 1500 spiegelt seine Hoffnung auf eine geläuterte, friedvolle Zukunft. Bei den drei von Engeln umarmten Männern im Vordergrund handelt es sich vermutlich um den Mönch und dessen Mitstreiter

verloren, sondern auch seinen mächtigsten Verbündeten: Karl VIII., der erhoffte „neue Cyrus“, ist am Tag der geplanten Feuerprobe gestorben, die Nachricht trifft am 13. April in Florenz ein. Niemand hält jetzt noch seine schützende Hand über Savonarola. Aus Rom gibt Papst Alexander VI. nur zu gern die notwendige Erlaubnis zum Verhör des Ordensmannes, seines schärfsten Feindes – inklusive Folter.

Am 10. April bringt man Savonarola in den Bargello-Palast und beginnt mit der Tortur. Schon am ersten Tag wird dreimal die Strickfolter angewendet: An einem Seil, mit dem die Hände hinter den Rücken gebunden sind, wird der Frater in die Höhe gezogen. Dann gibt man das Seil frei, ohne dass der fallende Körper den Boden berührt.

Nach mehrtagiger Folter können Savonarolas Peiniger ein von ihm unterschriebenes, 24-seitiges „Geständnis“ präsentieren. Ob das Protokoll seine Aussagen wahrheitsgetreu wiedergibt, ist

zweifelhaft. Am 19. April, Donnerstagvormittag, wird das Schriftstück im Saal des Großen Rates – der einst auf Savonarolas Betreiben hin geschaffen worden ist – verlesen. Savonarola hat gestanden, nie ein Prophet gewesen zu sein, nie habe Gott mit ihm „auf besondere Weise“ gesprochen. Aus „Ruhmsucht“ habe er 1494 versucht, die Herrschaft über Florenz an sich zu reißen, und angebliche Offenbarungen verkündet, um sich „Ansehen“ zu verschaffen und „einen Namen zu machen“ in der Welt.

Mit dieser öffentlichen Demontage ist der Prophet endgültig erledigt – dass er gefoltert wurde, fällt nicht ins Gewicht. Auch viele seiner treuesten Anhänger, die in Florenz schon das künftige „Neue Jerusalem“ sahen, wenden sich enttäuscht von ihm ab, selbst die Mönche in San Marco. „Schmerz füllte meine Seele, ein derartiges Gebäude zu Boden fallen zu sehen, weil es sich auf dem traurigen Grund einer einzigen Lüge erhoben hatte“, schreibt der Gewürzhändler und

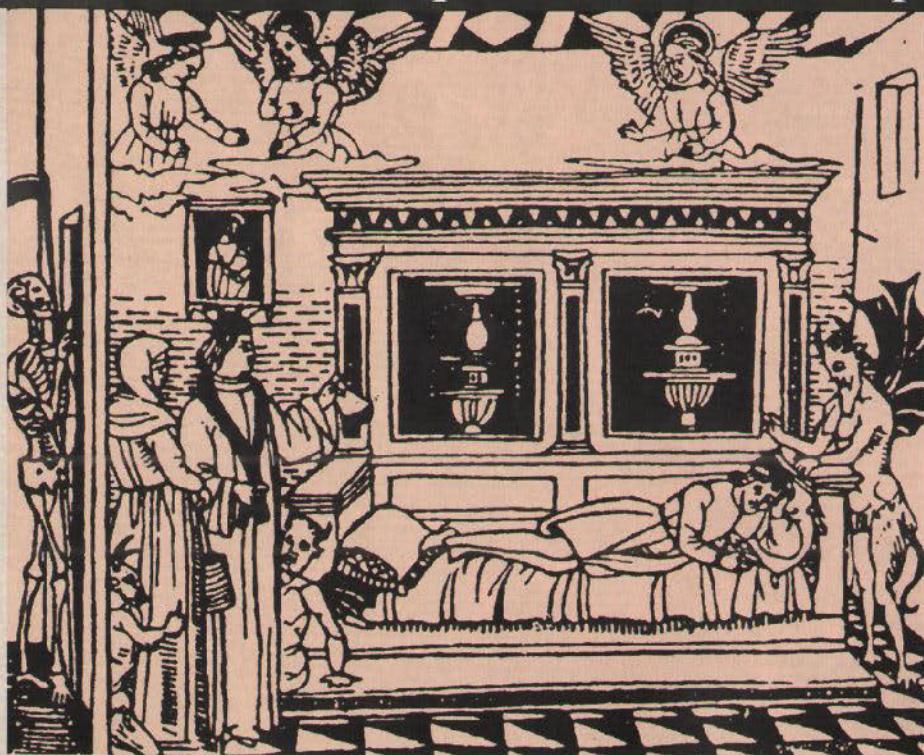
Piagnone Luca Landucci niedergeschlagen in sein Tagebuch.

Am 25. April sind die Verhöre der Stadtregierung abgeschlossen. Nach einer kurzen Ruhepause folgt die Untersuchung durch die geistlichen Instanzen. Am 19. Mai treffen päpstliche Kommissare in Florenz ein, sie haben den klaren Auftrag, Savonarola zu Tode zu bringen. „Sterben muss er“, hat Alexander VI. ihnen mit auf den Weg gegeben.

Einen Tag darauf beginnen erneut Verhöre, die Protokolle werden zunächst weder verlesen noch gedruckt. Angeblich hat Savonarola sein früheres Geständnis bekräftigt. Aus dogmatischer Sicht ist an den Worten und Taten des Fraters eigentlich nichts Ketzerisches zu finden. Dennoch soll Savonarola schon einen Tag nach Ende der Befragungen am 22. Mai zusammen mit zwei seiner Gefährten, darunter Domenico da Pescia, sterben.

Und wieder ist auf dem großen Platz der Signoria ein hölzernes Gerüst aufgebaut – eine Art Bühne mit Galgen. Zwei

Nicht eine Reliquie soll an den Propheten erinnern



Ein Holzschnitt illustriert Savonarolas »Predigt über die Kunst des guten Sterbens«. Nach dem gewaltsamen Tod des Mönchs müssen viele seiner Anhänger aus der Stadt fliehen, so auch Botticellis Bruder

Dominikanermönche nehmen den drei Verurteilten im Auftrag des Ordensgenerals das Mönchsgewand ab. Barfüßig und in Unterkleidern müssen sie auf den Platz hinaustreten, wo sich erneut eine riesige Menschenmenge versammelt hat. Nun sehen die Todgeweihten den Galgen, am Vorabend hat man noch den Querbalken gestutzt, damit er nicht zu sehr einem Kreuz ähnelt.

Vor ihrer Hinrichtung müssen die drei Geistlichen förmlich degradiert werden – ansonsten durften sie nicht von Laienhand gehängt werden. Die Degradation folgt den Weihegraden des Ordens, nur in umgekehrter Reihenfolge. Daumen und Zeigefinger, mit denen die Mönche den Segen erteilt haben, werden abschabt und auf diese Weise entweiht, die Tonsur durch eine vollständige Kopfrasur unkenntlich gemacht. Zwei Stunden nimmt die umständliche Prozedur in Anspruch.

Inzwischen ist es ein Uhr mittags. Die päpstlichen Kommissare erklären die drei Männer auf dem Schafott der Ketzerrei, der Kirchenspaltung sowie der „Predigt neuer Dinge“ für schuldig. Das Urteil: Sie sollen sofort gehängt und dann verbrannt werden. Savonarola, der mit seiner Wortgewalt die Florentiner mehr als drei Jahre in seinen Bann gezogen hat, stirbt, ohne eine letzte Botschaft zu hinterlassen. Kaum hat ihm der Henker die Schlinge um den Hals gelegt, wird auch schon der Scheiterhaufen unter dem Galgen entzündet. Manche wollen im Feuer eine Geste der rechten Hand erkannt haben. Ein Segenszeichen?

ES GIBT KEIN ZEUGNIS darüber, ob auch Sandro Botticelli in der Menge vor der Signoria steht und mit eigenen Augen ansieht, wie Savonarola stirbt. Sein Bruder Simone, der leidenschaftliche Piagnone, flieht vor der drohenden Verhaftung nach Bologna und verfasst später eine Schrift zur Rechtfertigung des Fraters – Bekennnisse zur Botschaft des Hingerichteten sind in Florenz vorerst nicht ohne Risiko.

Erst 1503 kehrt Simone in seine Geburtsstadt zurück. In seinen Schriften überliefert er einen denkwürdigen Dialog, der sich am 2. November 1499 in der Werkstatt seines Bruders zugetragen haben soll. Sandro Botticelli hat an diesem Tag Besuch von einem gewissen Doffo Spini, einem der Anführer der Compagnacci, der maßgeblich an den Untersuchungen gegen Savonarola beteiligt war.

Der Maler wagt es, sich bei Spini zu erkundigen, welcher Verbrechen man Savonarola denn für schuldig befunden habe, dass man ihn auf eine so „schändliche Weise“ zu Tode brachte.

Die Antwort Spinis: „Sandro, soll ich dir die Wahrheit gestehen? Niemals fanden wir an ihm auch nur eine lässliche Sünde, geschweige denn eine schwere.“ Aber, so rechtfertigt sich der offenbar von Reue geplagte Mann: Hätte man den Propheten und seine beiden Mitstreiter nicht gehängt, dann hätte sich der Volkszorn unweigerlich gegen die Compa-

gnacci gewendet. „Die Sache war schon zu weit gediehen, sodass wir zu unserer Rettung ihren Tod beschlossen.“

Das Gespräch mag Sandro Botticelli darin bestärkt haben, der Sache des Propheten treu zu bleiben. Er ist auch über dessen Tod hinaus ein Piagnone. Auf eine sehr verschlüsselte Weise gibt sein um 1500 entstandenes Gemälde „Die Mystische Geburt“ davon Zeugnis. Im Vordergrund zeigt es drei männliche Figuren, von Engeln umarmt. Es sind, so das Schriftband mit einem Spruch aus dem Lukas-Evangelium, „Menschen, die guten Willens sind“ – handelt es sich um die drei 1498 gehängten Dominikaner?

Ins Zentrum des Bildes hat Botticelli Maria mit dem Jesuskind platziert, als Allegorie auf die erhoffte Reinigung und Neugeburt der Kirche. Eine griechische Inschrift am oberen Bildrand spielt auf die biblische „Offenbarung des Johannes“ an; sie besagt, dass Botticelli den Beginn der Erneuerung auf das Jahr 1503 datiert.

Die kühne Hoffnung des Malers trügt. Botticelli, der am Ende seiner Tage durch Krankheit so geschwächt ist, dass er das Malen aufgeben muss, stirbt 1510. Und so erlebt er nicht mehr, wie die Medici 1512 mit Unterstützung spanischer Truppen nach Florenz zurückkehren und ihren Wiederaufstieg zur Macht einleiten.

Das Schicksal von Savonarolas republikanischem Gottesstaat ist da bereits seit 14 Jahren besiegt – seit jenem 23. Mai 1498 auf dem großen Platz vor der Signoria, als Savonarola im Feuer verging.

Einige Jungen – auch die Kinder waren zuletzt vom Frater abgefallen – zielten an jenem Nachmittag mit Steinen auf die brennenden Leichen, die fürchterlich entstellt waren. Um halb drei lief die hungrige Menge auseinander, kurz darauf wurde auf Befehl der Stadtregierung der Galgen eingerissen, ließ man die Leichen mit zusätzlichem Holz vollständig verbrennen. Die Asche wurde vom Ponte Vecchio in den Arno gestreut.

Von dem selbst ernannten Propheten Girolamo Savonarola sollte nicht eine Reliquie übrig bleiben. □



LIECHTENSTEIN MUSEUM WIEN. EIN ORT BAROCKER LEBENSLUST.

Das LIECHTENSTEIN MUSEUM zeigt Meisterwerke von der Frührenaissance (Raffael, Giulio Romano, Mantegna) bis zum Barock mit Gemälden von Peter Paul Rubens, Antoon van Dyck und Frans Hals sowie Skulpturen von Adrian de Fries.

LIECHTENSTEIN MUSEUM.
Die Fürstlichen Sammlungen
Fürstengasse 1, 1090 Wien
Tel +43 (1) 319 57 67-252
www.liechtensteinmuseum.at
info@liechtensteinmuseum.at
täglich außer Dienstag 9.00–20.00 Uhr

Er ist Mediziner, Mathematiker, Traumdeuter und einer der schärfsten Beobachter seiner Zeit, der

Gelehrt in vielen Disziplinen

von CHRISTINA SCHNEIDER

Die Anschuldigung durch die Inquisition wiegt schwer: Häresie wirft man dem Angeklagten vor, das Abweichen von der kirchlichen Lehre. Der Alte hat sich in seinem Leben schon oft verdächtig gemacht. Hat in gelehrt Werken die christliche Religion auf eine Ebene mit der jüdischen und islamischen gestellt, hat das Horoskop für Jesus Christus berechnet. Seit Papst Pius V. an der Macht ist, seit 1566, wird solch ein bedenkliches Verhalten konsequenter verfolgt als zuvor.

Trotzdem wird Girolamo Cardano, in ganz Europa bekannter Arzt, Astrologe und Mathematiker, milde behandelt. Nach 77 Tagen entlässt man ihn am 22. Dezember 1570 aus dem Kerker, weitere 86 Tage dauert der Hausarrest. Ihm wird nahe gelegt, nach Rom zu ziehen, in den

Schatten kirchlicher Aufsicht; er darf kein Buch mehr veröffentlichen und keine Vorlesungen mehr halten. Die letzten fünf Jahre seines Lebens verbringt der 70-Jährige in der Hauptstadt des Kirchenstaats, unter Kontrolle der Kurie.

Dabei hat der Mailänder Cardano mit seinen Studien niemals die Lehren der Kirche angreifen wollen. Er versteht sich als Forscher, der den Dingen durch eigene Beobachtung auf den Grund gehen will – nicht anders als andere Gelehrte und Künstler der Renaissance, wie etwa Leonardo da Vinci, der ein Freund von Cardanos Vater war.

Neben den Schriften der antiken Denker werden in zunehmendem Maße neue naturwissenschaftliche Theorien und Entdeckungen diskutiert. Gelehrte fragen, wie das Universum aufgebaut ist; sie erörtern mathematische Probleme, erforschen systematisch die Anatomie des Menschen oder studieren den Lauf der Sterne – nicht zuletzt, um ganz in der Tradition der Antike und des Mittelalters Schicksal vorauszusagen.

Cardano sieht sich an der Spitze einer neuen Entwicklung. Schon als Kind hat er auf die Zukunft gehofft, denn „das nämlich ist der Wahrheit zu eigen, dass sie mithilfe der Zeit endlich entdeckt wird und aus der Verschüttung durch Lügen auftaucht“, schreibt er und macht in seinen Büchern auch

sich selbst, seine Gebrechen, seine Schwächen und Träume, zum Objekt der Forschung.

Mailand ist zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Schlachtfeld. Spanier und Franzosen kämpfen um das Herzogtum, die einst mächtige Herrscherfamilie Sforza ist vertrieben (siehe Seite 88). Die Menschen leiden unter den Widrigkeiten der Kriege, unter Epidemien, Preissteigerungen und beklagen den Niedergang von Kultur und Sitten.

Als Girolamo Cardano am 24. September 1501 unehelich und trotz mindestens eines Abtreibungsversuches geboren wird, ist um ihn herum nur Elend. Seine Geburt habe unter schlechten Vorzeichen gestanden, glaubt er zeitlebens. Denn die Planetenkonstellation sei so ungünstig gewesen, dass er auch missgestaltet hätte zur Welt kommen können.

Erst in seinem siebten Lebensjahr beginnen die Eltern zusammenzuleben. Der Vater Fazio, ein mathematisch gebildeter Advokat, kleidet sich nach alter Sitte in Purpur und trägt ein schwarzes Käppchen – so wird sich Cardano in seiner Autobiografie erinnern, die er als 74-Jähriger in Rom verfasst.

Seine Mutter beschreibt er darin als „jähzornig, von gutem Gedächtnis und klarem

Verstand, klein von Gestalt, fett, fromm“. Der Junge wird viel geschlagen. Vom Vater erhält er Unterricht in Mathematik, Astrologie und der Kunst des Memorierens.

Mit 19 Jahren schreibt er sich für ein Medizinstudium an der Universität Pavia ein. Er will Arzt werden, jenen Beruf ergreifen, „der für das Leben selbst sorgt“, wie er meint. Im Gegensatz zur Rechtswissenschaft sei die Medizin „auf der ganzen Erde und zu allen Zeiten gleich gültig und wertvoll“, denn sie beruhe „auf der Vernunft, dem ewigen Gesetz der Natur, und nicht, wie die Jurisprudenz, auf den vorübergehenden Meinungen der Menschen“.

Ein Arzt hat zu Cardanos Zeiten der Natur freilich wenig entgegenzusetzen. Gefährlichen Infektionskrankheiten gegenüber sind die Mediziner machtlos. Deshalb dürfen sie auch die Behandlung schwerer Fälle ablehnen. Chronische Leiden dagegen heilen die Ärzte oft mit speziellen Diäten.

Die am meisten verbreitete Therapie ist der kraftaufzehrende Aderlass, der gegen beinahe jede Krankheit eingesetzt wird. Denn die Ärzte gehen davon aus, zusammen mit dem Blut schädliche Kräfte aus dem Körper entfernen zu können.

Nachdem Cardano 1526 in Medizin promoviert worden ist, gewährt ihm die Heilkunst zunächst kaum ein Auskommen. Da die Ärzte seiner



Die »Kardanische Aufhängung« ist von Cardano in seiner Enzyklopädie beschrieben und nach ihm benannt worden

schenkungslos jeden Menschen analysiert. Girolamo Cardano – ein Pionier der Wissenschaften



Seine Leistungen sollen noch in 1000 Jahren gerühmt werden – auch deshalb schreibt der Forscher eine Autobiografie

Vaterstadt Mailand ihn nicht in ihre Zunft aufnehmen (möglicherweise, weil er unehelich geboren worden ist), eröffnet er eine wenig einträgliche Praxis auf dem Lande.

Wohl schon in dieser Zeit verkauft er neben seinem ärztlichen Rat auch Horoskope an Klienten, die etwa wissen wollen, ob eine geplante Heirat günstig sei. Viel Zeit verbringt er mit dem Lesen wissenschaftlicher Werke unterschiedlichster Disziplinen: Geometrie, Arithmetik, lateinische und griechische Grammatik, Musiktheorie, Philosophie, Astrologie, Technik.

Alle drei Tage liest er „einen ungeheuren Band“ durch, wobei er gelernt hat, „das weniger Nützliche zu übergehen“ und „dunkle Stellen mit einem Merkstrich“ zu versehen. Mit seiner Frau Lucia, zwei Söhnen und einer Tochter lebt er in dürftigen Verhältnissen.

Von mittelgroßer Gestalt, mit schmaler Brust, dünnen

Armen, zusammengekniffenen Augen und einer „schwülgigen und herabhängenden Unterlippe“, wie er sich in gnadenlos objektiver Selbstbeobachtung beschreibt, ist Cardano äußerlich unscheinbar. Sein Gang ist hastig, notiert er, die Zähne sind schlecht. „Immer gierig besorgt, Wichtigeres zu tun“, kümmert er sich in seinen jüngeren Jahren kaum um die Pflege seiner Person.

Cardano leidet unter den unsicheren Zuständen, den Kriegswirren, seiner anhaltenden Unterbeschäftigung, attestiert sich eine „starke Neigung zum Selbstmord“. Schließlich flieht er in die Spielsucht, bringt sogar seine Kinder das Würfeln bei.

Durch das Spielen kommt er „so herunter, dass ich volle zwei Jahre und einige Monate darüber meinen Beruf gar nicht mehr ausübe und weder auf die Sicherstellung meiner Einnahmen noch auf mein öffentliches Ansehen oder

meine vernachlässigten Studien achtete“.

In seinen schwärzesten Stunden glaubt er, nur noch körperliche Schmerzen könnten die seelischen betäuben: Er beißt sich auf die Lippen, bis die Tränen kommen, verrenkt sich die Finger, quetscht sich die Haut.

Dennoch: „Der Gedanke und Wunsch, meinen Namen zu verewigen, stellten sich ebenso früh bei mir ein, als spät ich Aussicht hatte, sie zu verwirklichen“, schreibt er in seiner Autobiografie und teilt diese Hoffnung mit vielen seiner Zeitgenossen.

Unsterblich haben sich schließlich die antiken Gelehrten gemacht: Euklid, den Cardano als Jugendlicher gelesen hat; Aristoteles, Platon. Wie lang kann eine Schrift überdauern?, fragt sich Cardano. Hundert Jahre? Tausend? Zehntausend?

Seine ersten Werke, darunter ein astrologisches Bändchen mit apokalyptischen Propheteiungen, finden kaum Leser: Vor dem Weltuntergang warnen andere Publikationen viel drastischer, mit genauen Zeitangaben, während Cardano da vage bleibt: „Glaubt nicht, dies werde in den nächsten 20 oder 50 Jahren eintreten“, beschwichtigt er seine Leser.

Seit der Erfindung der Druckmaschine mit beweglichen Lettern vor rund 100

Jahren werden Bücher inzwischen in großer Auflage zu günstigen Preisen hergestellt. Und manche Gelehrte schreiben nicht mehr nur in der Wissenschaftssprache Latein, sondern in ihrer Muttersprache, sodass jetzt nicht mehr nur Kirchenmänner, Philosophen oder Juristen zu den Lesern gehören, sondern in zunehmendem Maße auch wohlhabende Bürger, etwa Kaufleute und deren Frauen.

Gekauft werden auch philosophische Abhandlungen, religiöse Schriften und sogar medizinische „Consilia“ – Einzelfalluntersuchungen von Krankengeschichten, in denen Verlauf und Therapie dargestellt werden. Aber beliebt sind vor allem kurzweilige und unterhaltsame Bücher.

Zunächst fehlt Cardano die nötige Protektion. Viele Autoren widmen ihre Werke einer berühmten Persönlichkeit, um den Bedachten zu einer finanziellen Förderung zu ermuntern – oder einer Empfehlung.

Cardano aber hat das bisher versäumt. Erst den Sammelband „Libelli duo“ („Zwei Bücher“) von 1538 widmet er dem Diplomaten und späteren Mailänder Erzbischof Filippo Archinto. Dieser vermittelt dem Autor daraufhin ein Gespräch mit dem Papst und wird ihn über Jahre fördern.

Die „Libelli duo“ sowie eine Reihe weiterer astrologischer Schriften sind eine Mischung aus praktischer Anleitung,

politischem Kommentar und anekdotenreichem Klatsch in Form von Horoskopen lebender oder kürzlich verstorbener Berühmtheiten, darunter Albrecht Dürer, Erasmus von Rotterdam oder Cardanos Lieblingsdichter Petrarca.

Vieles berücksichtigen Astrologen wie Cardano beim Errechnen eines Horoskops: die individuellen Charaktere der Planeten, die sie etwa an deren Farbe zu erkennen

glauben; das Verhältnis eines Planeten zu den anderen Gestirnen, mit denen er verbündet oder verfeindet ist. Jede Position, an der sich ein Himmelskörper befindet, ist von Bedeutung.

Mithilfe von ausführlichen Tabellen versuchen sie, möglichst viele Faktoren gleichzeitig im Blick zu haben und gegeneinander abzuwagen. So komplex ist diese Wissenschaft, dass es fast unmöglich

scheint, jemals alle relevanten Informationen einzubeziehen und sie richtig zu interpretieren. Indem man aber eine große Zahl von Horoskopen nachträglich gewissenhaft überprüft, könne man – so Cardano – die Himmelszeichen verstehen lernen und zwar anhand derjenigen Vorhersagen, die sich durch biografische Ereignisse bestätigen.

Cardano analysiert deshalb auch sein eigenes Horoskop. Auch wird er in einem späteren Werk – zum Entsetzen vieler – ein Horoskop für Jesus Christus erstellen: Schließlich sei dessen Lebensweg jedem bekannt und deshalb besonders gut geeignet, die Möglichkeiten der Astrologie zu demonstrieren.

Wie lässt sich die Zukunft berechnen? Kann man deren Vorzeichen lesen wie die Wörter in einem Text? Eines Tages, glauben Cardano und andere Gelehrte, werden die Menschen nicht mehr unvorbereitet von Krankheiten und anderen Schicksalsschlägen getroffen werden.

Die „Libelli duo“ verkaufen sich gut, endlich wird einer der bedeutendsten Verleger seiner Zeit auf Cardano aufmerksam: Der Nürnberger Johann Petreius hat gerade das Hauptwerk des Nikolaus Kopernikus „Über die Kreisbewegungen der Weltkörper“ herausgebracht, in dem der Gelehrte darlegt, dass die Erde nicht im Mittelpunkt des

Universums stehe, sondern (wie auch die anderen Planeten unseres Himmelssystems) um die Sonne kreise.

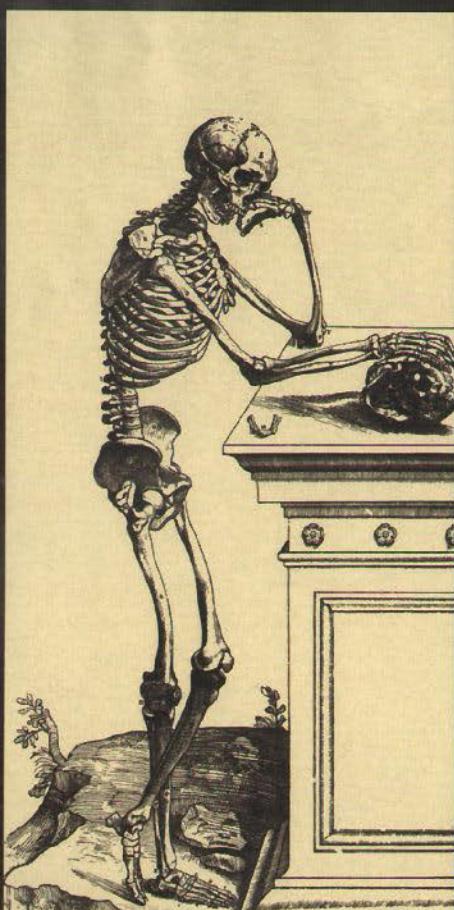
Petreius verlegt Cardanos Werke ab 1543. Ein Durchbruch. Die Horoskopsammlung findet in ganz Europa Leser, vor allem nördlich der Alpen. Philosophen wie der Luther-Freund Philipp Melanchthon studieren die Schrift.

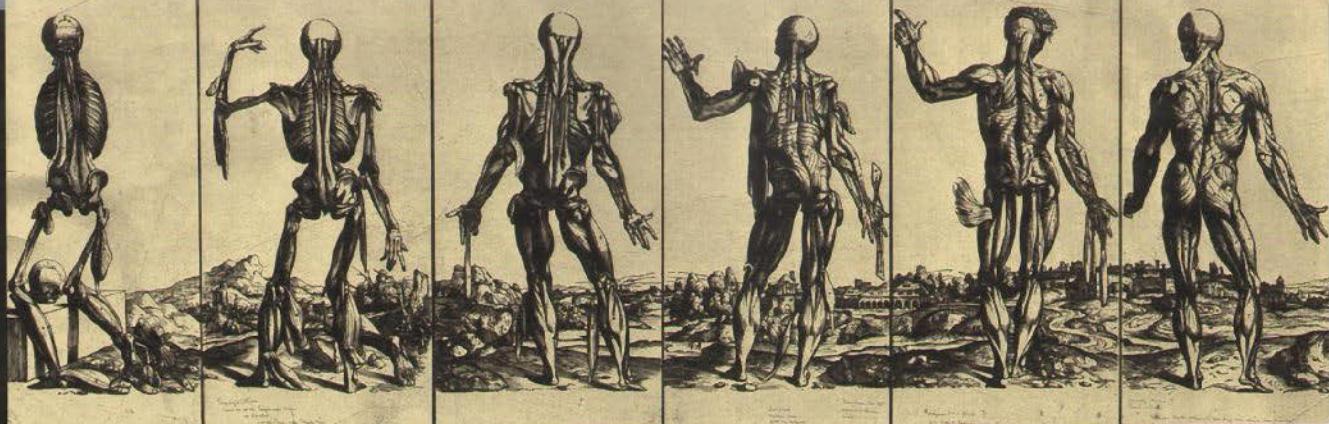
Cardanos kurz darauf erscheinendes algebraisches Hauptwerk „Ars magna sive de regulis algebraicis“ (Die große Kunst oder über die algebraischen Regeln“) wird ebenfalls ein Erfolg; es folgen Publikationen zur Medizin, zur Philosophie und wiederholt auch zur Astrologie.

Dabei ist sich Cardano selbst das liebste Forschungsobjekt: Ebenso wie die Kenntnis des eigenen Lebenswegs hilfreich bei der Entwicklung der astrologischen Wissenschaft ist, kann er sich bei der Analyse seiner Krankheiten oder seiner Träume auf die unmittelbarste Art der Erfahrung stützen und daraus Schlüsse ziehen.

Auch als Arzt ist Cardano endlich erfolgreich. Nachdem er den kleinen Sohn eines Senators, den andere Mediziner bereits aufgegeben hatten, vom Fieber befreit hat, akzeptiert ihn das Mailänder Ärzte-

1543 veröffentlicht der Arzt Andreas Vesal die ersten anatomischen Lehrtafeln. Ebenso wie Cardano kritisiert der spätere Leibarzt Karls V. die traditionelle medizinische Praxis





Zwei Ärzte, zwei Wege: Während Vesal die menschliche Muskelstruktur beschreibt, beschäftigt sich Cardano mit der Psyche seiner Patienten

kollegium. Nun suchen auch wohlhabende und mächtige Bürger der Stadt seinen Rat.

Gönner und Gelehrte empfehlen den begabten Arzt weiter, dessen Name so allmählich beim europäischen Hochadel bekannt wird. Sein Freund Andreas Vesal, der Begründer der modernen Anatomie, vermittelt ihm etwa ein Angebot des dänischen Königs. Doch Cardano lehnt es ab, als Leibarzt an dessen Hof zu ziehen – „nicht nur wegen der Ungunst des dänischen Klimas, sondern vor allem der fremden Religion wegen“.

Dafür folgt er dem Ruf des Edinburger Erzbischofs John Hamilton. Der Kirchenmann leidet seit zehn Jahren an Erstickungsanfällen, wahrscheinlich infolge verschleimter Atemwege. Angesehene Mediziner wie die Leibärzte Kaiser Karls V. und des französischen Königs Heinrich II. haben vergebens versucht, ihn etwa durch den Entzug von Getränken und häufiges Abführen zu heilen – und mussten schließlich kapitulieren.

Am 22. Februar 1552 bricht Cardano in Richtung Schottland auf, reist durch Frankreich, die Schweiz, Deutschland, die Niederlande und England und besucht auf dem Weg Gelehrte, wie den Naturforscher Conrad Gessner in Zürich. Als er am 29. Juni in Edinburgh eintrifft, befragt er den bischöflichen Leibarzt über den Lebenswandel des

Patienten sowie den Krankheitsverlauf und beobachtet den Kirchenmann viele Wochen, bevor er eingreift.

Was läuft falsch bei dem einflussreichen Mann?, fragt er sich. Ernährt er sich schlecht? Ist der aufreibende Tagesablauf eines Erzbischofs für den Geschwächten zu anstrengend? Cardano registriert, dass der Kranke greisenhaft abgemagert ist, und erfährt, dass er gern mehr schlafen würde, als es sein Terminplan zulässt.

Dann entwickelt der Mann aus Mailand eine auf Leiden und Lebensumstände des Bischofs abgestimmte Therapie. Er verordnet eine aufwendige Diät, viel Bewegung, schreibt dem Patienten einen Tagesablauf mit zahlreichen Pausen und ausreichender Schlafdauer vor und empfiehlt, seinen Kopf regelmäßig mit heißem und dann kaltem Wasser abzuspülen.

Allmählich bessert sich Hamiltons Zustand. Die Erstickungsanfälle werden schwächer und treten immer seltener auf. Mit Beobachtungsgabe und psychologischem Gespür hat Cardano seinen Kollegen bloßgestellt.

Der Leibarzt freilich lässt Cardano seine Wut darüber so sehr spüren, dass jener früher als geplant abreist. Auf seinem Rückweg wird er dem englischen König Eduard VI.

vorgestellt, zurück in Mailand erhält Cardano ein Angebot vom französischen Hof, das er aus politischen Gründen ablehnt. Später bittet ihn auch die schottische Königin um Hilfe. Allerdings möchte sie erst zahlen, wenn die Heilung geeglückt ist, worauf sich Cardano nicht einlassen will.

Sein Standesgenosse verrät der Mailänder nicht, wie er bei seinen Diagnosen vorgeht und wie er seine Therapien entwickelt. Sein Geheimnis: Um seine Patienten zu heilen, behandelt er nicht einzelne Krankheitssymptome, sondern versucht auch deren seelische Ursachen zu therapieren.

Gleichwohl scheut er sich nicht vor Ferndiagnosen. Einem Patienten, der den Mediziner brieflich um Hilfe bittet, weil er nach eigenen Angaben unter einem Tumor unterhalb der Rippen, verschleimter Luftröhre, vertrocknetem Blut und einer allgemeinen „Dumpfheit des Geistes“ leide, attestiert Cardano *melancholia flatuosa* (windige Melancholie): „Er ist vorsichtig und vernünftig, nur dass sein Zustand mit einer großen, dauernden Angst verbunden ist. Diese zerstört ihm nicht nur jedes Glücksgefühl, sondern auch sein Denken“, schreibt er später in einem seiner medizinischen Büchern.

Dem Mann würde vor allem „ein heiteres Leben“ helfen,

glaubt Cardano. Er rät zu „Spiel und Vergnügen“ und „erfreulicher Lektüre“. Es sei nämlich „schwierig, den Geist ohne den Geist zu heilen“.

Nach einem – stets leichten – Essen solle der Patient spazieren gehen, bei Sonnenaufgang aufstehen und den Körper erläutigen. Zuletzt empfiehlt Cardano noch ein „Wunderpulver“ aus gemahlenen Edelsteinen und kleinen Mengen von Goldstaub – es soll den Geist stärken und Verstopfungen lösen.

Einen Aderlass verordnet Cardano nur selten – allenfalls etwa dann, wenn sich ein Patient nicht an die von ihm verschriebenen Diätvorschriften und Änderungen des Lebenswandels hält. Viele seiner Kollegen nähmen den Kranken allzu oft Blut ab, weil sie nicht wüssten, wie man Kranke behandeln müsse, lästert er.

Noch immer sind den meisten Medizinern die Lehrsätze des antiken Arztes Galen Gesetz, von dem sich Cardano jedoch in manchen praktischen Dingen abgewendet hat. Nicht alles, was im alten Rom und Griechenland gut war, sei auch „uns Italienern von heute zuträglich“, hat er herausgefunden. Medikamente setzt er nur in schwersten Fällen ein, denn dann wäre es „töricht, auf die langsam wirkende Hilfe des mäßigen Lebens zu warten“.

Arzneien etwa mit Antimon, einem giftigen Element, das unter anderem von Cardanos Kollegen Paracelsus in geringen Dosen verordnet worden ist und bis heute unter anderem in der Therapie parasitärer Erkrankungen eingesetzt wird, lehnt er ab: „Obwohl ich nicht bestreite, dass man auf diese Weise heilen kann, so passt es nicht zu mir, mit dergleichen Mitteln zu behandeln. Sie sind wider die Natur und gefährlich.“

Die meisten Medikamente, glaubt Cardano, würden überflüssigerweise verordnet, etwa Leuten, die von ihren „erwerbsgierigen Ärzten“ dazu gebracht werden, dass sie glauben, das sei nötig, bequem und billig“. Cardano ist auch deshalb als Arzt so erfolgreich, weil er seine Autorität einsetzt, um die Patienten davon zu überzeugen, vor allem sie selbst müssten etwas für ihre Gesundheit tun.

Am Krankenbett geraten die Ärzte oft in eine heikle Lage. Wird der Patient trotz des Optimismus, den der Arzt verbreitet hat, nicht gesund, nährt das Zweifel an seiner Kompetenz. Da ergeht es ihm nicht anders als den Astrologen. Unglückspropheten machen sich sehr unbeliebt, eklatante Fehlprognosen sind peinlich.

Davor ist auch Cardano nicht gefeit. So prophezeite er in einem Werk Eduard VI. ein langes Leben. Als das Buch erscheint, ist der König bereits gestorben – mit 15 Jahren. Cardano versucht sich herauszureden: Er habe die Prognose mit so vielen Vorbehalten ausgesprochen, dass von einem Kunstfehler nicht gesprochen werden könnte. Im übrigen würde er sich niemals anmaßen, einen Tod mit Sicherheit vorherzusagen, „auch wenn er angesichts so vieler miteinander übereinstimmender Hinweise als ziemlich gewiss gelten kann“.

Trotz aller Fehlprognosen gilt ja die Astrologie weithin als respektable Wissenschaft. Der 1433 geborene Marsilio Ficino, Begründer der „Platonischen Akademie“ in Florenz, etwa empfiehlt, die medizinische Therapie nach astrologischen Informationen auszuwählen. Die Republik Florenz wählt den Termin für die Ernennung militärischer Oberbefehlshaber, wann immer es möglich ist, nach der Maßgabe astrologischer Gutachten.

Die Befürworter der Astrologie behaupten durchaus, dass ihre Prognosen kaum weniger sicher sind als die medizinischen. Prominente Kritiker wie der Philosoph Giovanni Pico della Mirandola sind dagegen davon überzeugt, dass die Menschen selbst ihr Schicksal bestim-

men. Manche versuchen sogar, die Astrologen zu täuschen, indem sie falsche Angaben über ihr Geburtsdatum oder die Daten ihrer Eltern machen – so wie auch manche ihren Arzt auf die Probe stellen, indem sie ihm Urin von Hunden oder Pferden statt des eigenen mitbringen.

Mit dem Erfolg wächst auch Cardanos Selbstbewusstsein. „Man wüsste nicht, welcher meiner Entdeckungen man den Vortritt geben sollte“, schreibt er.

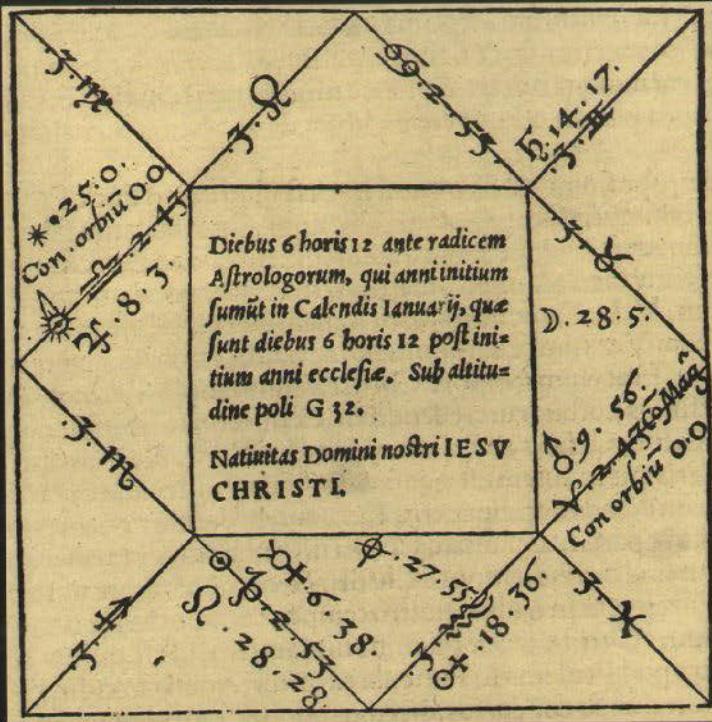
Wie alle bedeutenden Denker seiner Zeit ist Cardano ein *uomo universale*. In der Astronomie erklärt er das Flimmern der Sterne mit der Luftbewegung. Er versucht, das Gewicht der Luft zu bestimmen, entwickelt eine Theorie der Verbrennung, rechnet früher als andere europäische Mathematiker mit negativen Zahlen, schafft – angeregt durch seine Erfahrungen mit dem Glücksspiel – eine der Grundlagen für die Wahrscheinlichkeitsrechnung und gilt bei Mathematikern in ganz Europa als Autorität für die Lösung von Gleichungen zweiten Grades.

Cardanos Hauptwerk, das 1550 erscheint, ist denn auch eine Enzyklopädie seines umfangreichen Wissens. Schon kurz nach dem Erscheinen werden weitere Auflagen

von „De subtilitate“ („Über den Scharfsinn“) gedruckt, in ganz Europa liest man das 1430 Oktavseiten starke Werk. Es behandelt die Welt der Tiere und Menschen, die Sinne, die Geistesmächte, Dämonen und Engel. Die körperlichen Proportionen des Menschen werden in Tabellen angegeben, der Ursprung der Städte wird erläutert, die Sprachen werden verglichen.

Darin beschreibt er auch die später nach ihm benannte Kardanische Aufhängung, die etwa einen Schiffskompass selbst bei schwerer See immer waagerecht hält, sodass die Nadel stets nach Norden zeigt. Daneben erwähnt Cardano magnetische Nadeln, die angeblich nicht schmerzen, wenn man sie sich ins Fleisch sticht, und eine Quelle in den Karpaten, von der er gehört hat, dass ihr Wasser Eisen in Bronze umwandelt. Wie trennen zwischen Wundern und natürlichen Erscheinungen, wenn man diese nicht erklären kann?

Cardano sammelt alles, katalogisiert, interpretiert, deutet Zeichen. Ein verlorener Ring, an eigentümlicher Stelle wiedergefunden: Vorbote eines drohenden Unglücks – um Schaden abzuwenden, gelobt Cardano, das Haus nicht zu verlassen, und schlägt sogar eine Einladung zum Essen aus. Blaue Male auf seinen Fingernägeln



Um die vielfältigen Möglichkeiten der Astrologie aufzuzeigen, erstellt Cardano selbst Jesus Christus ein Horoskop – und erklärt anhand der Sterne den Leidensweg des Heilsbringers

besessen von einer „Rachgier, die das Maß meiner Kräfte und Mittel weit übersteigt“.

Cardano schreibt von sich, er schaffe es nicht, sich von nutzlosen Dienern zu trennen, behalte alle Tiere, die man ihm schenkte, Ziegenböcke, Schafe, Hasen, Kaninchen, Störche, deren Gestank „das ganze Haus verpestet“. Eine Selbstdemontage, in aller Konsequenz vollzogen.

Als Cardano das Werk beendet, glaubt er wahrscheinlich, dass sein Leben so gut wie vorbei ist. Denn die Sterne haben ihm einst verraten, dass er, sollte er alt werden, wohl im Jahr 1576 sterben werde. Und er stirbt tatsächlich in jenem Jahr. Ob er die Zeichen richtig gedeutet hat oder ob er, wie viele schon zu jener Zeit munkeln, der Erfüllung seiner Prophezeiung nachgeholfen hat, bleibt für immer ein Geheimnis.

Seine Autobiografie „*De propria vita liber*“ erscheint erst 1643 in Paris. Sie wird zu Cardanos wohl meistgelesenen Buch, das seinem Autor Kopfschütteln, aber auch Bewunderung einbringt. Jedenfalls ist noch Goethe gut zwei Jahrhunderte später fasziniert von diesem „Menschen, der umherwandelt, aufmerksam, erstaunt, von Freude und Schmerz ergriffen wird“. □

Christina Schneider, 30, ist Journalistin in Hamburg.

künden ebenfalls von nichts Gutem, weiße Stellen hingen lassen es erhoffen.

Am Tag der Taufe seines ältesten Sohnes Giambattista ist eine Hornisse ins Zimmer geflogen, gegen einen leichten Vorhang gestoßen und plötzlich verschwunden. Ein böses Zeichen, wie Cardano im nachhinein erkennt. Hätte er ihm gleich Beachtung geschenkt, so klagt er, wäre er vielleicht vorbereitet gewesen auf die Katastrophe seines Lebens: Am 15. Februar 1560 wird Cardanos Sohn Giambattista, ebenfalls Mediziner, verhaftet. Die eigene Ehefrau hat er im Wochenbett mit Arsen vergiftet.

Der Vater fleht vor Gericht
um Gnade für seinen Ältesten.
Man solle den Sohn nicht hinrichten,
weil man sonst ihm,
dem Vater „die Hoffnung auf
Leibeserben“ raube. Doch am
7. April wird Giambattista mit
dem Schwert geköpft... Das

war das ärgste und größte Unglück, das mich traf", schreibt Cardano.

Vom Schmerz über den Tod des Sohnes wird sich Cardano nie ganz erholen. Aldo, der jüngere, ist eine Enttäuschung – ein Kleinkrimineller, der mehrfach aus Mailand ausgewiesen wird. Die Tochter hat sich zwar gut verheiratet, bekommt aber zu Cardanos Enttäuschung keine Kinder.

Als der Mediziner, Gelehrte und Schriftsteller zehn Jahre später selbst verhaftet wird, hat er mehr Glück als sein Sohn. Einflussreiche Freunde, die Kardinäle Giovanni Morone und Carlo Borromeo, bewahren ihn vor der vollen Härte der Inquisition.

In Rom zieht er in eine Wohnung in der Via Giulia, der prächtigsten Straße der Stadt. An den Wänden hängen Spruchbänder, auf denen steht: „Tempus mea posses-sio“, mein Besitz ist die Zeit.

Cardano verbringt seine Zeit am liebsten allein. Zu enttäuscht ist er am Lebensende von den Menschen, die verlogen sind und neidisch, Mundgeruch haben und ihm überhaupt widerwärtig geworden sind. Lieber umgibt er sich mit Nippes wie Bronzekörbchen und bemalten Glaskugeln.

Kurz vor seinem Tod schreibt Cardano sein Leben auf, nicht chronologisch, sondern ähnlich einer wissenschaftlichen Abhandlung gegliedert in Sektionen, die Namen tragen wie: „Von meiner Gesundheit“, „Religion und Frömmigkeit“ oder „Ehe und Kinder“.

Neben seinen „Geistigen Vorzügen“ widmet er auch seinen Charakterschwächen ein Kapitel, er will nichts verschweigen, einen genauen Überblick über den Menschen Cardano geben, „ohne jede Schminke“: Er sei grausam, streitsüchtig, jähzornig und

NICCOLO MACHIAVELLI, 1469–1527



Das Wesen der



Ein zeitgenössischer Bildteppich nach einem Entwurf des Künstlers Bernard van Orley zeigt die Schlacht von Pavia, in der 1525 fremde Monarchen um Italien kämpfen – weil dessen Herrscher, zu Machiavellis Empörung, nicht stark genug sind, frei zu bleiben



Macht

14 Jahre lang ist **Niccolò Machiavelli** ab 1498 ein treuer Diener der Republik Florenz – bis die Medici die Macht in der Stadt wieder an sich reißen. Desillusioniert verfasst der gestürzte Politiker daraufhin eine Theorie des Herrschens: Sein legendärer Traktat »Der Fürst« legitimiert Brutalität und Lüge, Verrat und Mord als Mittel der Politik. Bis heute gilt Machiavelli damit als Begründer einer Staatslehre, die Erfolg über Moral stellt

Ein Trommler der Tat, ein Anwalt der Macht, ein Prediger des Erfolgs: Jetzt sind ihm die Hände gebunden. „So bleibe ich denn in meinem Lauseloch“, murrt er, „da ich keine Seele finde, die sich meiner treuen Dienste erinnerte oder glaubte, dass ich noch zu etwas nütze sei.“

Niccolò Machiavelli sitzt auf seinem schlichten Landgut in Sant’Andrea bei San Casciano, ein paar Fußstunden vor Florenz, „den Geheimnissen und Geschäften fern“. Hier lebt man „von Nüssen und Bohnen, von Dörrfleisch, abgejagt den Maden, von trocken Brot“, von dem man „Schnepfenschnäbel“ kriegt. Machiavelli schreibt verzweifelte Sonette an die Mächtigen, die ihn verschmähen. Spielt Tric-Trac und Cricca mit Fleischern, Müllern und Ziegelbrennern. Streitet sich mit ihnen um einen Quattrino.

Fast täglich trägt er sein knappes Geld zu „dem einen oder anderen schönen Kinde, um wieder zu Kräften zu kommen“. Löchert Durchreisende im Wirtshaus nach Klatsch aus der Stadt. Dann wieder vergräbt er sich in die Natur, in der Tasche ein Bändchen Dante, Petrarca oder Ovid.

MACHIAVELLI VERLANGT VON FÜRSTEN DEN MUT ZUR GRAUSAMKEIT

Oder flüchtet, abends allein in seinem Arbeitszimmer, in ruhmvollere Zeiten: „An der Schwelle werfe ich den Bauernkittel voll Schmutz und Schlamm ab, lege prächtige Hofgewänder an.“ Und dann träumt er sich, „angemessen gekleidet, in die Säulenhallen der großen Alten“.

Die Gegenwart hat kaum Glanz für ihn parat. Im August 1512 haben spanische Truppen im Auftrag des Papstes die Florentiner Republik in die Knie gezwungen und der Bankiersfamilie Medici die informelle Herrschaft zurückgegeben, die sie 18 Jahre zuvor verspielt hatte. Und Machiavelli, treuer Diener der Republik, hat am 7. November sein Sekretärsamt mit 200 Florin Jahresgehalt verloren.

Jetzt darf er ein Jahr lang das Staatsgebiet nicht verlassen und auch nicht den Palast der *signoria*, der Stadtregierung von Florenz, betreten. Fängt Drosseln mit Leimruten, um seine Frau Marietta und die beiden Söhne zu ernähren. Schickt manchmal auch einen Korb voll an ein Mitglied der neuen, alten Herrscherfamilie – „damit sich Eure Magnifizenz ein wenig erinnere / des armen Machiavelli“.

Aber: „Ein Mann darf nicht weinen“, weiß er. Und so setzt er sich an den Schreibtisch und feiert die Macht, über die er nicht mehr verfügt. Stoisch rühmt er die Realpolitik, die ihn zerschlagen hat. Er preist die Treulosigkeit, die Gewalt und die Heuchelei, rechtfertigt den Erfolg der Ruchlosen, den Sieg der Grausamen und die List der Betrüger – mit einem grundlegenden Argument: So ist nun einmal das Leben.

„Il Principe“, „Der Fürst“, heißt seine Denkschrift, die erst 1532 veröffentlicht werden wird. Und er widmet sie dem jungen Lorenzo de’ Medici. Der ist zwar im Vergleich zu seinem berühmten Großvater gleichen Namens, dem 1492 verstorbenen Lorenzo *il magnifico*, eine eher unbedeutende Gestalt, aber immerhin Neffe des neuen Papstes Leo X. Und, so hofft Machiavelli, als neuer Herr von Florenz in der Lage, ihm wieder eine Stellung zu verschaffen.

Es ist ein bitteres Ja, die Anti-Moral eines Enttäuschten. Machiavelli, der Mann mit dem spitzen Kinn und den schmalen Lippen, schreibt den neuen Herren eine Lizenz zur schrankenlosen Macht – in der Hoffnung, dass ein kleines Stück davon auch für ihn abfällt.

In der Politik sei alles erlaubt, dekretiert er. Es gebe kein Gut und kein Böse – nur taugliche unduntaugliche Mittel. Verwerlich sei nur der Mangel an Entschlusskraft – „dass die Menschen weder verstehen, in Ehren böse noch mit Vollkommenheit gut zu sein“. Das Recht zur Grausamkeit hänge nur „davon ab, ob die Grausamkeiten gut oder schlecht angewandt sind“. Und vom richtigen Timing: „Gewalttaten muss man alle auf einmal begehen, damit sie weniger empfunden werden und dadurch weniger erbittern“, rät er. „Wohltaten dagegen muss man

nach und nach erweisen, damit sie nachhaltiger wirken.“

Das schmale Buch, knapp 100 Seiten stark, wird ihm mehr Nachruhm einbringen als seine politische Karriere – und einen Hass, den er nicht mehr erleben muss.

1559, neun Jahre nach Erscheinen der ersten Werkausgabe, setzt die Kirche das Bändchen, das ja die Politik über den Glauben stellt, auf den kirchlichen Index verbotener Bücher, von dem es erst 1890 wieder verschwindet. 1615 verbrennen Jesuiten in Ingolstadt sogar eine Strohpuppe des Florentiners unter heftigen Verwünschungen. Shakespeares schurkischer Herzog von Gloucester wird sich in „Heinrich VI.“ auf den „mörderischen Machiavell“ berufen und Friedrich der Große sich bemüht fühlen, einen „Anti-machiavell“ zu verfassen.

Doch ebenso wird ein Denker wie Jean-Jacques Rousseau das Werk als „Buch der Republikaner“ feiern, wird Friedrich Nietzsche sein Gedankengut als „übermenschlich, göttlich, transzendent“ besingen, werden Diktatoren und Politiker seinen Ratschlägen folgen. Und noch im dritten Jahrtausend werden Ratgeber-Bücher wie „Machiavelli für Frauen“ oder „Machiavelli für Manager“ moderne Zyniker für das Überleben in Geschlechter- und Wirtschaftskriegen stählen.

X Dabei will Machiavelli nicht zeigen, wie die Welt sein soll, sondern nur, wie er sie erlitten hat. Sein Ja kommt nicht als Zustimmung daher, sondern als Inventur, als heroischer Verzicht auf jede Hoffnung. Und die Menschen sind nun einmal, so hat es das Leben ihn gelehrt, „undankbar, wankelmüdig und heuchlerisch“ – „voll Angst vor Gefahr, voll Gier nach Gewinn“. Moral ist ein schöner Traum, aus dem er erwacht ist. Wer immer gut sein wolle, müsse „zugrunde gehen unter so vielen, die nicht gut sind“, warnt er. „Ich lasse also die Fantasien über den Fürsten beiseite und rede von dem Tatsächlichen.“

1469, IN MACHIAVELLIS Geburtsjahr, tritt der Bankier Lorenzo de’ Medici, genannt der Prächtige, die inoffizielle Herrschaft über Florenz an. Im Geist seines

Großvaters Cosimo baut er die Republik zur heimlichen Monarchie um, setzt Medici-Anhänger an die Schlüsselpositionen der Stadt, spannt Kunst und Wissenschaft, Feste, Turniere und Theaterstücke für seine Propaganda ein. Und nicht von Gottes Gnaden herrscht seine Sippe, sondern mit der greifbaren Schubkraft des Geldes.

Auch Machiavellis Vater, der kleine Notar, lebt in dieser handfesten Welt. In seinem Tagebuch notiert er den Kauf von Wein, Pilzen und Schuhen, die abgebrochenen Hörner eines Rindes auf dem Landgut in Sant'Andrea. Die Einschulung des Sohnes Niccolò beim Grammatiklehrer Matteo an der Dreifaltigkeitsbrücke, „wovor ich ihm musst geben: 5 Soldi den Monat“. Schon mit zehn Jahren, selbst für Florentiner Verhältnisse

früh, lernt Niccolò das Rechnen mit dem Abakus. Und noch jetzt schreibt er Briefe, in denen es immer wieder um Zahlen geht. Genauer: um Geld.

Denn Geld ist das Lebenselixier der Kaufmannsrepubliken von Genua, Venedig und Florenz: Im *Italia bilanciata*, jenem ausbalancierten Italien, das Machiavelli als Ergebnis der geschickten mediceischen Außenpolitik im 15. Jahrhundert rühmen wird, ist schließlich mit *bilancia* dasselbe italienische Wort für Waage enthalten wie in der Bilanz des Kaufmannes. Wirtschaft und Politik sind nicht mehr zu trennen. Wer an der Macht

ist, nutzt sie, um die Konkurrenten bis zum Bankrott zu besteuern. Und Korruption ist nicht unbedingt ein Verbrechen: Anwärter auf einen Beamtenposten führen ihre Bestechlichkeit geradezu als Qualifikation an, indem sie in der Bewerbung diskret auf hohe Schulden oder viele unverheiratete Töchter hinweisen.

Auch der Krieg ist eine Frage der Finanzen, des Managements. *Maneggiare la guerra* ist das Motto der *condottieri*, der auf eigene Rechnung wirtschaftenden Warlords, die ihre Söldnertruppen mal diesem, mal jenem Herrn andienen und mitunter von Knechten selbst zu Fürsten werden.

Wie moderne Fußballprofis werden die Haudegen in jeder Saison neu angeworben; spätestens im März beginnen die Transferverhandlungen. „Söldner und Hilfstruppen sind unnütz und gefährlich“, gibt zwar Machiavelli zu bedenken: „Im Frieden plündern sie das Land aus, im Krieg der Feind.“ Doch nicht den Krieg als Geschäft lehnt er ab, sondern nur den Krieg als schlechtes Geschäft.

Selbst Gott ist ja vom Vater zum Handelspartner geworden: Gute Werke sind ein Wechsel aufs Paradies, Wohlstand ist ein Gnadenbeweis. Nie habe er Gott Kleingeld gegeben, rührte sich der große Cosimo de' Medici, ohne dafür in großer Münze zurückbekommen zu haben. Die Mechanik aus Geld und Gottseligkeit läuft wie geschmiert.

„Die Menschen vergessen schneller den Tod ihres Vaters“, so bringt Machiavelli die allgegenwärtige Gewinnsucht auf den Punkt, „als den Verlust des väterlichen Erbes.“

Wie es ist, will er darstellen; das ist sein Programm. Und gerade deshalb empfiehlt er dem Herrscher die Lüge. „Ein kluger Fürst kann und darf“, schreibt er, „sein Wort nicht halten, wenn er dadurch sich selbst schaden würde.“

Der Schein ist wichtiger als das Sein, schärft Machiavelli den Herrschenden ein: Tugenden seien schädlich, „wenn man sie besitzt und stets ausübt, und nützlich, wenn man sie zur Schau trägt“.

Der schöne Schein ist eine Signatur der Epoche. Imagebildung und Rollen-

Reiter des römisch-deutschen
Kaisers Karl V. töten bei Pavia einen
Söldner des französischen Königs
Franz I. Der Kampf der Mächte bedroht
auch Machiavellis Florenz



spiel, Mythen und Mystifikationen haben die Bankiersfamilie Medici im 15. Jahrhundert zu heimlichen Königen der Republik gemacht.

Die neue Kunst der Propaganda trieben sie zur Perfektion, funktionierten die alljährliche Dreikönigsprozession zur politischen Demonstration um, welche die Medici als Zauberer und Florenz als das „Neue Jerusalem“ feierte – und die Kirchenwände zu Plakattafeln ihres Ruhms: In San Marco ließ sich Cosimo de' Medici im Gewand des heiligen Cosmas darstellen, in Santa Maria Novella als Retter vor der Sintflut und in der Palastkapelle seinen Enkel Lorenzo als Weisen aus dem Morgenland.

Noch immer überstrahlt die Pracht den wirtschaftlichen Abstieg des Bankhauses Medici, der sich seit dem Ende der 1460er Jahre abzeichnete. Die permanente Verquickung von wirtschaftlichen und politischen Interessen wird dem Unternehmen zum Verhängnis. Zwar mehrt manche Kreditvergabe an einen der finanziell notorisch unzuverlässigen Fürsten Europas den politischen Einfluss und steigert das Familienprestige – mit den Prinzipien einer soliden Wirtschaftsführung ist sie aber nicht zu vereinbaren.

So müssen die Medici Kredite an den englischen König Eduard IV. ebenso in den Wind schreiben wie große Teile der Schulden, die der burgundische Herzog Karl der Kühne bei seinem Tod hinterlässt. Schließlich verlieren sie 1474 ihre einträgliche Stellung als Hausbankiers des Papstes, weil sie Sixtus IV. einen Kredit für den Erwerb einer Grafschaft nicht zur Verfügung stellen. Wäre die Herrschaft der Medici in Florenz nicht durch den Einmarsch der Franzosen zusammengebrochen, vermuten Historiker, hätte sie wohl in einem weitaus schmachvoller Finanzkrach geendet.

Kurz nachdem Lorenzo de' Medici 1492 gestorben ist, gerät Italia bilanciata aus dem Ruder. Ausländische Truppen und einheimische Gewaltherrscher peinigen das Land. Lorenzos Sohn Piero, den sie den „Pechvogel“ nennen, liefert die Stadt 1494 den Franzosen aus, lässt sich demütigende Friedensbedingungen

diktieren und wird vom überdrüssigen Volk vertrieben.

Auch der asketische Dominikanermönch Girolamo Savonarola, der nun in Florenz seinen Gottesstaat errichtet, kann sich nicht ganz dem Zeitgeist entziehen: Er predigt sich nicht nur mit Mahnungen zu Buße und Umkehr an die Macht, mit seiner Kinderpolizei, mit seinen Prozessionen und Scheiterhaufen für Luxusgüter – sondern auch mit dem Versprechen satter materieller Rendite.

Doch am 23. Mai 1498 brennt der gestürzte Savonarola in den Flammen des Scheiterhaufens auf der Piazza della Signoria. Und keinen Monat später wird Niccolò Machiavelli, der kleine Schreiber aus der Regierungskanzlei, zum *segretario della repubblica* ernannt, zum Leiter der Außen- und Militärbehörde.

So beginnt mit dem Ende des Fundamentalisten Savonarola der Aufstieg des Pragmatikers Machiavelli.

X JETZT, 1513, NACH SEINEM eigenen Abstieg, sitzt er vor den Toren der Stadt und weiß: Es musste so kommen mit Savonarola. Als „unbewaffneter Prophet“ in einer waffenstarrenden Welt war er zum Scheitern verurteilt, weil „er kein Mittel hatte, die bisher Gläubigen im Glauben zu halten und die Ungläubigen dazu zu zwingen“. Denn wer regieren will, darf keine Angst haben, „grausam gescholten zu werden, wenn er seine Untertanen einig und treu erhalten will“, schreibt Machiavelli: „Ein Fürst soll also kein andres Ziel und keinen andern Gedanken haben und sich in keiner andern Kunst üben als im Krieg.“

X Solch eisige Dogmen sind es, mit denen Machiavelli in der Ödnis von Sant' Andrea seine Wunden kühlte. Wie ein Forscher stellt er Regeln auf, findet Konstanten, setzt Axiome: „Wenn ich den Lauf der Dinge bedenke, so finde ich, dass die Welt stets dieselbe geblieben ist.“ Er besicht die Ränke der Menschen

und erklärt sie, ganz im Geist der Renaissance, zum Naturgesetz – denn nur so kann er sich einbilden, sie seien zu beherrschen. Und selbst wenn er Omen wie Blitze und Himmelserscheinungen deutet, ist das kein Geisterglaube, sondern Wissenschaft: Wer imstande ist, die Zeichen zu lesen, der zieht dem Zufall den Giftzahn.

Denn das Leben soll jetzt berechenbar sein. Nicht mehr Sommer und Winter, Sonne und Mond regieren das Dasein, sondern die abstrakte Zeit der Turmuhr, deren Glocken nun auch nachts läuten. Venezianische Kaufleute tragen die Ermordung von Verwandten als austehende Schuld ins Hauptbuch ein und vermerken die darauf folgende Blutrache unter „Bezahlt“. *Ragione* ist das Zauberwort dieser sachlichen Zeit. Es bedeutet nicht nur Recht und Vernunft, sondern auch Zinsfuß.

Wie *ragionieri*, wie Buchhalter also, haben auch die Maler der Renaissance mit der frisch entdeckten Zentralperspektive den Raum objektiviert, ihn in Mathematik verwandelt. Auf ihren Bildern handeln sie nicht mehr bloß Mythen und Madonnen ab – es lassen sich dort nun auch immer häufiger Elemente des Alltagslebens finden. Denn wirklich ist nur, was man sehen kann, hält einer ihrer Größten, Leonardo da Vinci, den Gründern, Idealisten und Bücherwürmern entgegen: „Oh Auge, du stehst hoch erhaben über allem, was Gott geschaffen hat.“

Erfahrung ist alles, was zählt – das findet auch Machiavelli, der sich mit dem Universalgenie beim Krieg gegen das 1494 abgefallene Pisa angefreundet hatte. Gemeinsam hatten der Maler und der Beamte 1503 den abenteuerlichen Plan gefasst, den Arno südlich an der Stadt vorbeizuleiten und so die Widerspenstigen auszutrocknen. Doch das Wasser des Flusses floss immer wieder in sein Bett zurück, und im Oktober 1504 beschloss die Signoria, das missglückte Experiment abzubrechen. Noch Jahre später hatte Machiavelli damit zu tun, die Folgeschäden der Überschwemmungen zu reparieren.

ZWIETRACHT UND INTRIGE SIND FÜR IHN EWIGE NATURGESETZE



Aber so spielte Fortuna, das unstete Glück, das im Weltbild der Renaissance nicht mehr himmlischer Vorbestimmung gehorchte, sondern den Schwankungen der Konjunktur. Und es musste doch möglich sein, die der Konjunktur zugrunde liegenden Gesetze zu entdecken. „Fortuna ist ein Weib, und wer sie bezwingen will, muss sie schlagen und stoßen“, hatte Machiavelli gelernt. „Und als Weib ist sie stets den Jünglingen hold, weil sie unbedenklicher und gewalttätiger sind und ihr dreister befehlen.“

Jung war er nicht mehr. Doch die Tricks der Starken, Fortuna zu zwingen, hatte er eifrig studiert – auf diplomatischen Missionen, die ihn in 14 Jahren durch halb Europa führten. Seine Aufgabe war immer die gleiche: lavieren, Zeit gewinnen, das schwache Florenz aus dem Hauen und Stechen der Großmächte heraushalten. Über zehntausend Meilen legte er auf seinen Reisen zurück, oft geplagt von Überdruss und Steinleiden: „Du wirst“, hieß es immer wieder in den Befehlen, „allsogleich zu Pferde steigen und reiten, so schnell du kannst.“

Machiavelli stellt ab 1506 eine Bürgerarmee auf. Doch diese Miliz ist den fremden Söldnern, wie sie auch Karl V. und Franz I. angeheuert haben, nicht gewachsen

Von der dreifachen Witwe Caterina Sforza, der bewunderten und berüchtigten Herrin von Imola und Forlì, lernte er 1499 die Macht der Rhetorik. Sie hatte ihren Sohn Ottaviano als Söldnerführer in Florenz untergebracht und für seine zweifelhaften Dienste das astronomische Jahresgehalt von 15 000 Dukaten ausgehandelt. Machiavelli sollte das Honorar drücken – ohne die Verbündete in die Arme der Mailänder zu treiben, mit denen sie ebenfalls Verhandlungen führte.

Dazu trug die Witwe manchmal ein Atlaskleid mit zwei Ellen langer Schleppe, einen schwarzen Samthut, am Gürtel ein Schwert und einen Sack voll Dukaten. Und sie parolierte, kokettierte, spielte mit dem jungen Gesandten Katz und Maus. Nach mehreren fruchtlosen Gesprächen schrieb Machiavelli an seine Herren, „dass ich nicht umhin konnte, über ihr Getue und ihre Worte ärgerlich zu werden“. Unverrichteter Dinge, doch um eine Erfahrung reicher, kehrte er nach Florenz zurück.

Vom französischen König Ludwig XII. lernte er ein Jahr später die Arroganz. Der hatte den Florentinern für den Krieg gegen Pisa 4000 Schweizer und 2000 Gascogne Soldaten überlassen – gegen 24 000 Dukaten Monatssold. Doch noch vor den Mauern der belagerten Stadt zettelten die teuren Hilfstruppen, die sich schlecht bezahlt fühlten, eine Meuterei an, nahmen den Florentiner Unterhändler gefangen und ließen ihn erst gegen ein hohes Lösegeld wieder frei. Anschließend zerstreute sich das Heer in alle Winde.

Fünf Monate lang bemühte sich Machiavelli um ein Entgegenkommen des Königs und eine Entschädigung für das Desaster. Zeitweilig musste er dem Monarchen dafür durch ganz Frankreich hinterherreisen, Tag und Nacht auf dem Pferd oder, mit schmerzendem Kreuz, in holpernden Kutschen auf schlechten Straßen verbringen. Die Spesen, die ihm die Krämerseelen in Florenz gewährten, reichten nicht aus, seine Aufwendungen zu decken: „Ihr wisset, dass ich, als ich reiste, nur 80 Dukaten erhalten habe, deren allein die Kutsche mich 30 gekostet hat“, schrieb er gekränkt an seine Auftraggeber. „Die geringe Höhe meines Gehalts, die Ausgaben, zu denen ich genötigt bin, und die Unmöglichkeit, neue Mittel aufzutreiben, setzen mich in große Verlegenheit.“

Von seiner Regierung erntete er ganze zehn Dukaten für die Strapazen und von Ludwig XII. nichts als gelangweilten Hochmut – und die Erkenntnis, dass Florenz im Konzert der Großmächte schon längst keine Geige mehr spielte: „Sie halten euch“, schrieb er an die Signoria, „für eine Null.“

Vom römisch-deutschen König Maximilian I., der von Florenz 500 000 Dukaten Tribut forderte, um einen Krieg gegen Frankreich zu finanzieren, lernte er 1508, wie man es nicht machen soll. Ihm reiste er bis Innsbruck entgegen, handelte dessen Schatzmeister auf 50 000 Dukaten herunter – und lieferte in seinen Berichten nach Florenz das Porträt eines Herrschers, der Machiavellis sparsamen Auftraggebern als komplett almodisch

erscheinen musste: „Ich glaube, es hat noch nie einen verschwendungsüchtigeren Monarchen gegeben, als Maximilian es ist“, schrieb er. „Daher hat er ständig an irgendetwas Mangel und in keiner Lebenslage genügend Geld. Er ist sehr unbeständig; was er heute erstrebt, ist morgen vergessen. Von niemandem mag er sich raten lassen, und doch hört er auf jedermann.“

Das Gegenteil des Verhaltens also, das er in seinem „Fürsten“ empfehlen wird: „In unsren Tagen haben wir große Taten nur von denen verrichten sehn, die für knauserig galten; die andern sind untergegangen.“

AM 24. JUNI 1502 steht er zum ersten Mal dem Kriegsherrn Cesare Borgia gegenüber, dem Sohn von Papst Alexander

VI. und der Kurtisane Vannozza de' Medici. Den Siegeszug des gebildeten Gewaltmenschen, mit 16 Jahren Bischof von Valencia und mit 23 Herzog von Valentinois, der seinen Bruder Giovanni aus Eifersucht ermordet und seine Schwester Lucrezia zu seiner Geliebten gemacht haben soll, hat er voller Faszination am Horizont bestaunt wie ein Gewitter.

Mithilfe französischer Truppen und der Autorität seines Vaters hat der Borgia zahlreiche Fürsten des Kirchenstaats ausgeschaltet. Schon ist er dabei, die Romagna zu erobern, um schließlich in der Mitte Italiens einen Staat mit der Haupt-

Schlachten wie die von Pavia bestimmen zunehmend Italiens Schicksal. Für Machiavelli ist Kriegsführung deshalb die wichtigste Kunst eines Herrschers



stadt Bologna zu gründen. Jetzt zittert auch Florenz vor ihm: In Cesares Gebiet sollen kostbare Tuche aus der Stadt beschlagnahmt worden sein. Und so bitten die Stadtälteste um Herausgabe der Ware und Schutzbriefe für ihre Textilindustrie – „da diese Sache von großer Wichtigkeit ist und der Magen dieser Stadt genannt werden kann“.

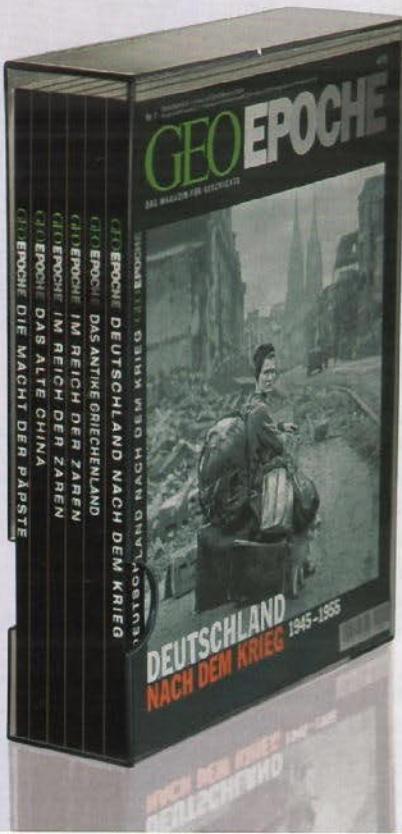
Mit diesem Auftrag steht Machiavelli im Herzogspalast von Urbino, sieht den gestählten Körper des Condottiere und das von Syphilis zerkrüppelte Gesicht. Es ist keine leichte Mission für Machiavelli; ein schwitztreibender Tanz des Missstrauens, eine heikle Choreografie aus Gestik, Mimik, Rhetorik und Drohung.

„Ich weiß sehr gut, dass mir Eure Stadt nicht wohlgesinnt ist“, sagt der Eroberer. Und: „Mir gefällt diese Regierung nicht, und ich kann ihr nicht trauen. Ihr müsst sie ändern.“ Und: „Wenn Ihr mich nicht zum Freund wollt, werdet Ihr mich zum Feinde haben.“ Doch Machiavelli schreibt an seine Regierung: „Dieser Herr ist wahrhaft wunderbar und prächtig.“

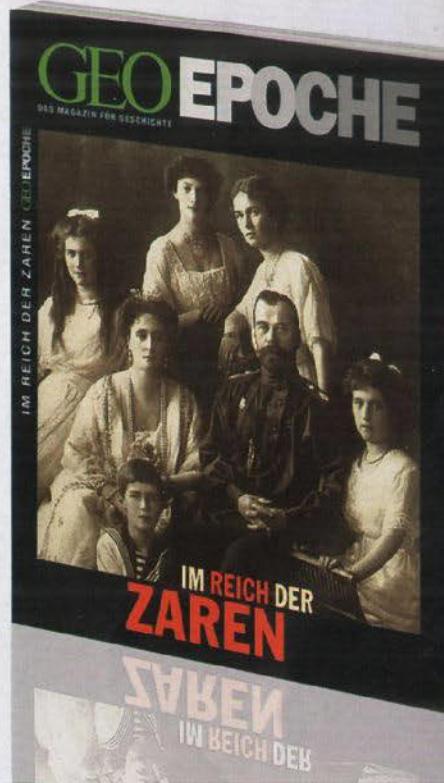
Fast täglich verfasst er Berichte, 52 an der Zahl. Borgia verlangt einen Auftrag als Condottiere in Florenz, was Machiavelli nicht versprechen kann. Der Boden wird ihm heiß in Urbino, und Machiavelli erfleht seine Abberufung, da er hier „nichts zum Vorteil der Republik ausrichten“ könne. Außerdem „leidet meine Gesundheit; vor zwei Tagen hatte ich ein heftiges Fieber, und fast beständig leide ich an Taubheit“.

Doch zugleich ist Machiavelli schaudernd berückt von der Grausamkeit des Herrschers, der mit seinen Gegnern aufräumt, wie es ihm passt. „Messer Remirro ist heute Morgen in zwei Stücken auf dem Markte gefunden worden“, meldet er lakonisch die Ermordung von Cesares Militärgouverneur in der Romagna, weil „es dem Fürsten so gefallen hat, der zeigt, dass er die Männer nach Gutedünken zu erheben und zu vernichten weiß, je nach ihren Verdiensten“.

„Cesare Borgia galt für grausam“, so wird er im „Fürsten“ diesen Blutdurst adeln, „und doch hat diese seine Grausamkeit der Romagna Ordnung und Ein-



1. Acryl-Sammelbox
Diese praktische Sammelbox schützt Ihre wertvolle Sammlung vor Staub und gibt bis zu 7 Heften einen sicheren Stand.



2. GEO EPOCHE Nr. 6 –
»Im Reich der Zaren«
Politik, Religion und Gesellschaft: die lange Geschichte von Glanz und Elend des russischen Weltreiches. Mit Zeittafel >1.000 Jahre Russland».

Jetzt GEO EPOCHE frei Haus lesen: über 13% Ersparnis + Geschenk gratis!

GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. In jedem Heft erfahren Sie mehr über Alltag, Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft wichtiger historischer Perioden. Jetzt 4x im Jahr frei Haus zum Selbstlesen oder Verschenken!

Ihre GEO EPOCHE-Abo-Vorteile

- 1 Geschenk Ihrer Wahl!
- Über 13% sparen!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 1 Jahr jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

So einfach erreichen Sie uns:

Antwortcoupon ausfüllen und senden an:
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

in Deutschland per

Tel.: 01805/861 80 03 12 Cent/Min.
Fax: 01805/861 80 02 12 Cent/Min.
E-Mail: Geo-Epoche-Service@gmx.de

in Österreich per

Tel.: 0820 00 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

in der Schweiz per

Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch

Bitte Bestellnummer aus dem Antwortcoupon angeben.
Das Angebot ist gültig, solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Uwe Henning, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, AG Itzehoe HRA 0150.

Antwortcoupon

Ja, ich bestelle GEO EPOCHE 4x jährlich zum Preis von zzt. € 6,90 (statt € 8,-) pro Heft (D)/zzt. € 7,60 (statt € 8,80) pro Heft (A)/zzt. Fr. 13.80 (statt Fr. 15.80) pro Heft (CH). Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich die Acryl-Sammelbox oder GEO EPOCHE »Im Reich der Zaren« (bitte nur ein Kreuz) nach Zahlungseingang gratis. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück. Alle Preise inkl. Zustellung und MwSt.

Meine Adresse:

Name, Vorname

Geburtsdatum 19

Straße/Nr.

Telefon-Nr.

/

PLZ

Wohnort

@

Ich zahle bequem per Bankeinzug: (halbjährlich € 13,80)

Bankleitzahl

Kontonummer

Geldinstitut

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO EPOCHE Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z. B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

E-Mail

Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich ggf. per E-Mail oder Telefon über weitere Gruner+Jahr-Angebote informieren.

Adresse des Geschenkempfängers:

Name

Geburtsdatum 19

Vorname

/

Straße/Nr.

PLZ Wohnort

Dauer der Geschenklieferung: unbefristet (mindestens 1 Jahr)
 1 Jahr (4 Ausgaben) 259479

Datum

X
Unterschrift

259472



tracht wiedergegeben und sie zum Frieden und zur Ergebenheit gebracht.“ Denn ohne den Ruf der Grausamkeit „hat noch nie jemand ein Heer einig und schlagkräftig erhalten“.

Und er ist begeistert, wie kaltblütig Cesare Borgia im Dezember 1502 seine Söldnerführer ausschaltet, die sich aus Angst vor ihm zu einer bedrohlichen Übermacht vereint haben. Wie der Warlord hinter dem Rücken der Verschwörer neue Truppen ausheben lässt. Wie er sich zum Schein mit den Abtrünnigen versöhnt, sie auch noch mit zusätzlichen Liebesbewerbungen entzweit. Wie er, um die Verschwörer in Sicherheit zu wiegen, seine französischen Hilfstruppen entlässt und die Condottieri dann zum gemeinsamen Erobern und Plündern in das Adriastädtchen Senigallia bestellt: Dort ruft er nach getaner Arbeit die vier siegreichen Hau-degen zusammen, führt sie zur Besprechung in ein vorbereitetes Haus, lässt sie von plötzlich auftauchenden Soldaten ergreifen und anschließend zwei von ihnen erwürgen. Eine „bewundernswerte Tat“, applaudiert Machiavelli (siehe Seite 104).

Das Ende der Kämpfe bei Pavia:
Die französischen Truppen fliehen vor
den Soldaten Karls V. Machiavelli
lobt gewaltsame Eroberungen als
kluge Herrschaftsstrategie

Doch am 18. August 1503 stirbt Cesares Vater, Papst Alexander VI. Sein Sohn, ebenfalls schwer krank, verliert den Machtkampf gegen Alexanders baldigen Nachfolger Julius II., einen herischen, jähzornigen Greis von majestätischer Statur. „Wäre er nur beim Tode Alexanders gesund gewesen“, schreibt Machiavelli jetzt in Sant’Andrea, „so hätte er alles erreichen können.“ Doch einen Vorwurf kann er Cesare nicht ersparen: Er hätte dafür sorgen müssen, dass der neue Papst ebenfalls ein Verbündeter ist, am besten ein Spanier.

1503 aber trifft Machiavelli, der nach Rom gereist ist, um den Ausgang des Konklaves zu beobachten, dort einen tobenden Borgia, der mit den Nerven am Ende ist. Und er weiß: Mit diesem Mann ist nicht mehr zu rechnen.

Kühl instruiert er seine Regierung in Florenz: „Wenn der Mann des Herzogs kommt, können Eure Gnaden ihn achtlös behandeln und sich ihm gegenüber verhalten, wie es Euch gut dünkt.“

Erst nach einigen Jahren erkennen die Florentiner, dass der neue Pontifex, der die weltliche Macht der Kurie auf ganz Mittelitalien ausdehnen will, ihre Unabhängigkeit stärker bedroht, als es der wilde Borgia tat. 1506, als Machiavelli zum ersten Mal im Auftrag der Stadt das Gespräch mit Julius II. sucht, geht es noch um eine eher nebensächliche Frage: Der Papst möchte einen in Florentiner Diensten stehenden Condottiere für Kämpfe gegen Frankreich verpflichten.

Machiavelli hetzt Julius II. hinterher, stört ihn beim Mittagessen im Militärlager von Civitá Castellana, reitet im päpstlichen Gefolge weiter nach Perugia, Urbino, Cesena, lässt zur Besänftigung des Kirchenmannes Wein, Aale und weiße Trüffeln aus der Toskana liefern. Während sich Florenz in den folgenden Jahren auf seinen Konflikt mit Pisa konzentriert, rückt der für die Republik verhängnisvolle Krieg zwischen dem Lager des Papstes und Frankreich, der Schutzmacht von Florenz, immer näher. Ab 1510 wird Machiavelli deshalb wieder diplomatisch in Frankreich und Italien tätig. Vergebens: Den Krieg hält er nicht auf. Im Juni 1512 werden die französischen Truppen aus Italien vertrieben. Schon zwei Monate später erobert die päpstliche Militärkoalition das nun isolierte Florenz und setzt die jüngeren Söhne Lorenzo de’ Medicis, Giuliano und Giovanni, zu Herrschern über die Stadt ein.

Es ist Giovanni selbst, der musik- und kunstliebende Kardinal, der im Gefolge der spanischen Armee mit seiner Artillerie die Florentiner Stellung in der Stadt Prato sturmreif schießen lässt. Die unerfahrenen Milizionäre versäumen es, die Lücken zu schließen, und die kriegsgewohnnten Söldner der „Heiligen Liga“ überrennen die Bauern-Krieger.

Von diesem Tag an wird die „spanische Wut“ in Italien zum geflügelten Wort. Die Sieger schlachten die Männer ab und schänden die Frauen; Mütter werfen vor Verzweiflung ihre Töchter in die Brunnen und springen hinterher. „Nicht einmal der weltabgeschiedenen Jungfrauen erbarmte man sich“, notiert Machiavelli über das Schicksal der Nonnen



Sie machen gerne mal Ferien am Meer: die wassertollen Makaken-Äffchen.

Das Magazin für junge Entdecker. Diesen Monat: Warum Demokratie für uns alle so wichtig ist, weshalb Forscher einen Kometen beschießen, und wie ein junger Filmstar in Indien lebt.



www.geolino.de

GEOlino
Das Erlebnisheft

Brieffreunde gesucht!
112 Mädchen und Jungen stellen sich vor

MÄCHTIG MITMISCHEN
Was ist das eigentlich – Demokratie?

RUMS IM ALL
Experiment: Forscher auf Kometen-Jagd

GROSSES KINO
Zu Besuch bei Parth, einem indischen Filmstar

BADEMEISTER
Von Affen, die verrückt nach dem Meer sind

In Zusammenarbeit mit
unicef

A small inset photograph showing a monkey sitting on a sandy beach, looking towards the camera.

GEOlino. Wissen macht Spaß

von Prato, „ihre geheiligten Räume widerhallten von Notzucht und Frevel.“

In Florenz aber lassen die Medici ihre Rückkehr als Neubeginn des Goldenen Zeitalters feiern. Mit dem Phönix aus der Asche lassen sie sich vergleichen, mit einem Lorbeerstamm. Fest folgt auf Fest, Prunkzug auf Prunkzug; über eintausend Arbeiter und Handwerker arbeiten zeitweilig an den Dekorationen für diese Spektakel. Kirchen werden zu Werkstätten umgerüstet, in denen Künstler Allegorien und Modelle berühmter Gebäude anfertigen. Die Stadt schwelgt in Triumphbögen, Tempeln, Kolossalstatuen.

Mythologische Figuren zur Verherrlichung der Medici rollen auf Prunkwagen durch die Stadt. Ein lebender Knabe, mit Gold überzogen, stellt die neue Zeit dar – und verschmachtet kurz darauf unter seiner versiegelten Haut.

DIE MEDICI KERKERN MACHIAVELLI EIN – UND DOCH VERHERRLICHT ER SIE

Auch Machiavelli, der Besiegte, fügt sich in den verordneten Jubel. In seinem Buch malt er den Siegeszug der Medici, der ihn arbeitslos gemacht hat, in bibliischen Bildern aus. „Für Euch hat Gott Zeichen und Wunder gesandt“, applaudiert er hoffnungsvoll seinem Fürsten: „Das Meer hat sich aufgetan, eine Wolke hat den Weg hindurch gezeigt, Wasser ist aus dem Felsen geflossen, Manna vom Himmel geregnet – alles hat sich vereint, Euch groß zu machen.“

Er ist überzeugt, „dass ich die mit dem Studium der Staatsgeschäfte verbrachten 15 Jahre weder verschlafen noch vertändelt habe“. Und pocht auf seine Treue, an der „kein Zweifel erlaubt“ ist: „Schließlich zeugt für meine Treue und Redlichkeit meine Armut.“

HAT NICHT ER 1509 das rebellische Pisa in die Knie gezwungen? Hat nicht er, als Sekretär der eigens gegründeten „Neun der Miliz“, die teuren, doch unzuverlässi-

gen Söldnerheere durch eine preiswerte Bürgerarmee ersetzt? Ist er nicht sechs Jahre lang im gesamten Florentiner Gebiet von Dorf zu Dorf gewandert, um Bauern zu werben, auszubilden und ihre Streitigkeiten zu befrieden? Fast im Alleingang hat er Aushebung, Einkleidung und Verpflegung von 5000 Mann organisiert und mit den fertigen Soldaten dann die wertvolle Hafenstadt bezwungen.

Und es trübt sein Verdienst nicht, dass man nach der Kapitulation des Feindes nur die Namen seiner drei Kommissare in die Mauern der besieгten Stadt eingravierte und seinen vergaß. Dass dieser Sieg in der bewegten Geschichte Italiens nur eine Fußnote bleiben wird. Und Machiavellis einziger großer Erfolg.

„Der Neid zerfrisst mich und vergiftet mir das Leben“, klagt er in einem Gedicht. „Wie nützlich sind doch die im Dienst verbrachten Jahre, / Wie vieles sät man da auf Sand und in die Flut. Und nirgends triumphiert der Undank froher / Als in des Volkes Herzen.“

Noch hofft er, sich mit ungebetenen Ratschlägen bei den Medici anbiedern zu können. Doch im Februar 1513 verliert ein junger Verschwörer auf der Straße eine Liste mit 20 Namen, auf welcher auch der Machiavelli steht. Umgehend findet sich der Staatsdiener a. D. im Gefängnis wieder, den berüchtigten, lichtlosen *stinche*.

Dort warten die Streckbank auf ihn und die Daumenschrauben. Man beschwert ihm Arme und Beine mit Steinen, zerrt ihn am Wippseil zur Decke, um ihn jäh wieder fallen zu lassen, bis die Glieder zu reißen drohen. Sechsmal hält er der Qual stand. Einen Monat lang schmort er dann im Kerker, zwischen Läusen „so groß und dick, dass sie wie Schmetterlinge scheinen“, in einem Gestank, schlimmer als „in Sardiniens Wäldern“. Dann gibt ihm die Generalamnestie anlässlich der Wahl von Giovanni de' Medici zum Papst Leo X. seine nutzlose Freiheit zurück.

Jetzt wünscht er sich verzweifelt, „die Medici mögen sich bald entschließen, mich zu verwenden, und sei es zunächst nur zum Wälzen eines Steins“. Für eine Beschäftigung würde er nicht zögern, seine Familie zu verlassen: „Ich falle ihr

ohnehin zur Last mit meiner Gewohnheit, Geld auszugeben.“

Vorerst panzert er sich gegen die Welt mit seinem einverständigen Pessimismus. Hier und da ergibt sich eine Gelegenheitsarbeit, reist er als Geldeintreiber für florentinische Kaufleute nach Lucca und Genua, feilscht um Entschädigungszahlungen für verprügelte Landsleute in Venedig, gewinnt wohl auch einmal ein paar tausend Dukaten im Lotto, ein kleines Vermögen.

Er verkuppelt Ehen, dilettiert mit Sonetten und Karnevalsliedern, hat großen Erfolg als Lustspielschreiber, liest in den „Lackmusgärten“ der Familie Rucellai Schöngestern aus seinen Werken vor.

Er schreibt „Abhandlungen über die ersten zehn Bücher des Titus Livius“ und „Sieben Bücher über die Kriegskunst“: Statt Politik zu machen, treibt er Politologie – ein fader Ersatz. „Ich fühle, dass ich mich verbrauche“, schreibt er an einen Freund. „Lange kann ich's nicht so treiben, ohne vor Armut Abscheu einzuflößen.“

Er schlendert durch die Stadt, vom Ponte Vecchio zum alten Markt, zum Dom. Da stehen die reiferen Herren wie die Krähen, glatt rasiert in den langen, schwarzen florentinischen Mänteln und den typischen Kopfbedeckungen mit den langen, über die Schulter geworfenen Zipfeln, den „Schnäbelchen“, und tauischen zottige Schnurrnen aus.

„Ich hoffe, und das Hoffen mehrt die Qual“, klagt er. Und: „Ich bin schon daran gewöhnt, nichts mehr mit Herzen zu wünschen.“ Und so friert er die Hoffnung ein, glasert sie mit kristallinen Sentenzen: „Die Tapferkeit gebiert Ruhe, die Ruhe Müßiggang, der Müßiggang Unordnung, die Unordnung Verfall. Ebenso entsteht aus dem Verfall Ordnung, aus der Ordnung Tapferkeit.“

Den Fortschrittsglauben der Humanisten kann er nicht mehr teilen: Die Geschichte, ahnt er, tritt auf der Stelle. „Dies ist der Kreislauf, in dem sich alle Staatsgebilde der Welt gedreht haben, drehen und immerdar drehen werden.“

Auch die Elite scheint ja nicht mehr ans bessere Morgen zu glauben. Die

DER LOBREDNER DES VERRATS SCHEITERT MIT SEINER EIGENEN UNTREUE

Kaufleute, deren stürmischer Händlergeist einst der Motor für die Entwicklung von Florenz war, ziehen sich mehr und mehr ins feudale Idyll zurück. Die Bürger wollen jetzt Aristokraten sein und pflegen auf Landsitzen wie der Medici-Villa in Poggio a Caiano die *vita contemplativa*.

Dem Aufbruch der Humanisten, die einst im Kloster Santo Spirito über die ideale Staatsform diskutierten, ist die Schule Marsilio Ficinos gefolgt, der die Flucht aus den Niederungen der Politik predigt: „Gute Männer mischen sich nicht ins öffentliche Leben, solange der Staat gut regiert wird.“

Als die Leinenweberzunft Machiavelli als Headhunter einsetzen will, um einen präsentablen Prediger für die Fastenzeit zu finden, lehnt er ab. Er glaubt nicht mehr an süße Worte – schließlich ist er Spezialist für bittere Wahrheiten: „Sie hätten gern einen Prediger, der ihnen den Weg ins Paradies zeigt“, höhnt er in einem Brief an seinen Freund, den Historiker Francesco Guicciardini. Dabei bräuchten sie einen, „der sie lehrt, das Haus des Teufels zu betreten“. Denn nur

das, erklärt er, „wäre die richtige Art und Weise, ins Paradies zu gelangen: den Weg der Hölle zu erfahren, um ihn zu fliehen“.

Acht Jahre dauert es, vier weitere Kinder werden ihm geboren, bis ihm die Huld der Medici noch einmal zu winken scheint: 1520 erhält Machiavelli den Auftrag, eine Geschichte von Florenz zu schreiben. Er nutzt die Gelegenheit zum Kratzfuß vor den Medici: „Nie gab es in Florenz oder selbst in Italien jemanden“, schreibt er etwa über Lorenzo den Prächtigen, „der so für seine Weisheit gerühmt und dessen Verlust so allgemein bedauert wurde.“

Und wahrhaftig: Ein Jahr später wird er offiziell politisch rehabilitiert. 1526 beauftragt ihn die Stadt mit der Verstärkung der Befestigungsmauern: Es heißt, seine Freundin, eine gefeierte Sängerin, habe sich für ihn eingesetzt.

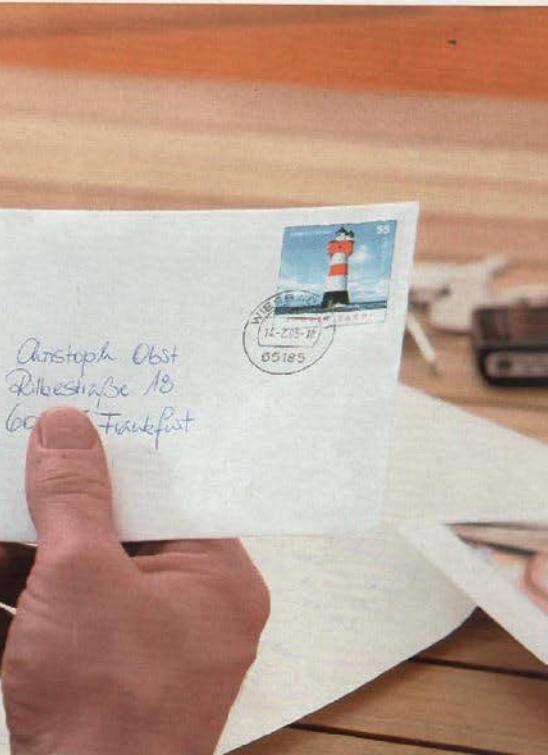
DOCH DER „WEG DER HÖLLE“ ist noch nicht am Ende. Ein Jahr später vertreibt ein Aufstand die Medici von neuem aus Florenz. Und mit einem Mal scheint das Jahr 1494 zurückgekommen zu sein: Die alten Verfassungsorgane der Republik werden wieder eingesetzt; im Palazzo della Signoria rezitieren Vorleser die

Predigten Savonarolas, und „durch Beschluss von Rat und Volk der Stadt“ wird Jesus Christus zum *signore* von Florenz erklärt. Machiavelli verliert zum zweiten Mal Amt und Würden. Als er sich um seinen alten Posten bei der neuen Regierung bewirbt, stimmen nur zwölf der knapp 600 Wahlmänner für ihn. Der Vollblutbeamte, der den Medici einst zu republikanisch war, gilt jetzt den Republikanern als Marionette der Medici.

Niccolò Machiavelli ist ein gebrochener Mann. Wenige Tage später fällt er ins Fieber. Noch einmal versucht er es mit der Wissenschaft, schluckt die bewährten Pillen aus Aloe, Kardamom, Safran, Myrrhe, Betonienkraut und Pimpernelle.

Doch am 22. Juni 1527 stirbt er, erst 58 Jahre alt; vielleicht an einer Bauchfellentzündung, vielleicht an einem Magengeschwür. Oder an seiner Loyalität zum jeweils herrschenden Regime.

Treue, hat er ja seinem „Fürsten“ gepredigt, ist eine Tugend, die nur für eine Welt voller guter Menschen taugen würde: „Da sie aber schlecht sind und dir die Treue nicht halten würden, brauchst du sie ihnen auch nicht zu halten.“ Klug sei es, „sich zu drehen und zu wenden nach dem Winde“. Denn: „Treue Knechte bleiben immer Knechte, und ehrliche Leute bleiben immer arm.“ □



Ihr individueller Stil – der Plusbrief.

Die aufgedruckte Sondermarke zeigt den Empfängern Ihre ganz besondere Wertschätzung.
Erhältlich unter 0 18 05/01 80 05*

PLUSBRIEF®

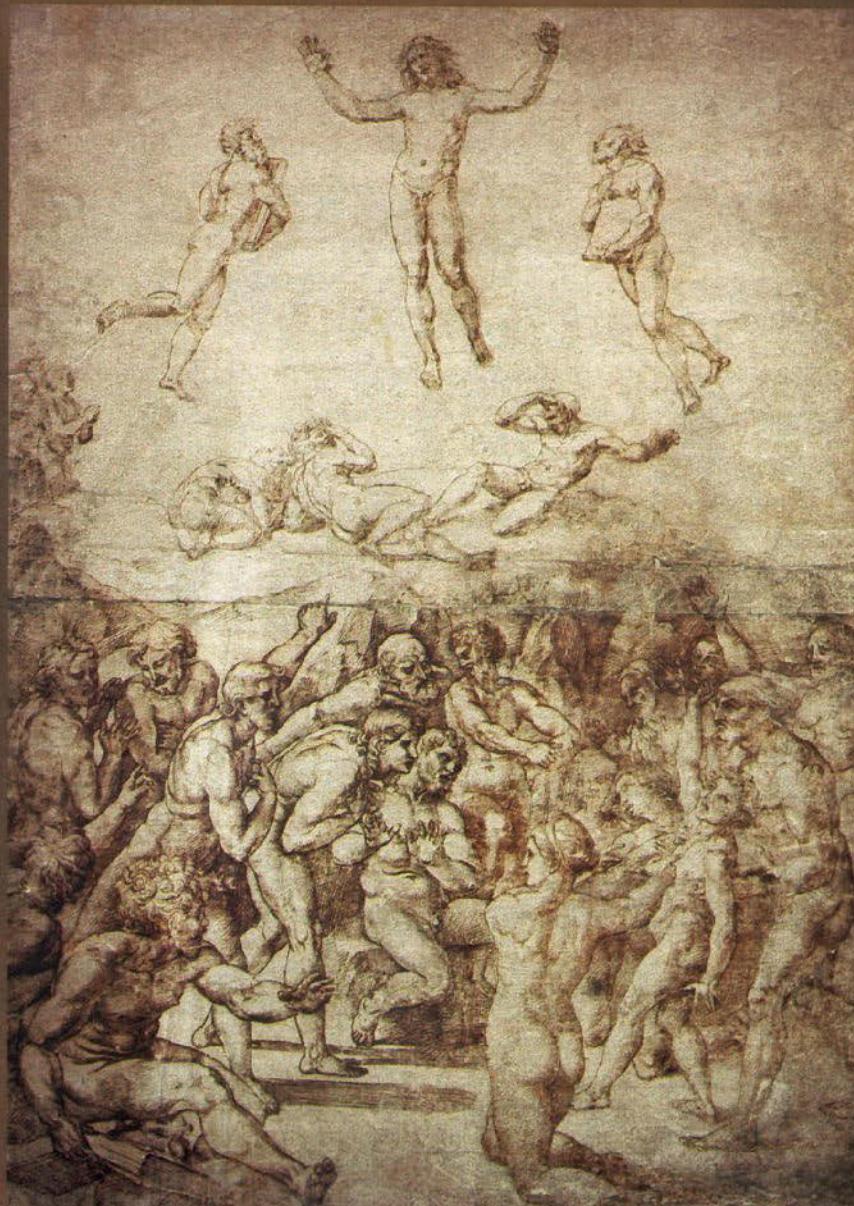
Deutsche Post 
BRIEF KOMMUNIKATION

RAFFAEL, 1483–1520



Propagandist für den Papst

Päpste verhelfen dem jungen Maler Raffaello Santi zum Durchbruch in Rom. In ihren Privatgemächern inszeniert der Konkurrent Michelangelos von 1508 an ein grandioses Welttheater. Doch der Hofmaler der Heiligen Väter Julius II. und Leo X. behauptet stets seine Unabhängigkeit: Als erster Künstler vertreibt der Mann aus Urbino Reproduktionen seiner Werke in ganz Europa. Und nie vergisst er, sich selbst in Szene zu setzen



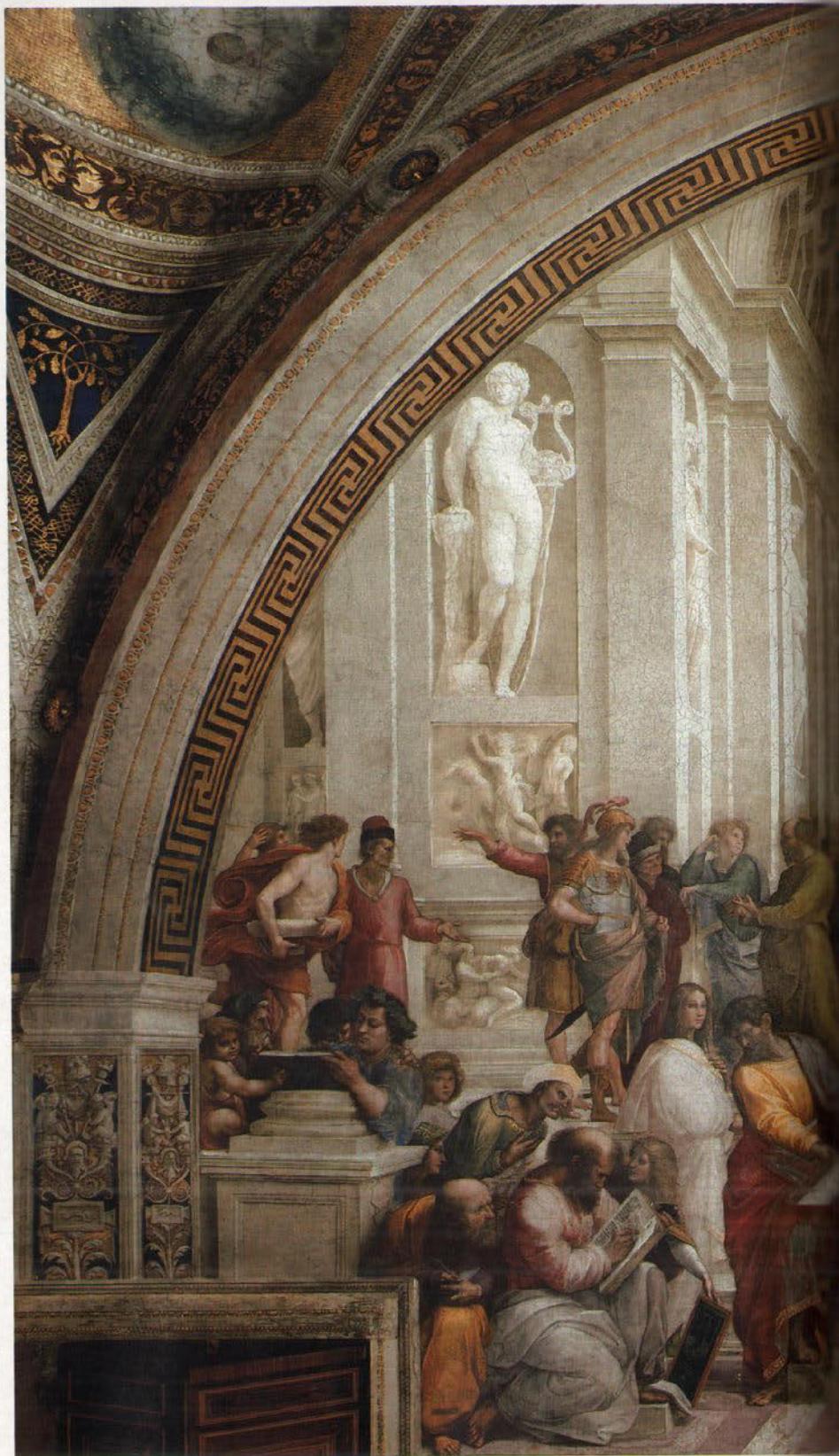
Raffael, links im Selbstporträt um 1506, organisiert in Rom eine große Werkstatt. Auch diese Vorzeichnung für die »Verklärung Christi« fertigen – allerdings nach seinen Vorgaben – Mitarbeiter

Das neue Haus. Es soll das schönste werden in der Via Giulia, jener Prachtstraße, die Papst Julius II. parallel zum Tiber hat ausbauen lassen. Kolossale Pilaster auf allen vier Seiten gliedern die Fassade, wie man es bei noch keinem der vielen römischen Luxuspaläste gesehen hat. Doch niemand soll sich beim Anblick dieses Hauses erdrückt fühlen. Es wird sich, so sehen es die Pläne vor, harmonisch einfügen in die Baulücke an der Straßenecke; der spitze Winkel wird gekappt, beide Frontseiten erhalten die gleiche Anzahl Fenster.

Hinter einem dieser Fenster wird dann abends der Architekt und Bauherr sitzen und auf San Giovanni dei Fiorentini schauen, die Kirche, die gegenüber errichtet wird. Die Glocken werden läuten, und die reichen Römer aus dem Viertel zur Messe herbeiströmen. Natürlich werden sie kurz innehalten und sich umdrehen. Sie werden die Köpfe zusammenstecken und seinen Namen nennen: Raffaello Santi, Raffaello da Urbino, Liebling der Götter und Gönner. Hätten wir nur auch ein Werk von ihm.

Noch gibt es in den Vorfrühlingstagen des Jahres 1520 das raffinierte Künstlerhaus mit Innentoiletten und geschweifter Badewanne nur in den Zeichnungen, die Raffael in seinem Haus auf der anderen Tiberseite skizziert hat. Hier, einen Steinwurf von der wachsenden Basilika Sankt Peter entfernt,wohnt und arbeitet der Maler und Baumeister seit 1517 im vornahmen Palazzo Caprini, den sein Freund und Förderer Bramante entworfen hat.

Donato Bramante, der Baumeister von Sankt Peter, hat Raffael 1508 aus Florenz nach Rom geholt, auf Wunsch des Papstes Julius II., der für die opulente Inszenierung seines Machtanspruchs über Kirche und Welt ein neues Talent suchte. Der berühmte Michelangelo war mit einem gigantischen Grabmal für Julius und mit der Decke der Sixtinischen Kapelle voll ausgelastet, außerdem gerieten die beiden gleichermaßen sturen Männer ständig aneinander. Michelangelo wusste genau um seinen Rang und seine Unersetbarkeit und ließ dies den Papst auch spüren.





Papst Julius II. sieht die Kirche als Herrin der Wissenschaften. Für ihn vereinigt Raffael an einer Wand der vatikanischen Stanza della Segnatura in der »Schule von Athen« die wichtigsten Denker der Antike. Im Zentrum stehen der in den Himmelweisende Platon und der auf diese Welt deutende Aristoteles, die von Theologen der Zeit als geistige Vorgänger von Petrus und Paulus angesehen werden. Der Maler verewigt sich selbst in der zweiten Figur vorn rechts, welche den Betrachter listig anblickt

Julius brauchte also dringend ein junges Genie, einen ambitionierten Künstler, williger als der Florentiner Bildhauer, aber begabt genug, um für große Ideen große Bildlösungen zu finden.

Das war die Chance, auf die Raffael, 1483 geboren, immer gewartet hatte. In Urbino, in Perugia und auch in Florenz hatte er alle Möglichkeiten ausgeschöpft, hatte gelernt, was zu lernen war. Früh schon hatte er seinen Vater beim Farbenmischen beobachtet, war dem Himmelsmaler Pietro Perugino an die Altarwände in Umbrien gefolgt, hatte schließlich in Florenz die Pinselführung der Großmeister genauestens studiert: Statt auf göttliche Eingabe zu warten, schlich er sich in Ausstellungsräume, schaute und studier-

Aufsicht die antike Laokoon-Gruppe in der Nähe des Kolosseums aus dem Boden geborgen worden, die wichtigsten Antiken wurden nun im Belvederehof des Vatikan ausgestellt.

Im Herbst 1508 traf Raffael in Rom ein. Er war zur richtigen Zeit am richtigen Ort.

JETZT, IN SEINEM STUDIO beim Vatikan, an diesem Vorfrühlingstag des Jahres 1520, ist ihm der Neubeginn von damals wieder ganz nah. Wie er sich selbst gesehen und gemalt hat in jener Zeit: als wissbegierigen Jüngling mit vollen Lippen und offenherzigem Blick, die schwarze Malerkappe auf dem langen braunen Haar.

Schon vom Vater lernte Raffael das Farbenmischen

te unter anderem die Entwürfe Leonards und Michelangelos für Schlachtenfresken, die den Palazzo della Signoria schmücken sollten. Er begriff schnell, wie sich die Körper seiner Figuren zu drehen und wenden haben, damit sie lebendig wirken wie bei Leonardo; wie Bewegung und Mimik zusammenspielen müssen, damit sie die Regungen des Geistes und der Seele ausdrücken können.

Und er lernte von Michelangelo, den Aktfiguren Kraft zu verleihen, als wären sie stark wie der Marmor der antiken Statuen, die gerade überall wieder aus tiefen Schutt- und Erdschichten befreit wurden.

Raffael war 25, und er hatte schon vieles gesehen und einiges ausprobiert; nun war die Zeit reif zum Aufbruch. Als Julius rief, ließ der Maler alles stehen, auch halbfertige Werke, und reiste nach Rom.

Was er dort erlebte, war eine Stadt im Umbruch, kleiner und provinzieller als Florenz. Sie zählte gerade einmal 40 000 Einwohner, kaum mehr als die Zahl der Herdentiere, die zwischen den Ruinen des antiken Rom grasten.

In diesem Verfall spross nun neues Leben: Julius II. förderte den Palast- und Straßenbau und ließ die alten Monamente und Skulpturen erforschen und restaurieren. 1506 war unter Michelangelos

Den Jesuhaarschnitt trägt er nach wie vor, die Mütze auch. Aber seine Züge sind herber geworden, und sein Blick hat sich verdunkelt. So jedenfalls sieht es sein Freund Marcantonio Raimondi, der ihn kürzlich porträtiert hat. „Solch großartige Männer sind immer Melancholiker“, hat der Gesandte des Herzogs von Ferrara vor kurzem bemerkt.

Raffael aber fegt die aufkommende Schwermut mit dem Lineal des Architek-



1511 porträtiert Raffael den sonst so kriegerischen Papst Julius II. zeitgemäß in der Gestalt eines nachdenklichen Greises

ten weg. Was wird nicht noch alles auf ihn zukommen, wenn er erst das werbewirksame neue Haus in der Via Giulia bezogen hat. Paläste sind zu bauen, Historienzyklen sind zu malen, Altäre, Mythologien, Porträts. Zudem soll der Petersdom irgendwann endlich fertig erbaut, die Anlage der Stadt neu gestaltet werden.

Fürsten werben um Raffaels Gunst, der Papst verlangt immer mehr von ihm, nach ihm wird ein neuer Pontifex neue Bilder brauchen. Eine ganze Maschinerie muss dafür in Gang gehalten werden, Mitarbeiter warten auf Anweisungen, Dutzende Malergesellen und Kupferstecher, welche die Kunst Raffaels in aller Welt verbreiten. Freundschaften müssen gepflegt werden; für Humanisten und Lobredner wie etwa Pietro Bembo oder Baldassare Castiglione hat der Künstler immer ein offenes Haus und eine volle Tafel. Raffael ist 36 Jahre alt.

Er hat noch viel vor.

UND ER HAT SCHON viel erreicht. Als er damals nach Rom kam, führte Bramante ihn gleich an die Baustelle im Vatikanpalast, wo die neue Bibliothek des Pappates mit Fresken auszuschmücken war.

Julius II. war fünf Jahre zuvor in einem so kurzen wie korrupten Konklave gewählt worden. Der Sohn aus der angesehenen Familie della Rovere hasste niemanden mehr als seinen Vorgänger Alexander VI., den für seine Giftmorde und dynastischen Ambitionen berüchtigten Tyrannen aus dem Geschlecht der Borgia (siehe Seite 104).

Julius II. fand keine Ruhe in Alexanders Gemächern im zweiten Stockwerk des vatikanischen Palastes, die Pinturicchio und seine Mitarbeiter mit verherrlichen Geschichten um den Stier, das Wappentier der Borgia, ausgemalt hatten. Also ließ er zum Zeichen des Neuanfangs den dritten Stock ausbauen, anfangs als Bibliothek.

Nicht dass dieser Heilige Vater wirklich bibliophil gewesen wäre: Gerade einmal 220 Bände gehörten ihm; Griechisch, die Sprache der Gelehrten, konnte er nicht einmal entziffern. Noch keine zwei Jahre



Das Altarbild »Die Verklärung Christi« malt Raffael in den Jahren 1519 und 1520 – in einem prestigeträchtigen Wettbewerb mit dem Kollegen Sebastiano del Piombo, dem kein Geringerer als Michelangelo mit Skizzen ausgeholfen hat. Piombos Werk wird an eine Kirche in Frankreich gegeben – Raffaels Bild dagegen behält der Papst in Rom, weil es ihm über alle Maßen gefällt

zuvor soll er Michelangelo gerade heraus befohlen haben, eine Julius-Statue nicht mit einem Buch, sondern einem Schwert zu versehen.

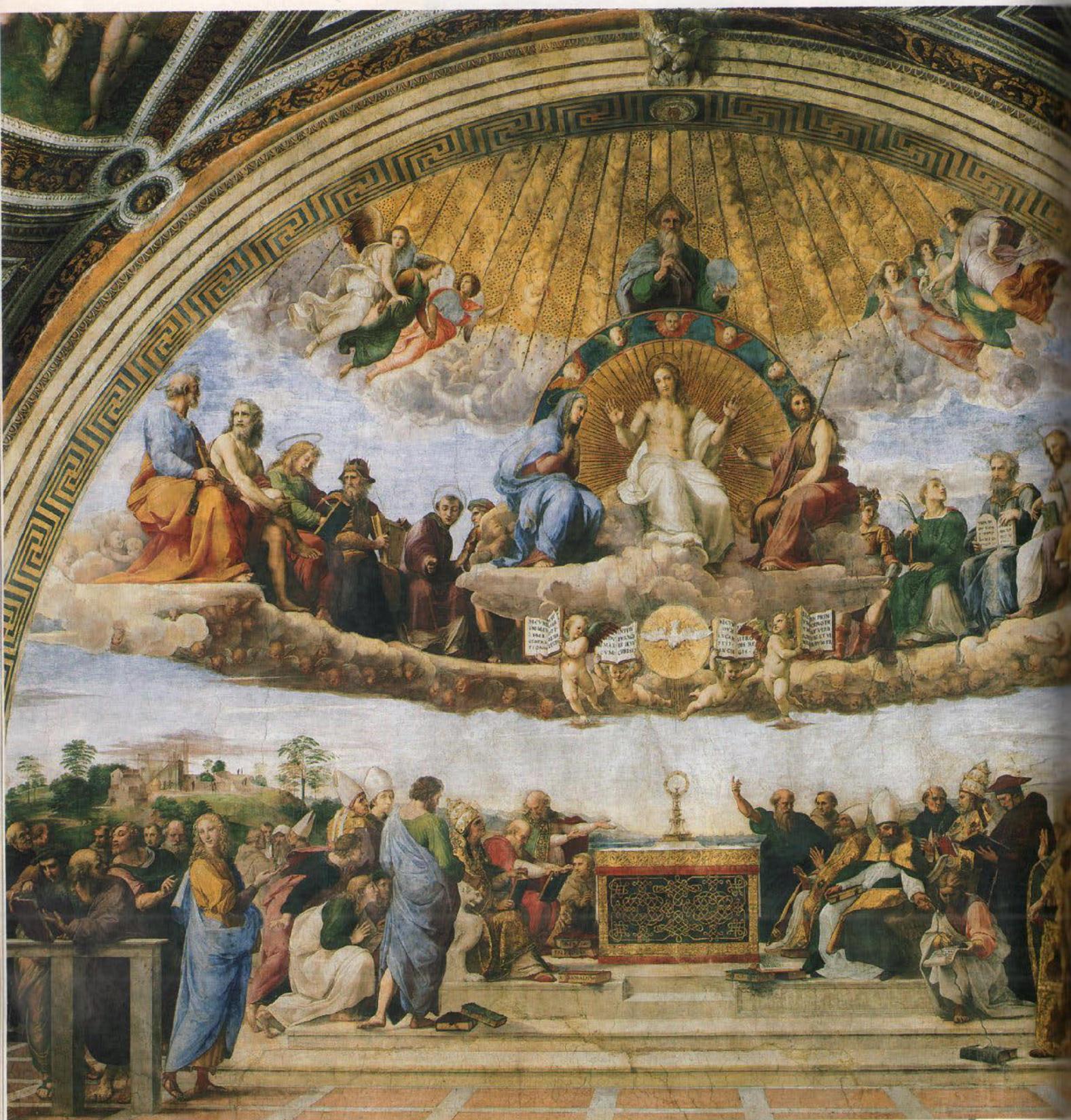
Nun jedoch dachte der alte Krieger weiter als bis zum nächsten Feldzug: Wie konnte die päpstliche Vormacht in Italien wiederhergestellt und langfristig gesichert, wie die Fremdherrschaft in Teilen des Landes beendet werden? Was würde die mit ihm rivalisierenden römischen Barone auf der anderen Tiberseite endlich Gehorsam lehren? Wie mochte er das Kardinalskollegium zum Schweigen bringen, das dem Papst alle wichtigen Entscheidungen abnehmen wollte?

Julius hatte mehr zu gewinnen als ein paar Besitztümer und Landstriche. Ihm ging es um das Papsttum als Ganzes, um den Erhalt der von Vorgängern wie Alexander VI. missbrauchten Institution. Unterstützt von den hervorragendsten Denkern seiner Zeit, entwickelte er eine so komplexe wie ambitionierte Strategie. Die begann in der Vergangenheit, bestätigte die Gegenwart und führte bis in alle Zukunft. Das gesamte Wissen der Welt, die Geschichte, Philosophie, Poesie, die Theologie und Jurisprudenz, die Geometrie, Astronomie und die Rhetorik – all das würde er einsetzen, um den päpstlichen Anspruch auf Universalität zu begründen und zu verkünden.

Zu Hilfe kamen die guten Geister der Toten: Papst Sixtus IV. etwa, der Onkel von Julius, der ein Vierteljahrhundert zuvor damit begonnen hatte, Rom wieder zum *Caput mundi*, zum Haupt der Welt, zu machen.

Oder Nikolaus V., der gelehrte Bilderfreund auf dem Stuhl Petri, der 1455 auf seinem Sterbebett erkannt hatte: „Die hohe Autorität der Kirche kann nur von denen voll und ganz anerkannt werden, die sich intensiven Studien über den Ursprung und die Geschichte der Kirche selbst widmen, andererseits können die Ungebildeten in ihrem schwachen Glauben nur durch das bestärkt werden, was sie selbst sehen.“

Es galt für Julius, sich auf die bedeutendsten Päpste zu berufen, um so das Amt über die eigene Person hinaus zu



Auf seiner »Disputa del Sacramento« versammelt Raffael bedeutende Kirchenmänner unter einem Himmel voll Heiliger und biblischer Gestalten – etwa der Apostel Petrus und Paulus (links beziehungsweise rechts außen), König David (linke Reihe, mit Harfe) und Moses (rechte Reihe, mit Gesetzestafel). Der Auftraggeber Papst Julius II., dargestellt in der Figur mit der Tiara gleich links neben dem Altar, will mit dem Fresko vor allem zeigen, wie vielfältig die Traditionen der Kirche sind



erhöhen. Bücher und Bilder hatten die Boten einer Glaubenslehre zu sein, die alle Menschen in Bann schlagen sollte. Eine Bibliothek musste her, möglichst eine wie die weltberühmte von Alexandria, und innen bemalt in den Farben der neuen Zeit. Julius selbst arbeitete am Bildprogramm für die Fresken, die eine vielköpfige Künstlergruppe unter Bramante ausführen sollte. Als Raffael dazustieß, lief der Betrieb in der Bibliothek, der später so genannten Stanza della Segnatura, bereits auf Hochtouren.

DIE WOHL ERSTE ARBEIT Raffaels auf einer Wand in dieser Stanza ist ein Fresko mit dem Titel „Disputa del Sacramento“. Kirchenväter, Päpste, Philosophen und Theologen versammeln sich hier um einen Freiluftaltar. Auf Wolken gebettet, sitzen über ihnen die Protagonisten der Bibel zu Füßen Jesu Christi, der von Maria und Johannes dem Täufer flankiert wird. Die strenge Vertikale in der Mitte verbindet die Dreifaltigkeit Gottvater, Sohn und Heiliger Geist mit der Hostie auf dem Altar. In dem blau-goldenen Knotenmotiv der großen Altardecke prangt an zentraler Stelle der Name Julius.

Doch hat dieser Papst nicht das Amt stärken wollen statt die eigene Person? Schon – aber Julius, das ist nicht nur der

bald die Kritiker auf die Barrikaden bringen wird, darunter Martin Luther und den Humanisten Erasmus von Rotterdam. Erasmus lässt Petrus in einem Theaterstück Papst Julius vor der Himmelstür abweisen und spotten: „Du selbst bist ein guter Bauherr; errichte dir ein neues Paradies!“

In der „Disputa“ Raffaels freilich fühlt sich die Kirche noch völlig unangefochten von solchen Bedenken. Hier führt wie selbstverständlich der Weg zum Seelenheil an mächtigen Steinquadern vorbei, die sowohl die ewige Kirche als auch den Neubau von Sankt Peter symbolisieren.

Der Maler geht bei diesem Projekt behutsam vor. Bisher hat er fast ausschließlich in Öl gemalt, nun muss er freskieren – was schwieriger ist, denn die Pinselstriche lassen sich nach dem Auftragen auf den noch frischen Putz nicht mehr korrigieren. Also zeichnet er wie ein Besessener, allein von der „Disputa“ macht er etwa 300 Entwürfe. Beim Skizzieren gewinnen die abstrakten Vorgaben nach und nach immer konkretere Formen.

Schnell entschließt er sich, entgegen der Tradition, die Personifikationen der Theologie, Poesie, Philosophie und Jurisprudenz an die Decke zu verbannen. So gewinnt an den Wänden die Handlung an Realität: Die Figuren versinnbildlichen

Die alten Kirchenväter gewinnen neues Leben

eine Sterbliche: Julius, das sind viele. Denn der Papst hat noch andere Geister als die mancher Vorgänger auf dem Stuhl Petri herbeigerufen. Julius nannten die Römer auch den Sohn des Äneas, welcher der Sage nach einst das brennende Troja verließ und Stammvater des römischen Volkes wurde. Dessen größter Staatsmann war wiederum der Feldherr Julius Cäsar, mit dem der Papst sich identifiziert – er lässt sogar eine Münze mit der Inschrift „Julius Caesar Pontifex II“ prägen.

Das julianische Papsttum beruht eben nicht nur auf der Autorität des Glaubens und der Kirche. Es beansprucht auch unübersehbar weltliche Herrschaft – mit all der Prunkentfaltung, welche schon

nicht nur etwas, sie agieren, gestikulieren, diskutieren. Wie lebhaftig treten die historischen Persönlichkeiten in den Raum. In bis dahin unbekannter Weise lässt Raffael all die Kirchenväter, Päpste, Propheten und Jünger Jesu gemeinsam auf die Bühne seiner Malerei treten.

Das Stück, das die Gottesmänner aufführen, handelt von der Einheit in der Vielfalt. Die Theologen mögen zwar streiten, dennoch sind sie in der Anbetung Jesu Christi ein Herz und eine Seele. Zu sehen ist eine Kirche, die aus vielen lebendigen Gliedern besteht – so, wie es schon Paulus im ersten Korintherbrief gefordert hat.

An den anderen Wänden der Stanza della Segnatura zeigt Raffael, was und

wen Julius unter dem Dach der Kirche noch alles versammelt. Gegenüber der „Disputa“ malt er die „Schule von Athen“. In einer für damalige Verhältnisse futuristisch anmutenden Tempelarchitektur scharen sich die großen Denker der Antike um Platon und Aristoteles, die in der Renaissance als Vorgänger von Petrus und Paulus verstanden werden. Auch hier sind Gegensätze nicht aufgelöst, sondern im Kirchengebäude vereint: Der Experte für Göttliches (Platon) und der Anwalt des Natürlichlichen (Aristoteles) gestikulieren zwar heftig, aber sie halten dabei engen Kontakt.

Die Künstler sieht Raffael auf Seiten der Mathematik und Naturwissenschaft: Der Mathematiker Euklid trägt die Züge von Bramante. Dessen aufgeweckter junger Schüler hinter ihm schaut den Betrachter rundheraus an – Raffael, stets auch Werbefachmann in eigener Sache, hat hier sein Selbstbildnis eingefügt.

Natürlich gehören zum idealen Hofstaat außer den Kirchenleuten, den Gelehrten und den Künstlern auch die Dichter, Musen und alten Götter: Raffaels Literatentreff rund um den Gott Apoll auf dem Fresko „Parnass“ verspricht dem Betrachter ein Goldenes Zeitalter, ein irdisches Paradies der Poesie unter dem Regnum von Julius, der sich auch mit Apoll persönlich seelenverwandt wähnt.

Michelangelo sieht in Raffael nur einen Nachahmer

Und Raffael geht mit seiner Huldigung noch weiter. Er umwirbt seinen Förderer mit einer Raffinesse, die nur Eingeweihte verstehen. Die kosmische Kugel an der Decke der Stanza zeigt genau jene Konstellation der Sterne, die um den 31. Oktober 1503, den Tag der Krönung von Julius, am Himmel über Rom zu sehen war.

DER PAPST IST BEGEISTERT. Gleich nachdem Julius II. Raffaels erste Arbeit in den Stanzen gesehen hat, entlässt er alle anderen Künstler und befiehlt die Vernichtung ihrer Werke, auf dass sein neuer Favorit mehr Platz bekomme. Raffael erhält in einer ersten Zahlung 100 Dukaten, doppelt so viel wie andere.

Außenstehende können es kaum glauben, wie zugewandt und großzügig der Alte dem jungen Maler gegenüber ist. Entspricht das doch gar nicht den Erfahrungen der Zeitgenossen, deren Gespräche nur um eines kreisen: Von welcher *terribilità* dieser Papst doch sei, dieser Schrecken in Person.

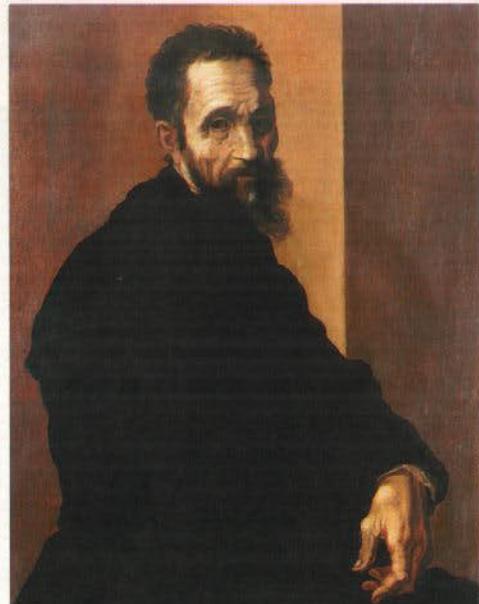
Raffael aber sieht ihn anders – was Julius recht ist, will er sich doch nun als besonnener Weltenlenker profilieren, statt als alter Haudegen in Erinnerung zu bleiben. Der Maler fertigt ein Porträt des Heiligen Vaters – und das wird eine gänzlich neuartige Inszenierung in der Geschichte der Macht. Raffael malt Julius weder mit Schwert noch mit Tiara und Sänfte. Stattdessen hält sich da einfach nur ein alter Mann kraftvoll an seinem Stuhl fest und denkt nach. Es ist die intimste Nahaufnahme, die es jemals von einem Papst gegeben hat. In seiner Besinnung wirkt Julius fast zerbrechlich.

Der Papst als sympathischer Denker, der gerade in seiner Schwäche stark ist wie sein Symbol, die Eiche, die im Italienischen *rovere* heißt – so wie sein bürgerlicher Name lautet: Vielleicht ist das eine besonders geschickte Propaganda-Idee. Vielleicht ist es aber auch der Versuch eines Angestellten, seinen Chef zur Besserung zu animieren, indem er ihm ein positives Selbstbild vor Augen führt.

Seine Heiligkeit will Humanist sein? Bitte sehr, so sei es, auf dass er werde, was sein Porträt zu sein verspricht.

NICHTS KÖNNTE MICHELANGELO, den anderen Hofkünstler, mehr erzürnen als solch eine manipulative Schmeichelei. Der acht Jahre Ältere ist tief getroffen von der Begeisterung des Papstes für den jungen Konkurrenten.

Immer noch sitzt ihm in den Knochen, dass ihm Julius 1506, noch vor Beginn der eigentlichen Bauarbeiten an dessen monumentalem Grabmalprojekt, einfach die Bezüge gestrichen hat. Der Bildhauer war sich ganz sicher, wem er das zu verdanken hatte: Bramante und dessen



Michelangelo, wie ihn sein Kollege Jacopino del Conte sieht: verschlossen, aufbrausend, eigensinnig – das genaue Gegenteil des geschmeidigen Höflings Raffael

Hinterlist – hatte der Hofarchitekt doch Julius immer wieder darauf hingewiesen, welch schlechtes Omen es sei, schon zu Lebzeiten das eigene Grabmal in Auftrag zu geben.

Nun also, zwei Jahre später, sind Bramante und Raffael ein Bündnis eingegangen. Ausgerechnet im Vatikanpalast, wo Michelangelo sich mit steifem Nacken hoch oben auf dem Gerüst an den rund 1000 Quadratmetern Decke der Sixtinischen Kapelle abquält, nachdem ihn der Papst mit einem Vorschuss wieder nach Rom gelockt hat. Was sind dagegen schon die paar leichten Wandfresken, mit denen der Jüngere seine Erfolge erringt.

Raffael kann es nicht erwarten, Michelangelos Arbeit zu sehen. Noch bevor das Fresko fertig ist, schleicht er sich heimlich in die Sistina, um schon vor der Sperrfrist die neuen Bildideen übernehmen zu können. Michelangelo erfährt davon und ist außer sich vor Wut.

Doch er kann nicht verhindern, dass Raffael in seiner „Schule von Athen“ geradezu liebevoll Figuren von der Decke der Sistina zitiert. „Raffael verdankt seine Kunst nicht seiner Veranlagung, sondern seinen langen Studien“, grollt

Michelangelo: „Alles, was er in der Kunst hat, hat er von mir!“

Ganz falsch ist dieses Urteil nicht. Tatsächlich verdankt Raffael seinen rasanten Aufstieg nicht zuletzt seiner enormen Aufnahmefähigkeit und Lernbereitschaft. Die Strategien der beiden Künstler könnten unterschiedlicher nicht sein: Michelangelo ist das einsame Genie, das alles aus sich selbst schöpfen muss und als Autoritäten nur die Antike und den längst verstorbenen Giotto anerkennt. Ihm entgegen steht Raffael, der kooperative Schüler, der das jeweils Beste der anderen verstehen und in sein eigenes Werk integrieren will. Wo Michelangelo zeitlos sein möchte, ist Raffael erst einmal Zeitgenosse.

Dabei erweist sich der Mann aus Urbino als hochmoderner Renaissance-mensch. Wie der zu sein hat, beschreibt der Schriftsteller Baldassare Castiglione in seinem Buch „Der Hofmann“, der einflussreichsten Benimmlehre der frühen Neuzeit. Nicht zufällig wird in diesem Buch Raffael gleich mehrfach gelobt. Ein perfekter Mann bei Hofe ist, so Castiglione, kein rauer Krieger, sondern liebenswürdig, redegewandt, von gepflegter Erscheinung. Er gibt sich genauso grazios und anmutig, wie es dem Maler schon zu Lebzeiten nachgesagt wird. Er dichtet und er verehrt die Frauen – wie Raffael, der eine ganze Sammlung hoch gebildeter Liebesgedichte hinterlässt und angeblich zeitweise nur in Anwesenheit einer *bella donna* malen kann.

Wichtigste Eigenschaft des Höflings aber ist die *sprezzatura*, eine unangestrenzte Lässigkeit, mit der er harte Arbeit kaschiert und all sein Tun gänzlich mühelos erscheinen lässt. Genau dies ist Raffaels Strategie: fleißig sein und vor jedem Gemälde viel zeichnen, gründlich fremde Bilder und Bücher studieren – doch hinterher immer so tun, als wäre alles ein Kinderspiel gewesen. Und niemals eine Einladung der besseren Gesellschaft wegen Arbeitsüberlastung absagen.

Raffael und Castiglione sind eng befreundet. So eng, dass der berühmte Schriftsteller dem Maler als Ghostwriter hilft, wenn der andere mit gelehrten Brie-

fen beeindrucken will. Raffael revanchiert sich mit einem seiner anrührendsten Porträts, einem Schlüsselwerk der Renaissance.

Blickfang dieses Bildes sind die tiefen meeresblauen Augen, die das Innenleben des aufrecht sitzenden Dichters zu spiegeln scheinen. Sie sind die einzigen Farbtupfer – ansonsten trägt Castiglione als Zeichen seiner Bescheidenheit genau jene Schwarz- und Grautöne, die er im „Hofmann“ empfohlen hat. So viel Zurückhaltung verstärkt nur den Eindruck von Eleganz: Der Samtstoff schmiegt sich um die Schultern, der Hut betont den Kopf des Denkers und verdeckt dessen Glatze. Ganz ohne Statussymbole verkörpert Raffaels Castiglione das neue Selbstbewusstsein dieser Epoche.

Wer Raffael Modell sitzt, der hat hinterher ein Bild in Händen, dass „ihm mehr gleicht als er sich selbst“, wie es ein Literat ausdrückt. Es ist ein Privileg, das

Raffael nur engen Vertrauten und großen Gönner zukommen lässt. Jetzt, im Jahr 1520, als er an seine weiteren Pläne denkt, ist ihm klar, dass er viele Aufträge gar nicht wird annehmen können.

Denn Porträts lassen sich nun mal nicht delegieren – im Gegensatz zu den Detailarbeiten an großen Fresken: Schon bei der Arbeit in den Stanzen ist er anders vorgegangen als die großen Kollegen. Während die sich allein auf ihrem Gerüst abkämpften, engagierte Raffael die besten unter den jungen Künstlern, förderte hoch qualifizierte Maler wie Lorenzo Lotto und Giulio Romano, achtete aber darauf, stets das Sagen zu haben.

Die jungen Kollegen kommen gern zu ihm, selbst wenn er stets den Ruhm auch für ihre Arbeit einheimst. Denn Raffael zahlt gut, und eine Anstellung bei ihm lässt auf spätere Aufträge hoffen. Außerdem ist der Meister für seine Umgänglichkeit bekannt. Bald beschäftigt er



In der Sistina schildert Michelangelo unter anderem die Verführung von Adam und Eva durch die Schlange im Paradies. Noch bevor die Arbeiten 1512 vollendet sind, besucht Raffael die Kapelle, um sich von den kraftvollen Figuren inspirieren zu lassen. Der ältere Künstler verzieht dem jüngeren diese Werkspionage nie

zahlreiche Maler, Mosaikleger und Teppichweber. Am wichtigsten aber sind ihm seine Kupferstecher, allen voran Marcantonio Raimondi aus Bologna.

Als Raffael ihn um 1510 kennenlernte, kopierte der alte Gauner gerade Dürer-Stiche und verkaufte sie als Originale. Hätte Albrecht Dürer den Italiener nicht wegen Urheberrechtsverletzung angeklagt – der Schwindel wäre niemals aufgeflogen. So einen Partner brauchte Raffael: einen perfekten Kopisten und findigen Geschäftsmann.

Seither gibt der Maler seine neuen Entwürfe schon als Zeichnungen weiter an Raimondi, sodass dessen Stiche nach Raffael-Vorlagen bereits in ganz Europa

wird noch größere und bessere Pressen aufstellen können. Das Haus könnte zum Firmensitz eines internationalen Kunstkonzerns werden.

Die Leute werden sich die Augen reiben vor dem neuen Palast – gelten doch manch einem die bildenden Künstler immer noch wie im Mittelalter allenfalls als bessere Handwerker. Der beste Gegenbeweis ist seine eigene „glänzende Karriere“, wie Raffael selbst betont. Ungläubigen entgegnet er gern: „Man zahlt mir für meine Arbeit, was ich zu verlangen für richtig halte.“ Er ist so unabhängig wie kein anderer Künstler in Rom – und wenn er erst auf die andere Tiberseite gewechselt ist, wird ihn nichts mehr auf-

Bramantes pompöse Pläne für Sankt Peter. In dieser architektonischen Kulisse bewirkt Julius persönlich strengen Blickes die Vertreibung der Übeltäter. Dabei steht er im Bund mit dem knienden Priester im Bildzentrum, der um Gottes Beistand betet.

Nun war der Papst in jenem Jahr 1511 tatsächlich gerade damit beschäftigt, Widersacher am Ausbruch aus der einen selig machenden Kirche zu hindern. Der französische König Ludwig XII. bekriegte den Heiligen Vater nicht nur in Oberitalien, er wollte ihn ein für alle Mal von seiner Sänfte holen. Deshalb mobisierte er profranzösische Kardinäle zu einem Konzil in Pisa.

Dieser Allianz aus politischer Macht und klerikaler Selbstbehauptung ging es nicht nur gegen diesen einen Pontifex, sondern gegen die *plenitudo potestatis*, die Machtfülle der Päpste an sich.

Doch der Umsturzversuch scheiterte, die Aufsässigen mussten klein beigeben; Julius blieb im Amt und berief ein eigenes Konzil unter seiner Aufsicht.

Raffael zeigt nun, weshalb das so sein muss: Es ist Gottes Beistand, den in vollem Maße einzige und allein dessen Stellvertreter genießt. Ohne die Gegenwart des Papstes wäre der Tempel von den abtrünnigen Gläubigen geplündert worden; ohne himmlische Hilfe hätte der Papst die Spaltung der Kirche nicht verhindern können.

Gott schützt den Papst, der Papst schützt die Welt: Das verkünden auch die anderen Fresken in dem Audienzzimmer. Da wird Petrus von Engeln aus dem Kerker befreit – niemand, so die Botschaft, auch kein König oder Kardinal, solle sich also einbilden, er könne sich Übergriffe gegen einen Stellvertreter Christi erlauben.

Ein weiteres Bild, die „Messe von Bolsena“ zeigt, wie ein zweifelnder Priester 1263 in der Nähe von Orvieto vom Wunder der Eucharistie überzeugt wird: Während einer Messe tropft das Blut Christi aus einer Hostie – ein Anblick, der alle innerkirchlichen Bedenkenträger für immer zum Schweigen bringen soll. Denn so wie im Brot der Messfeier

Kunden aus ganz Europa besuchen Raffaels Werkstatt

zirkulieren, wenn das eigentliche Gemälde gerade vollendet ist. Auf diese Weise kann Raffael seine ursprünglichen Vorstellungen in aller Welt verbreiten, ungeachtet der Änderungswünsche, die seine Auftraggeber häufig am fertigen Gemälde durchsetzen.

Auf die Idee mit den Stichen ist er besonders stolz, denn als erster Maler hat er das volle Potenzial der noch jungen Druckgrafik erkannt. Erst die in hoher Auflage verbreiteten Reproduktionen machen Raffael zu einer Berühmtheit in ganz Europa. Schon bald besuchen ihn Käufer aus Norditalien und den deutschen Landen in seiner Werkstatt.

Wie wird es erst sein, wenn das neue Haus in der Via Giulia fertig ist? Dort soll es endlich genug Platz geben für die große Werkstatt. Und Raffaels Drucker Baverio de' Carocci, genannt Baviera,

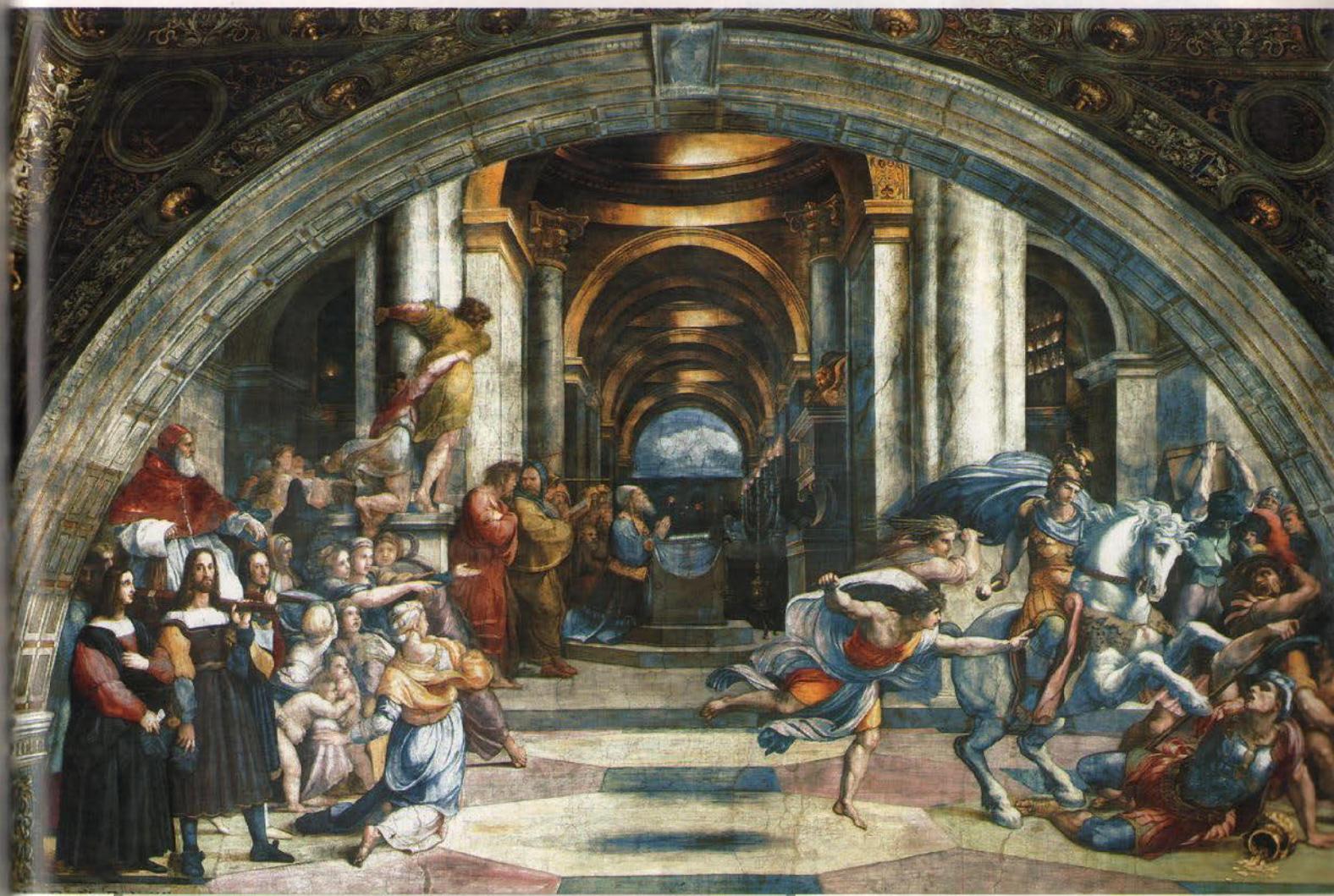
halten. Dann ist er, der langjährige päpstliche Beamte, sogar außer Sichtweite des Vatikans.

RAFFAEL WEISS NUR ZU GUT, wem er seine Autonomie und sein internationales Renommee verdankt: Julius II. (und später dessen Nachfolger Leo X.). Jenem Papst Julius, der so angetan von der Stanza della Segnatura war, dass er den nächsten Raum, sein Audienzzimmer, dem Maler allein anvertraute. Und wie sah sich Raffael damals? Ganz realistisch, als Träger der Sänfte von Julius: So hat sich der Künstler auf dem Fresko zur „Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel“ porträtiert.

Raffael, der Dramatiker, inszeniert die biblische Szene von der Jagd auf Tempelschänder als höchst aktuelle Aufführung. Sein Bühnenbild erinnert verdächtig an



Der Maler der Päpste ist ein gefragter Porträtmaler. Von ihm lassen sich zeitgenössische Adelige wie Isabella, die Gattin des Vizekönigs von Neapel, ins Bild setzen (hier eine bereits 1518 in Raffaels Werkstatt entstandene Kopie) aber auch Humanisten wie der Schriftsteller Baldassare Castiglione



Das Fresko »Die Vertreibung des Heliodor aus dem Tempel« symbolisiert, was Widersachern der Kirche droht: Weltliche Herrscher sollen diese um 1514 von Raffael vollendete Szene, der Julius II. von seiner Säfte aus zuschaut, als Warnung verstehen, die Macht des Papsttums nicht infrage zu stellen

Christus real anwesend ist, so manifestiert sich auch das Göttliche auf Erden in der Person des Papstes: Das meinen jedenfalls die Cheftheologen von Julius II.

Noch deutlicher wird die Botschaft im letzten Fresko, der „Begegnung Leos des Großen mit Attila“. Hier muss der Hunnenkönig nur seinen Blick gen Himmel richten, um zu erkennen, wer ihn aus dem Feld treibt: Die Apostel Petrus und Paulus eilen von dort mit gezückten Schwertern herbei, dem Papst Leo und dessen Truppen zu Hilfe. Die Begegnung zwischen

dem Papst und dem Hunnenkönig hat sich bereits im 5. Jahrhundert ereignet, in seinem Fresko aber hilft Raffael ein wenig nach und aktualisiert die Geschichte.

Bei ihm stellt die Hauptfigur zwar den historischen Leo I. dar – aber dessen Gesichtszüge erinnern eindeutig an Julius II.: Die ausländischen Botschafter sollen wissen, woran sie sind, wenn sie in dieser Stanza auf eine Audienz warten.

Doch dann stirbt Julius 1513.

Zu seinem Nachfolger wird Leo X. aus der Familie der Medici gewählt – und

Raffael beeilt sich, das Konterfei des Siegers zu ändern, auf dass Leo I. alias Julius II. nun die Züge von Leo X. trägt.

Noch eine Änderung bringt er an: Die Papstfigur streckt nun die Hand zur Friedensgeste aus. Denn das ist das große Versprechen des neuen Pontifex in Rom: Dieser will die Christenheit in Frieden einen. Der Medici-Papst will halten, was sein Name verspricht – als *medico*, als Arzt, in der Welt zu wirken.

Es sind vor allem die Gebildeten, die Humanisten, Literaten, Künstler und gelehrt Kaufleute, die große Hoffnungen in den Sohn des Florentiner Bankiers, Politikers und Mäzens Lorenzo de' Medici setzen (siehe Seite 66). Und tat-



Leo X. aus dem Hause Medici lässt sich von Raffael als Familienmensch inszenieren: zusammen mit zwei Verwandten im Kardinalsgewand, Giulio de' Medici (links) und Luigi de' Rossi

sächlich macht Leo die Künste zu seiner Sache. Sein Sekretär wird der Dichter und Humanist Pietro Bembo, der mit seinen Büchern in diesen Jahren das Italienische als Nationalsprache etabliert. Hofkünstler bleibt Raffael, der noch einige Ämter hinzubekommt: So wird er nicht nur als Nachfolger des 1514 gestorbenen Bramante Baumeister von Sankt Peter, sondern auch oberster Denkmalschützer für das antike Erbe in Rom.

Auch der neue Pontifex überhäuft Raffael mit Aufträgen

Er hat jetzt dermaßen viel zu tun, dass er die Malereien der restlichen beiden Stanzen zum Großteil seiner Werkstatt überlässt. Wichtiger ist jetzt ein neuer Auftrag von Leo X.: Er soll Vorlagen für gold durchwirkte Tapisserien entwerfen. Damit dringt Raffael in das Herz des Vatikans vor, denn die Wandteppiche werden in der Sixtinischen Kapelle hängen, die Klerikern wie Künstlern heilig ist.

Nach fünfjähriger Vorbereitung werden die in Flandern gewebten Tapisserien am 26. Dezember 1519 endlich in der

Fresken in der Kapelle vervollständigen. Den Auftakt bildet natürlich der Ahnherr aller Päpste, der Menschenfischer Petrus. Raffaels Komposition lässt keinen Zweifel daran, dass es Petrus allein ist, der draußen auf dem See Genezareth das Wort und den Segen Christi empfangen hat.

Leo X., dessen Lebensgeschichte die Bordüren der Teppiche erzählen, hat allen Grund, die Einzigartigkeit des Petrus-Amtes hervorzuheben. Ebenso wie sein

Vorgänger hat er mit machthungrigen Kardinälen zu kämpfen – 1517 ist er nur knapp einem von Kirchenfürsten organisierten Giftmord entgangen. Kurz darauf hat er 31 neue, ihm ergebene Kardinäle berufen.

In dieser Situation lässt sich Leo von Raffael porträtieren – gemeinsam mit seinem Cousin Giulio, einem Kardinal, den er sich als Nachfolger wünscht.

EBEN JENER Giulio de' Medici hat Raffael bereits vor eine ganz besondere Her-

Sistica aufgehängt. Kaum ein Besucher legt zu Raffaels Genugtuung jetzt noch den Kopf in den Nacken, um zu Michelangelos Deckengemälde aufzuschauen – denn alle sind wie geblendet von Raffaels Bildideen, die in schimmernder Seide an den Wänden glänzen.

Der Künstler hat das edle Material wirkungsvoll mit schlichter Formensprache kontrastiert. Sein Thema sind die Taten der Jünger Christi, die das alt- und neutestamentarische Bildprogramm der

ausforderung gestellt: Der Kirchenfürst hat bei dem Maler eine großformatige Altartafel zur „Verklärung Christi“ für eine französische Kathedrale geordert – und zugleich ein Bild für denselben Altar bei einem Freund von Raffaels erbittertstem Konkurrenten Michelangelo in Auftrag gegeben.

Ein solches Duell hat Rom noch nicht gesehen.

Der andere Maler ist der Venezianer Sebastiano del Piombo, denn Michelangelo selbst hätte es als unter seiner Würde empfunden, offen gegen Raffael anzutreten. Außerdem hasst er, der Freskist, die Ölmalerei; Sebastiano dagegen ist da ein anerkannter Experte. Michelangelo nimmt die Herausforderung aber indirekt an und steuert für Sebastianos Wettbewerbsgemälde eigenhändig Entwurfszeichnungen bei. Für Raffael ist das Grund genug, alle Welt wissen zu lassen: In diesem Wettkampf werde er Michelangelo persönlich besiegen.

Sebastiano geht sofort ans Werk und berichtet Michelangelo regelmäßig von seinen Fortschritten. Raffael dagegen unternimmt zunächst nichts. Irgendwann aber werden Sebastianos Bildideen bekannt, eine so große Holztafel lässt sich in Rom nicht geheim halten. Jetzt geht Raffael vor wie immer: Er studiert die Arbeit der Konkurrenz und macht sich voller frischer Eindrücke ans Werk. Im Frühling 1520 ist seine „Verklärung Christi“ fast fertig. Wieder einmal zeigt sich Raffael als Dramatiker, der Himmelsches und Irdisches in einem Bild vereint.

Doch die Enthüllung des Werkes Mitte April 1520 kommt für den Maler zu spät, zu spät auch die Nachricht, dass Kardinal Giulio sein Bild besser gefällt als das Piombos.

Denn am 22. März fiebert Raffael stark. Vermutlich hat er sich beim Bergen antiker Kunstschatze auf sumpfigem Gelände mit Malaria infiziert. Die herbeigerufenen Ärzte diagnostizieren eine Erkältung und lassen ihn zur Ader. Nach dieser „Therapie“ ist er der Ohnmacht nahe. 15 Tage später stirbt Raffael, genau an seinem 37. Geburtstag.

„O Elender, in der Blüte deines Lebens fällst du!“, ruft der entsetzte Castiglione. Leo X. bricht in Tränen aus und lässt Raffaels Leichnam unter dessen „Verklärung“ im Vatikanischen Palast aufbahren und dann im Pantheon beerdigen – eine Ehre, die noch keinem Künstler widerfahren ist.

SO BLEIBT RAFFAELS HAUS in der Via Giulia ein Entwurf. Wie wäre es ihm dort ergangen, hätte er länger gelebt? All seine großen architektonischen, urbanistischen und künstlerischen Pläne wären wohl nur sieben Jahre später zerborsten. Denn im Mai 1527 erobern deutsche und spanische Landsknechte die Heilige Stadt, morden, plündern und brandschatzen.

Papst Clemens VII., eben jener frühere Kardinal Giulio de' Medici, hat im Kampf um die Vorherrschaft in Italien erfolglos versucht, den deutschen Kaiser Karl V. gegen den König Frankreichs Franz I. auszuspielen. So wie er einst bei zwei Künstlern parallel zwei Werke bestellte, so verhandelt er als Papst zugleich mit den verfeindeten europäischen Mächten. Als er sich schließlich auf die Seite der Franzosen stellt, greifen die Söldner des Kaisers die Ewige Stadt an.

Jetzt, während des *sacco di roma*, der Plünderung Roms, sendet ihm kein Fürst und kein König Hilfsstruppen. Als Erstes plündern die Landsknechte die sakralen Kunstwerke. Die Papstfiguren in Raffaels Stanzen verlieren ihre Häupter (sie

werden später restauriert), ein deutscher Söldner kratzt, animiert von protestantischen Flugblättern, den Namen Luthers in die „Disputa“. Die Wandteppiche aus der Sistina werden gestohlen, einer zerstört, um die Goldfäden aus der Seide zu lösen.

Der Kupferstecher Raimondi verliert sein Hab und Gut, kann aber in letzter Minute fliehen. Der Drucker Baviera überlebt und rettet die Kupferplatten des Meisters vor der Zerstörung. Raffaels Gegenspieler Sebastiano del Piombo flüchtet gemeinsam mit Clemens VII. in die Engelsburg und bleibt dort ein halbes Jahr eingesperrt.

Mit der Pracht und Selbstgewissheit der Renaissancejahre ist es in Rom damit vorbei. Seit den Ereignissen im Mai 1527 ist die Stimmung in der Ewigen Stadt gedrückt und verängstigt. Manch einer sieht in dem Sacco eine Strafe Gottes für die Ausschweifungen der vergangenen Jahrzehnte, für den Prunk der Päpste und die Verweltlichung der Kurie.

Als erster Künstler erkennt Michelangelo die Zeichen der Zeit; sein 1541 fertig gestelltes „Jüngstes Gericht“ in der Sistina beendet das Harmoniestreben einer ganzen Epoche. Zu spüren ist jetzt ein religiöser Fundamentalismus, der den nahen Weltuntergang predigt.

Insbesondere mit seinem gewaltigen Fresko in der Sistina wird der über 60-Jährige zum Protagonisten einer neuen Kunstbewegung, des Manierismus.

Nun preisen die Bilder nicht mehr den Einklang mit der Natur, sondern haben die überdrehten Zustände, die äußerste Gefährdung, den Kampf um das Seelenheil zum Thema. Diesen Weg geht der im Alter immer gottesfürchtigere Michelangelo bis zu seinem Tod 1564 konsequent weiter – in seinen monumentalen Entwürfen für Sankt Peter wie in seinen manieristischen Fresken der Cappella Paolina im Vatikanspalast.

Raffaels Welt des Guten, Wahren, Schönen aber ist für immer untergegangen. □



Von 1542 bis 1545 schmückt Michelangelo die vatikanische Cappella Paolina mit Fresken wie der »Bekehrung des Saulus« aus. Nach Raffaels Tod 1520 und der Plünderung der Ewigen Stadt sieben Jahre später wird der Florentiner zum Protagonisten des Manierismus, einer neuen Kunstrichtung

Die Kunsthistorikerin Kia Vahlund, 35, arbeitet zurzeit an einem Buch über Raffaels Gegenspieler Sebastiano del Piombo.

1563 beschließt eine Versammlung geistlicher und fürstlicher Würdenträger, die katholische Kirche zu

Am Scheideweg des Glaubens

von ARNE KARSTEN

Es ist eine hochrangige Gesellschaft, die sich am 4. Dezember 1563 im Dom zu Trient versammelt: Sechs Kardinäle, fast 200 Bischöfe und Äbte, zudem elf fürstliche Gesandte treten zusammen, um das große katholische Reformkonzil zu beenden. Vieles, was es nach endlosen Verhandlungen beschließt, bleibt Stückwerk, etliche Entscheidungen sind halbherzig. Dennoch: Die römische Kirche wird nach dem „Tridentinum“ eine andere.

Und das Konzil schafft auch die Voraussetzungen für eine andere Gesellschaft. Denn die dort beschlossenen Reformen betreffen nicht nur die Religion, sondern ebenso Kunst und Kultur, ja den Alltag der Menschen. Die Maßnahmen, Regeln und Empfehlungen begleiten den Übergang von der Renaissance in das Zeitalter der Glaubensgegensätze.

Schon mehr als drei Jahrzehnte zuvor ist auf dieses Konzil gedrängt worden, um den Herausforderungen durch die Reformatoren zu begegnen. Weite Teile Europas haben sich zu jener Zeit bereits von Rom losgesagt. Nicht zuletzt am Ablasshandel, mit dessen Einnahmen die Päpste den gewaltigen Neubau der Peterskirche finanzieren, hat sich nördlich der Alpen Martin Luthers Kritik entzündet.

Auch in Italien, selbst innerhalb der Kirche, sind die Stimmen lauter geworden, die den Kauf geistlicher Ämter, die Verschwendug und das weltliche Benehmen der Renaissance-Päpste anprangern.

Der Reformation könnten nur Grenzen gesetzt werden, so die Konzilsbefürworter, wenn man sich über den Kernbestand der eigenen Werte wieder klar werde und Missstände abstelle. Das fordern nicht nur katholische Theologen, sondern auch die altgläubigen Fürsten wie der römisch-deutsche Kaiser Karl V., der sich bedrängt sieht durch seinen Kampf, den er gegen Frankreich, die Osmanen und die Protestantenten zugleich führen muss.

Papst Paul III., seit 1534 auf dem Stuhl Petri, fürchtet indes ein solches Konzil. Unter anderem wegen der zu erwartenden Kritik am Papsttum, insbesondere an seinen Vorgängern wie dem skrupellosen Alexander VI. (siehe Seite 104). Aber auch deshalb, weil ihm dann höchstwahrscheinlich die gewaltigen Summen vorgehalten werden, die er in die Taschen seiner Verwandten umgeleitet hat. Und vor allem befürchtet er, dass die Konzilsteilnehmer eine kollegiale Leitung der Kirche verlangen werden.

Dennoch, es bleibt kein anderer Weg aus der Krise als ein Konzil, was schließlich auch Paul III. einsieht. Doch

schon über den Veranstaltungsort ist man sich lange nicht einig. 1536 wird das Konzil zunächst nach Mantua einberufen, 1538 nach Vicenza und schließlich 1542 nach Trient – und dort am 13. Dezember 1545 auch tatsächlich eröffnet.

Die Gründe für Trient: Das Konzil soll in einem italienischen Bistum stattfinden, denn hier haben die neuen Lehren noch nicht Fuß gefasst, hier steht deswegen nicht zu fürchten, dass die Verhandlungen aus dem Ruder laufen.

Andererseits: Die Anreise der Teilnehmer aus Deutschland, dem Land der Glaubensspaltung, soll nicht allzu beschwerlich sein. Reisen ist mühsam, und teuer zudem. Der beste Kompromiss ist des-

halb Trient, die Stadt auf halbem Weg zwischen dem Brennerpass und der Poebene, zum deutschen Reich gehörend und doch in Italien gelegen.

Zahllos sind die zu behandelnden Probleme auf dem Konzil. Auf eine Verständigung mit den Protestantenten kann kaum jemand mehr hoffen, allzu tief sind inzwischen die Gräben zwischen den Konfessionen. Umso wichtiger erscheint es, nun die eigenen Reihen zu schließen.

Zwei Themenkomplexe stehen im Vordergrund: einerseits die Behandlung von Glaubensfragen und die Neuordnung der Riten, etwa des Messformulars (die „Tridentinische Messe“ wird bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil in den 1960er Jahren Standard in der gesamten katholischen Kirche bleiben). Andererseits die Abschaffung von Missständen in der Kirche.

Immer wieder drängt die römische Kurie darauf, das Problem der Glaubensfragen bevorzugt zu behandeln: Denn über dogmatische Lehrsätze sollen die Theologen nach Ansicht Roms beraten, wie sie wollen – über innerkirchliche Reformen gegen die angeprangerten Missstände dagegen will die Kurie selbst entscheiden, ungestört vom Konzil. Denn dabei geht es um Geld und Macht.



Papst Paul III. beruft das Konzil 1545 ein – wenn auch nur widerwillig, denn er fürchtet Kritik

reformieren. So beendet das Zeitalter der Glaubensgegensätze die religiöse Gelassenheit der Renaissance



Im Tridentiner Dom definieren Kirchenfürsten katholische Dogmen neu – und vertiefen damit den Graben zu den Protestant

logisch fragwürdig von der Wand schlagen zu lassen. Immerhin sind die Stellen besonders anstößiger Nacktheit übermalt worden.

Doch auch wenn die strenge Moral der Reformer mitunter Anlass zu beißendem Spott gibt, setzen sich ihre Überzeugungen durch. Das Konzil hat eine scharfe Trennlinie zwischen den Konfessionen gezogen, was in einer Zeit, in der die Religion eine zentrale Rolle spielt, gewaltige Konsequenzen haben wird.

Für Europa beginnt eine neue Epoche, die von diesen Gegensätzen geprägt wird. Eine Epoche, in der Italien seine kulturelle Führungsrolle nach und nach einbüßt.

Dennoch: Trotz des Tridentiner Rigorismus, trotz der katholischen Reformbewegung leben die Errungenschaften der Renaissance weiter. Brunelleschis Florentiner Domkuppel, die Gemälde Botticellis und Raffaels, die Schriften Machiavellis finden ihre Bewunderer noch heute. Und der Humanismus, mit seiner neuen Sicht auf die antiken Traditionen, prägt das Bildungsideal der westlichen Zivilisation bis in die Gegenwart. □

Dr. Arne Karsten, 35, lehrt Kunstgeschichte an der Humboldt Universität Berlin. Er ist der Fachberater dieser Ausgabe.

So spielen der päpstliche Verhandlungsführer Kardinal Giovanni Maria Ciocchi del Monte und der wichtigste unter seinen Nachfolgern, Kardinal Giovanni Morone, auf Zeit.

Vor allem Morone erweist sich als brillanter Diplomat. Er versteht es, die zahlreichen Klippen in den Diskussionen zu umschiffen, zwischen gegensätzlichen Standpunkten zu vermitteln und Kompromisse auszuhandeln.

Und es gelingt ihm, die Glaubensfragen in den Vordergrund zu rücken. In mühevoller Kleinarbeit definieren Theologen katholische Glaubenssätze neu, stets um deutliche Abgrenzung gegen die protestantischen Lehrmeinungen bemüht. Damit erst wird die Voraussetzung für die definitive Scheidung der Konfessionen geschaffen. Und zugleich wird dafür gesorgt, dass es nun leichter fällt, die Gläubigen zu disziplinieren.

Künftig sollen Visitatoren, Geistliche mit Kontrollbefugnissen, die Gemeinden besu-

chen und überprüfen, ob die Konzilsbeschlüsse umgesetzt werden: ob die Gläubigen nun regelmäßig zur Beichte gehen, ob die Mönche und Nonnen ihre Gelübde einhalten, ob die Priester den Zölibat beachten.

Einschneidend sind aber auch einige Reformen, welche die kirchliche Führung betreffen. In Zukunft darf ein Bischof nur noch ein einziges Bistum leiten und muss dort auch präsent sein. Denn die Seelsorge soll wieder im Mittelpunkt stehen, nicht die Bereicherung durch die Anhäufung von Einnahmekquellen.

So wird das Konzil von Trient tatsächlich zu einer Epochenscheide: Von nun an weht ein strengerer Wind durch die römisch-katholische Welt. Und einige der wichtigsten Charakteristika der Renaissance sind mit diesem Konzil dahin. Denn die Auswirkung der Reformen zeigt

sich nicht zuletzt in Kunst und Kultur. In ihrer Abschlussitzung legen die Konzilsteilnehmer 1563 fest, dass Gemälde in den Kirchen nur noch zugelassen sein sollen, wenn sie der Belehrung der Gläubigen dienen, leicht verständlich, thematisch eindeutig und theologisch unanständig sind. Keine nackten Leiber mehr, keine Anspielungen auf heidnische Mythen.

Die heitere Selbstverständlichkeit, mit der die Kirche der Renaissance antike Gelehrsamkeit und antike Kunst in die christliche Gegenwart eingebunden hat, gehört der Vergangenheit an. Und gleich zu Beginn seiner Herrschaft wird der Reformpapst Pius V. im Jahre 1566 einen Teil der Sammlung antiker Skulpturen im Vatikan, bisher der Stolz der Päpste, kurzerhand den Römern schenken.

Sein Vorgänger Paul IV. hat sich gar mit dem Gedanken getragen, Michelangelos „Jüngstes Gericht“ in der Sixtinischen Kapelle als theo-

DIE RENAISSANCE IN ITALIEN

Daten und Fakten

1265

Der Dichter und Philosoph Dante Alighieri kommt in Florenz zur Welt. Sein Hauptwerk, die in seinem Todesjahr 1321 fertig gestellte „Divina Commedia“ („Göttliche Komödie“), beschreibt eine Jenseitsreise durch Hölle, Fegefeuer bis ins Paradies. Das Epos ist der krönende Abschluss der mittelalterlichen Dichtkunst und gleichzeitig Überleitung zur Literatur der Renaissance*.

Denn in der „Commedia“ verknüpft Dante christliche und heidnisch-antike Motive auf bislang unbekannte Weise. Er schreibt in seinem toskanischen Heimatdialekt, der durch die weite Verbreitung von dessen Schriften zur Grundlage des heutigen Hochitalienisch wird.

* Mit dem französischen Wort *renaissance*, Wiedergeburt, wird die Epoche der Neuentdeckung antiker Ideale in Literatur, Philosophie und besonders in der bildenden Kunst zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert bezeichnet. In der griechisch-römischen Antike sei, so glauben die Zeitgenossen, der Sinn für Harmonie höher entwickelt gewesen als in den späteren Jahrhunderten. Künstler bemühen sich erstmals wieder um eine realistische Darstellung der Natur. Gebildete Stadtbevölkerung verstehen sich verstärkt als diesseitige, tatkraftige und schöpferische Individuen, die nicht mehr nur auf das von der Kirche versprochene bessere Leben nach dem Tode warten. In dieser Ära des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit wenden sich auch Gelehrte („Humanisten“) dem Individuum zu. Ihr Ideal ist eine Persönlichkeit, die nach umfassender klassischer und christlicher Bildung dazu befähigt ist, sich frei zu entscheiden. Andererseits sehnen sie sich nach der Größe des *Imperium Romanum*.

Rund 50 Jahre nach dem Tod des Dichters beauftragt die Florentiner Stadtregierung den Kaufmann, Juristen und – mit seinem Werk „Decamerone“ – Begründer der italienischen Novellenliteratur Giovanni Boccaccio (1313–1375), regelmäßig Vorlesungen über die „Commedia“ zu halten.

um 1267

Giotto di Bondone wird bei Florenz geboren. Seine Bilder versetzen die Zeitgenossen in Erstaunen: „Er malte Figuren und Handlungen besser als alle anderen nach der Natur“, lobt der Geschichtsschreiber Giovanni Villani (1275–1348). Tatsächlich kündigt sich in den Fresken und Tafelbildern Giottos eine neue Weltsicht an: Anders als andere spätmittelalterliche Maler stellt er seine Figuren nicht schematisch idealisiert dar, sondern gibt ihnen individuelle Züge.

1268

Konradin von Hohenstaufen – Enkel Friedrichs II., Kaiser des Heiligen Römischen Reichs (Deutsche Nation), König von Italien und Sizilien – wird in Neapel enthauptet. Er ist im Jahr zuvor nach Italien gezogen, um seinen Erbanspruch geltend zu machen. Mit seinem Tod bricht die seit 962 bestehende Herrschaft der deutschen Kaiser in Italien endgültig zusammen. Italien ist schon seit langem in eine Vielzahl kleinerer Territorien zerstört.

1282

Die Patrizier von Florenz ändern die Verfassung ihrer Stadtrepublik: Der Adel wird aus der Regierung verdrängt. Alle politischen Ämter sind den wohlhabenden Mitgliedern der Zünfte vorbehalten (die Adeligen werden freilich bald wieder an der Macht beteiligt). Die große Mehrheit der Bevölkerung – Tagelöhner, Kleinhändler, Arbeiter – bleibt indes von der Selbstverwaltung weiterhin ausgeschlossen. Nachdem der Florentiner Adel die Stadt bereits seit Jahrzehnten weitgehend unabhängig regiert hatte, bekam er dieses Recht 1187 vom römisch-deutschen Kaiser Heinrich VI. verbrieft.

Auch andere italienische Metropolen – Venedig etwa – werden vom Stadtadel und wohlhabenden Bürgern regiert. Mailand dagegen wird Zentrum des gleichnamigen Herzogtums (ab

prächtige Paläste bauen, fördern zur Mehrung ihres eigenen Ruhmes als Mäzene Maler und Bildhauer und stiften ihren Gemeinden Kunstwerke. Reich geworden durch den Orienthandel, der seit den Kreuzzügen (1096–1291) floriert, oder als Bankiers der Fürsten, haben sie die Adeligen entmachtet und dominieren nun die Politik in ihren Städten.

Mit den Bauten Brunelleschis (siehe 1377), den Skulpturen Donatello (siehe 1386) und den Fresken Masaccios (siehe 1401) erreicht die Frührenaissance ihren Höhepunkt in Florenz. Bald schon ist ganz Italien vom Geist des neuen Kunst- und Lebensstils erfasst. In Nordeuropa hingegen beginnt die Renaissance erst im späten 15. Jahrhundert.

1302

Papst Bonifaz VIII. (Amtszeit: 1294–1303) postuliert in der Bulle „Unam sanctam“ („Die eine heilige Kirche“) den Vorrang des Papstes vor allen weltlichen Herrschern. Daraufhin fordert König Philipp IV. von Frankreich die Einberufung eines Konzils, vor dem sich der Papst rechtfertigen soll. Wegen dieser Anmaßung droht Bonifaz, den König zu exkommunizieren.

VI. (bis 1389) in Rom und den Gegenpapst Clemens VII. (bis 1394) in Avignon. Die Spaltung der Kirche, das Große Abendländische Schisma, währt bis zur Wahl Martins V. 1417 auf dem Konzil von Konstanz. Erst danach werden Papsttum und Kirchenstaat langsam wieder zu einem europäischen Machtfaktor.

1304

Der Dichter und Philosoph Francesco Petrarca kommt als Sohn eines Notars zur Welt. 1326 wird er zum Priester geweiht. Viel mehr als die Seelsorge interessiert ihn jedoch die Lektüre antiker Schriften sowie sein eigenes literarisches Werk, in dem er sich intensiv mit klassischen Autoren wie Cicero auseinander setzt – etwa in der Biografiensammlung „De viris illustribus“ („Von berühmten Männern“, 1338–1341) – und als einer der ersten Gelehrten gegen überkommene kirchliche Dogmen polemisiert.

Damit, vor allem aber mit seiner Forderung nach Schaffensfreiheit für Intellektuelle, wird er zum Vorreiter einer neuen Weltanschauung: des Humanismus. Dessen Bildungsideal ist – ganz in der Tradition der An-

1334

Papst Benedikt XII. (1334–1342) verbietet den Gebrauch der Parteinamen Guelfen und Ghibellinen. Beide Gruppierungen sind Anfang des 13. Jahrhunderts in Italien entstanden: die Guelfen als Anhänger des Papstes, die Ghibellinen als Gefolgschaft des römischen-deutschen Kaisers. Letztere hatten zwar bereits nach dem Untergang der Kaiser- mächt an politischer Bedeutung verloren, doch bleiben die Gruppierungen auch nach dem Bann bestehen.

1347–1351

Die Pest erschüttert Europa: Schätzungsweise 25 Millionen Menschen sterben – ein Drittel der Bevölkerung. 1338 leben in Florenz etwa 90 000 Menschen, 1351 sind es nur noch 45 000; Rom beherbergt nach der Seuche keine 20 000 Einwohner mehr. Viele der Überlebenden flüchten sich in eine spirituelle Frömmigkeit, weil sie die Seuche als Strafe Gottes begreifen.

ca. 1376

Geburt des Giovanni Aurispa. Von Reisen, die ihn unter anderem nach Konstantinopel führen, kehrt der Jurist und Handschriftenhändler 1423 mit 238 Codices im Gepäck nach Italien zurück, darunter die vollständigste heutige Fassung der Tragödien des Aischylos sowie Platons „Der Staat“ und die vom griechischen Historiker Arrian (ca. 95–175 n. Chr.) verfasste Geschichte des Feldzuges Alexanders des Großen.

1377

Filippo Brunelleschi, Begründer der italienischen Renaissancearchitektur, wird in Florenz geboren. Nach einer Ausbildung zum Goldschmied arbeitet er vor allem als Architekt. Als erster Mensch seiner Zeit studiert er die antike Baukunst und

Donatello's »David« ist die erste freistehende Aktstatue seit Jahrhunderten

1395), Neapel ein Königreich (um 1350). Und Rom ist als Amtssitz des Papstes auch Hauptstadt des Kirchenstaates.

ca. 1300–1430

Frührenaissance. In den unabhängigen norditalienischen Stadtrepubliken wie Genua und Venedig, vor allem aber in Florenz sind nicht mehr nur Fürsten und hohe Geistliche die Auftraggeber der Künstler, sondern nun auch wohlhabende Kaufleute. Sie lassen sich

Doch der lässt den Pontifex gefangen nehmen. Papst Clemens V. (1305–1314), ein Franzose, steht ganz unter Philipp's Einfluss; er residiert nicht in Rom, sondern in Frankreich – seit 1309 in Avignon. Erst der 1370 gewählte Gregor XI. versucht, den päpstlichen Amtssitz wieder nach Rom zu verlegen. Nach seinem Tod 1378 wählen rivalisierende Kardinäle zwei Nachfolger: Urban

tike – das freie, schöpferische Individuum. Petrarca's bedeutendstes lyrisches Werk ist der in italienischer Sprache verfasste Gedichtband „Rime in vita e morta di Madonna Laura“ („Verse über das Leben und den Tod der Madonna Laura“ – einer Frau, die Petrarca wahrscheinlich 1327 am Papsthof in Avignon kennen gelernt hat). 1341 wird Petrarca vom römischen Senat mit dem „Lorbeer des Vergil“ geehrt (Vergil: römischer Dichter, 70–19 v. Chr.).

Die Währungen jener Zeit

setzt mit dem Entwurf des Florentiner Findelhauses (1419) die stilistischen Normen für die Architektur der frühen Renaissance: Das Gebäude ist symmetrisch gegliedert, nur sparsam mit dekorativen Elementen verziert; Säulen und Arkaden sind – wie die antiken Vorbilder – von Leichtigkeit und Eleganz.

Sein architektonisches Hauptwerk ist die 1436 fertig gestellte Kuppel des Florentiner Doms Santa Maria del Fiore. Sie ist mit einer äußerer Spannweite von 44,30 Metern nicht nur größer als die des 118–128 n. Chr. erbauten Pantheons in Rom, sondern auch das erste doppelschalige Gewölbe Europas. Brunelleschi lässt sein Meisterwerk in der so genannten Fischgräten-technik, ganz ohne Bo-

gengestelle, errichten: Jeweils vier bis fünf Mauerschichten, die aus gewöhnlichen – horizontal verbauten – Ziegeln bestehen, werden in regelmäßigen Abständen von größeren, senkrecht stehenden Steinen unterbrochen. Über jeden dieser Steinblöcke wird ein weiterer so angeordnet, dass Reihen schräg aufsteigender Bänder entstehen, welche sich in der Kuppelspitze vereinen.

Das so entstehende, einem Fischskelett ähnliche Stützwerk hält die horizontalen Lagen durch Reibungsdruck zusammen; die Kuppelwand wird zu einer selbsttragenden Konstruktion.

Brunelleschis größte Leistung indes ist die Wiederentdeckung der seit dem frühen Mittelalter vergessenen Technik der perspektivischen

Darstellung und deren Vervollkommenung. Die mittelalterlichen Maler hatten die Elemente ihrer Bilder meist nach deren Wichtigkeit angeordnet, weshalb ihre Werke oft eindimensional wirken. Brunelleschis Zentralperspektive, die sich vereinfacht gesagt – an den menschlichen Sehgewohnheiten orientiert, ermöglicht es Künstlern nun, ein räumlich erscheinendes Abbild der Welt zu erschaffen, indem sie ihre Bilder ausgehend von einem zentralen Punkt (dem Auge des Betrachters) aufbauen.

1378

Ciompi-Aufstand. Ein wohlhabender Bankier stellt im Rat der Republik Florenz einen Antrag, der darauf abzielt, die Macht der seit langem regierenden Guelfenpartei

zu brechen. Als die Ratsherren ihre Zustimmung verweigern, erheben sich die Ciompi – Arbeiter und Kleinhandwerker des Wolltuchgewerbes –, die rund ein Viertel der Einwohner von Florenz stellen. Denn auch sie hoffen, nach dem Sturz der Stadtregierung an der Macht beteiligt zu werden. Ihre Forderung: ein Viertel aller politischen Ämter. Zwar werden die Guelfen zugunsten oppositioneller Patrizier entmachtet, doch die Ciompi bleiben schließlich rechtlos, weil Händler und Bankiers die Macht untereinander aufteilen.

1386

Donato di Niccolò di Bettino Bardi, genannt Donatello, kommt in Florenz zur Welt. Gemeinsam mit Brunelleschi besucht er Rom und studiert dort

antike Skulpturen. Nach ihrem Vorbild schafft er 1435 die erste freistehende Aktstatue seit der Antike, den biblischen David. Damit ist er der Begründer einer neuen Schule der Bildhauerei. Die mittelalterliche Skulptur war in aller Regel Bestandteil der Architektur, zum Schmuck von Gebäuden.

1389

Cosimo de' Medici (der Ältere) wird in Florenz als Sohn eines Bankiers geboren. Die aus dem Florentiner Umland stammende Familie Medici lebt bereits seit mehr als 200 Jahren in der Stadt. Mit Cosimos Vater Giovanni di Bicci (1360–1429), Finanzier des Gegenpapstes Johannes XXIII., beginnt der Aufstieg der Medici. Unter anderem durch Cosimos Hochzeit mit der Bankierstochter Contessina de' Bardi werden sie

zur mächtigsten Familie von Florenz. Ab 1434 bestimmt Cosimo – meist ohne politisches Amt – die Geschicke der Stadt und von Teilen der Toskana.

Unter seinem Einfluss erblüht Florenz zur kulturell führenden Metropole Europas, in die bedeutendsten Künstler der frühen Renaissance leben – Brunelleschi und Donatello etwa. Der Mäzen lässt Kirchen und Klöster bauen und stiftet die erste öffentliche Bibliothek. Nach Cosimos Tod 1464 übernimmt sein Sohn Piero (1416–1469) die Führung der Stadt – ebenfalls ohne Amt; ihm folgt dessen Sohn Lorenzo (1449–1492), wegen seiner Machtfülle und seiner beeindruckenden Kunstsammlung *il magnifico*, der Prächtige, genannt.

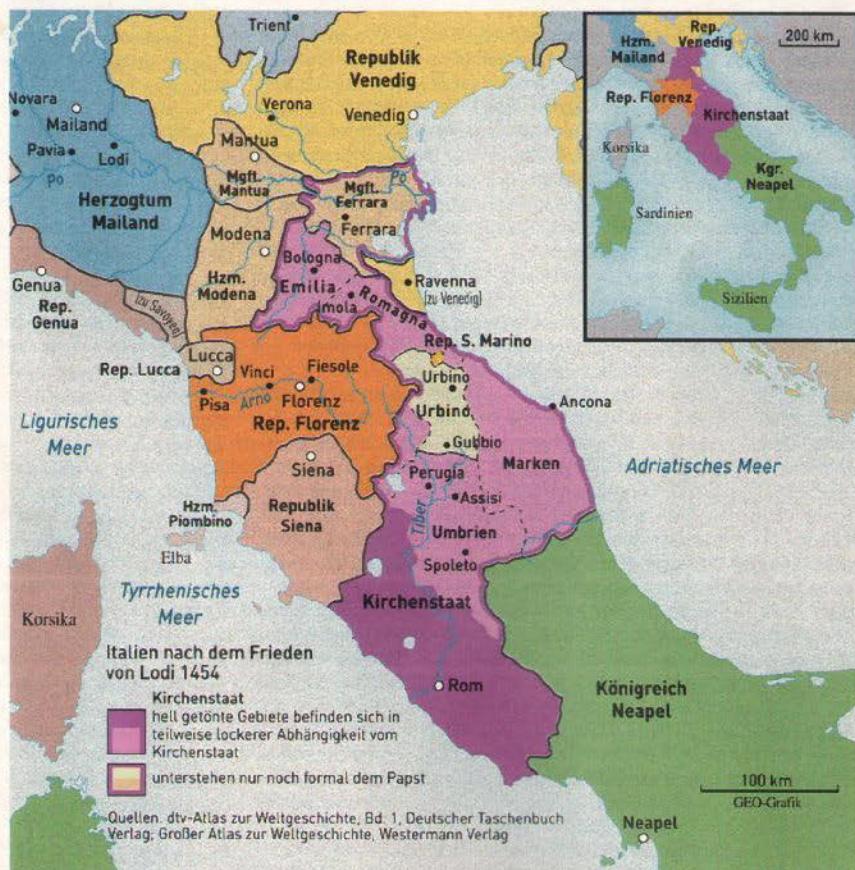
um 1400

Die Republik Venedig dehnt ihr bislang nur sehr kleines Herrschaftsgebiet auf dem italienischen Festland aus. Bald erstreckt es sich über ganz Venetien sowie Friaul und reicht im Westen bis in die Nähe von

Im 13. Jahrhundert führen die vom deutschen Kaiser unabhängig gewordenen italienischen Städte eigene Währungen ein. Die wichtigste ist der ab 1252 in Florenz geprägte Florin (Gulden), eine 3,54 Gramm wiegende Goldmünze. Daneben zirkulieren in der Stadt Silbergeld, die Soldi, und kleinere Münzen, die Quattrini. Um 1400 ist ein Florin etwa 75 Soldi wert.

Der Florin ist das Zahlungsmittel der Oberschicht, die Arbeiter bekommen ihren Lohn in Soldi ausbezahlt. So verdient ein hoher Beamter bis zu 25 Florin pro Monat, mehr als das Doppelte der Jahresmiete eines kleinen Hauses im Außenbezirk von Florenz. Ein Arbeiter erhält etwa sieben Soldi pro Tag, dafür bekommt er in guten Zeiten einen halben Scheffel Getreide (ca. zwölf Liter).

Der Florin wird als Gulden bald in Deutschland, Frankreich und anderen nordwesteuropäischen Ländern nachgeprägt und dort zum dominanten Zahlungsmittel. Der seit 1284 in Venedig geprägte, etwa gleichwertige Dukat kursiert dagegen zunächst in Südosteuropa und im Orient.

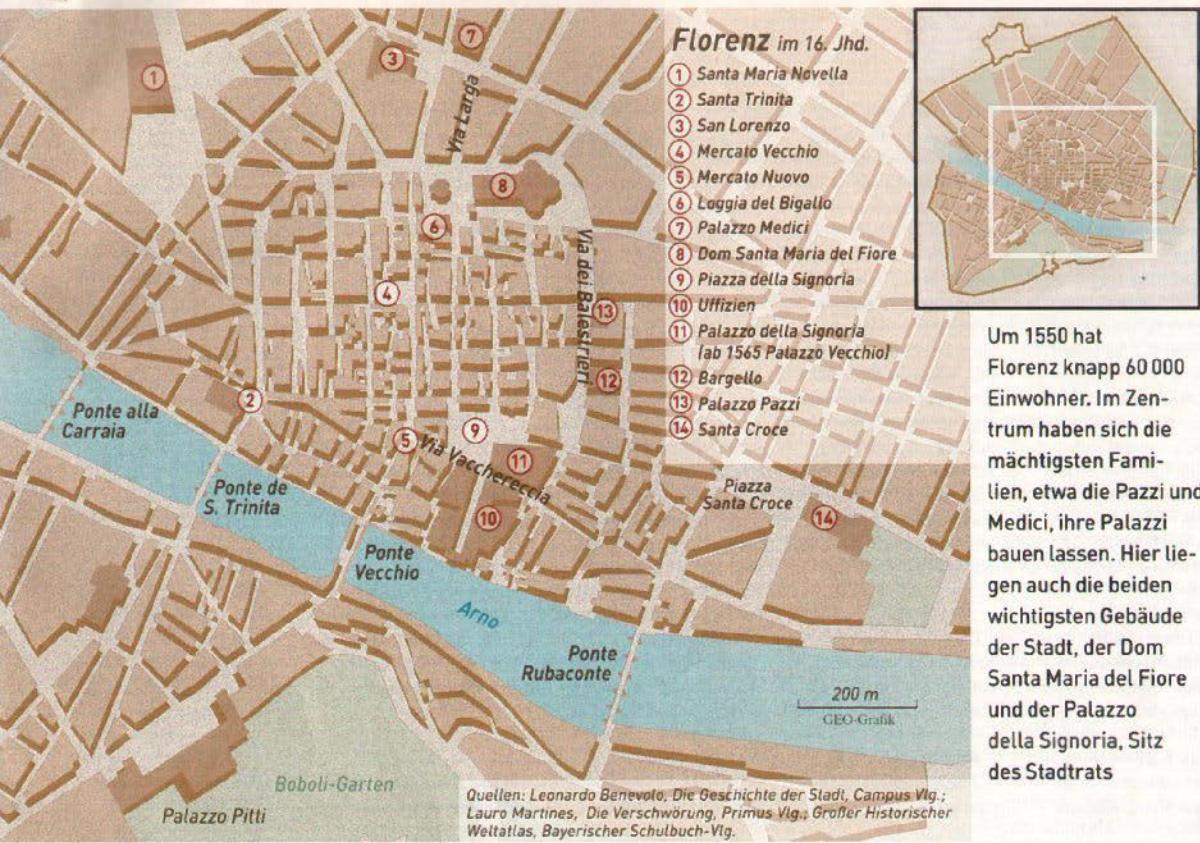


Im 15. Jahrhundert ist Italien in eine Vielzahl unabhängiger Staaten zersplittert, die sich fast permanent bekriegen. Erst der Frieden von Lodi, den die fünf Großmächte Venedig, Mailand, Florenz, der Kirchenstaat und Neapel 1454 schließen, stabilisiert die politische Lage für fast ein halbes Jahrhundert.

Mailand. Die anderen italienischen Staaten fühlen sich durch die venezianische Expansion bedroht.

1401

In San Giovanni Valdarno (Toskanal) kommt Tommaso Cassai, genannt Masaccio, der Begründer der Renaissance-Malerei, zur Welt. Als junger Mann studiert er in Florenz die Bilder Giottos, deren Realismus ihn beeindruckt, und Brunelleschis Zentralperspektive. Den Figuren seiner eigenen Bildnisse gibt Masaccio nicht nur individuelle Züge, sondern verleiht ihnen auch Gefühle, wie



Um 1550 hat Florenz knapp 60 000 Einwohner. Im Zentrum haben sich die mächtigsten Familien, etwa die Pazzi und Medici, ihre Palazzi bauen lassen. Hier liegen auch die beiden wichtigsten Gebäude der Stadt, der Dom Santa Maria del Fiore und der Palazzo della Signoria, Sitz des Stadtrats

etwa Adam und Eva, die bei der „Vertreibung aus dem Paradies“ [Fresko, 1425–1427] verzweifelt klagen. Viele seiner Werke – das „Trinitätsfresko“ [um 1427] zum Beispiel – haben eine bis dahin nicht gekannte räumliche Tiefe. Die Darstellung von Emotionen und der exakte perspektivische Aufbau der Bilder werden zu den wichtigsten Elementen der Renaissance-Malerei. Bald arbeitet eine ganze Generation von Künstlern, etwa Botticellis Lehrer Fra Filippo Lippi [siehe 1445] und Piero della Francesca [1420–1492], in diesem neuen Stil.

1404
Geburt des Diplomaten, Geistlichen, Schriftstellers, Malers, Architekten, Bildhauers, Musikers, Kunstkritikers und Naturwissenschaftlers Leon Battista Alberti. Wie kaum ein anderer vor ihm verkörpert er ein zentrales Ideal der Renaissance: den *uomo universale*, den umfas-

send gebildeten Menschen. Mit seinen Abhandlungen über die Malerei „De pictura“ [1435], die Bildhauerei „De statua“ [um 1464] und die Architektur „De re aedificatoria“ [1485 gedruckt] legt Alberti die Grundlagen der modernen Kunstretheorie.

1422
Federico da Montefeltro kommt in Gubbio [Umbrien] als illegitimer Enkel des Grafen von Montefeltro zur Welt. Er wird zu einem der erfolgreichsten condottieri, Söldnerführer, seiner Zeit. Mitte des 15. Jahrhunderts ist das ein einträglicher Beruf, denn die fünf italienischen Großmächte – Neapel, Rom, Florenz, Mailand, Venedig – führen so viele Kriege, um ihr Herrschaftsgebiet zu vergrößern, dass erfahrene Heerführer niemals ohne Beschäftigung sind. Nachdem ihm als Nachfolger seines Stiefbruders die Grafschaft über Urbino zufällt, wird er auch einer der größten Mäzene seiner Zeit.

ca. 1430–1525
Hochrenaissance. Diese Epoche wird vor allem von Donato Bramante [siehe 1444], Leonardo da Vinci [siehe 1452] und Raffael [siehe 1483] sowie außerhalb Italiens von Albrecht Dürer [1471–1528] geprägt. Neben Florenz wird jetzt auch Rom zum Zentrum der neuen Kunst: Nach der Rückkehr des Heiligen Stuhls aus dem avignonesischen Exil wird die Stadt vor allem im Auftrag der Päpste Nikolaus V. [siehe 1447], Sixtus IV. [siehe 1471], Julius II. [siehe 1503] und Leo X. [siehe 1513] von den bedeutendsten Künstlern der Zeit zum neuen *Caput mundi*, dem Haupt der Welt, ausgebaut.

1442
Alfons von Aragón erobert Neapel und vertreibt König René, ein Mitglied des französischen Adelsgeschlechts Anjou. Im folgenden Jahr wird er vom Papst zusätzlich mit Sizilien belehnt.

1444
Geburt von Donato Bramante. Der ausgebildete

Maler arbeitet ab 1477 vor allem als Architekt; er baut zahlreiche Kirchen und Paläste, wie den Palazzo Caprini in Rom, den sein junger Kollege Raffael 1517 bezieht. 1503 beruft ihn Papst Julius II. zum Baumeister, später zusätzlich zum Bauleiter für den Petersdom [siehe 1506].

1445
In Florenz kommt der Maler Sandro Botticelli zur Welt. Nach Lehrjahren bei Andrea del Verrocchio [1436–1488] und Fra Filippo Lippi [1406–1469] eröffnet er 1470 seine Künstlerwerkstatt, zu deren wichtigsten Auftraggebern die Medici gehören. In dem Bildnis „Der Frühling“ [1478] etwa beschwört er eine Blütezeit von Florenz unter Führung der Familie. Botticelli malt nicht nur Bilder mit mythischen [„Die Geburt der Venus“, 1482] oder religiösen Motiven [„Madonna mit dem Granatapfel“, 1486/87], sondern illustriert auch Dantes „Göttliche Komödie“ [nach 1480].

1447
Tommaso Parentucelli wird als Nikolaus V. zum Papst gekrönt. Der leidenschaftliche Sammler antiker Schriften arbeitet zunächst als Hauslehrer, macht dann eine diplomatische Karriere im Dienste der Kurie, bevor er zum Kardinal berufen wird. Als Pontifex holt er Künstler und Gelehrte von europäischem Ruf an seinen Hof – darunter den Maler Andrea del Castagno [1420–1457] sowie den Humanisten Vespasiano da Bisticci [1421–1498] – und beginnt mit dem Ausbau Roms zum Zentrum des europäischen Kulturschaffens, um so das Ansehen des Papsttums zu mehren. Nikolaus ist der erste Humanist auf dem Stuhl Petri.

Nachdem Herzog Filippo Maria Visconti von Mailand ohne männlichen Erben gestorben ist, rufen Patrizier der Stadt 1447 die „Ambrosianische Republik“ aus [benannt nach dem Stadtheiligen und Kirchenpatron Ambrosius, ca. 339–397]. Als die Republik durch Venedig

bedroht wird, erklären die Bürger Francesco Sforza [1401–1466] zum Heerführer. Nach seinem Sieg über den Feind proklamiert sich Francesco zum neuen Herrscher von Mailand und begründet damit eine mächtige, wenn auch kurzelebige Dynastie.

1452
In dem toskanischen Ort Vinci in der Nähe von Florenz wird der spätere Maler und Ingenieur Leonardo geboren. In der Werkstatt des Andrea del Verrocchio [1436–1488] lernt er, Altarbilder zu malen. Doch das Malerhandwerk füllt Leonardo nicht aus: Ab 1483 fertigt er für den Mailänder Herzog Ludovico Sforza [1452–1508] unter anderem Konstruktionspläne für Kanonen an. Später beschäftigt er sich mit dem Hebelgesetz und der Strömungslehre, skizziert technische Geräte wie Druckpumpe, Bohrmaschine, Fallschirm oder Tauherglöcke, die jedoch Entwürfe bleiben.

Bald studiert er auch den Aufbau des menschlichen Körpers, seziert ab 1489 Leichen, zeichnet Schädel, Muskeln, Knochen – fast ein halbes Jahrhundert, bevor Andreas Vesal [1514–1564] die moderne Anatomie begründet. In Florenz erhält er von dem Händler Francesco del Giocondo 1503 den Auftrag, dessen Frau Lisa zu malen – Leonards „Mona Lisa“ wird zum bekanntesten Porträt der Kunstgeschichte.

1453
Der osmanische Sultan Mehmed II. erobert Konstantinopel und besiegt damit das Ende des österrömischen Reichs. In den folgenden Jahren besetzen die Türken zahlreiche italienische Handelsniederlassungen – 1455 etwa die zu Genua gehörende Hafenstadt Phokäa an der kleinasiatischen

Küste – und bringen damit den Orienthandel fast vollkommen zum Erliegen.

1454
Aus Furcht vor dem Expansionsdrang Mehmeds II. verständigen sich die ehedem zerstrittenen italienischen Mächte Florenz, Neapel, Mailand und Venedig sowie der Heilige Stuhl im Frieden von Lodi über die Abgrenzung ihrer Interessensphären.

Johann Gutenberg, ein Mainzer Goldschmied, konstruiert eine Druckerresse mit beweglichen, auswechselbaren Lettern. Der moderne Buchdruck beschleunigt die Ausbreitung des Humanismus.

zösischen König und Erben des Hauses Anjou Karl VIII. Unterstützung bei der Durchsetzung dessen Anspruchs auf das Königreich Neapel zu, um ihn zum Verbündeten zu gewinnen. Alexanders Sohn Cesare, 1475 geboren, beginnt 1499 mit einer Serie von Kriegszügen. Dabei erobert er unter anderem kirchliche Besitztümer, die – wie die Romagna – nur noch nominell zum Kirchenstaat gehören. 1501 wird er von seinem Vater zum Herzog ernannt. Cesares Schwester Lucrezia (1480–1519) wird von ihm und Alexander fünfmal verheiratet – zur Mehrung ihrer Macht. Ist ein Ehemann

1469
Niccolò Machiavelli, der spätere Diplomat und politische Theoretiker, wird in Florenz geboren. Er studiert Jura und übernimmt 1498 als Staatssekretär Verantwortung für die Außen- und Verteidigungspolitik seiner Heimatstadt. Bei diplomatischen Besuchen an europäischen Fürstenhöfen beobachtet er die politische Taktik der Herrscher; den größten Eindruck hinterlässt ein Italiener: Cesare Borgia. Vor allem ihn nimmt er zum Vorbild für sein Hauptwerk „Il Principe“ („Der Fürst“). In dieser 1532 erschienenen Schrift entwirft er das Ideal eines Fürsten, der

nicht. Vor allem die Fresken Giottos begeistern Michelangelo. Von 1496 bis 1501 lebt er in Rom, wo ihn besonders die antiken Statuen beeindrucken.

Nach Florenz zurückgekehrt, schafft er, an klassischen Vorbildern orientiert, die gut vier Meter hohe Statue des „David“. In seinem Fresko „Das Jüngste Gericht“ (1534–1541), auf dem er sich als Fratze auf einem Stück abgezogener Haut porträtiert, deutet sich aber bereits ein neues Kunstverständnis an: Es kündet vom Ende des Harmoniestrebens der Renaissance.

1478
Pazzi-Verschwörung in Florenz. Am 26. April, während der Sonntagsmesse, verübt eine Gruppe von Attentätern, darunter Angehörige der mächtigen Bankiersfamilie Pazzi, einen Mordanschlag auf Giuliano und Lorenzo de' Medici, um die (informelle) Herrschaft der Familie zu beenden. Während Giuliano stirbt, überlebt Lorenzo das von Papst Sixtus IV. gebilligte Komplott. Er lässt die meisten der Verschwörer hinrichten, unter anderem auch einen Erzbischof. Daraufhin erklärt der Papst mit Unterstützung des Königs von Neapel Florenz den Krieg. Beendet wird der Konflikt erst, als es Lorenzo 1480 gelingt, mit Neapel einen Friedensvertrag auszuhandeln.

1471
Der Franziskaner Franceso della Rovere wird zum Papst gewählt. Während des Pontifikats von Sixtus IV., wie er jetzt heißt, wird die nach ihm benannte Sixtinische Kapelle gebaut. 1475 gründet er vor allem mit den von Nikolaus V. hinterlassenen Schriften die Vatikanische Bibliothek; sie wird bald zu einer der wichtigsten Bildungseinrichtungen der Humanisten.

1483
Raffaello Santi, Maler und Baumeister, wird in Urbino geboren. 1504 geht er nach Florenz, wo er Werke von Michelangelo und Leonardo studiert. So lernt er etwa von Leonardo die anatomisch korrekte Darstellung von menschlichen Bewegungen. Auch in späteren Jahren orientiert sich Raffael immer wieder an den Arbeiten anderer Künstler und zitiert deren

Bildelemente in seinen eigenen Werken. 1508 geht er nach Rom, wo er bis 1517 an Fresken für die neuen päpstlichen Gemächer arbeitet. Nach Bramantes Tod 1515 wird er zum Bauleiter am Petersdom berufen.

1492
Auf der Suche nach dem westlichen Seeweg zum indischen Subkontinent landet Christoph Kolumbus (1451–1506) vor der Karibik-Insel Guanahani, der er den Namen San Salvador (spanisch: Heiliger Retter) gibt. In der bedeutenden Handels- und Seefahrerstadt Genua als Sohn eines Wollwebers geboren, fährt Kolumbus wahrscheinlich schon als Jugendlicher zur See. Doch als er Guanahani betrifft, glaubt der erfahrene Kapitän, er habe den Seeweg nach Indien entdeckt. Erst Amerigo Vespucci (1451–1512) stellt 1499 bei einer Karibik-Reise fest, dass der Genuese einen den Europäern unbekannten Kontinent entdeckt hat.

1495
Der französische König Karl VIII. nimmt Neapel ein, wird jedoch bald darauf von einer Koalition aus Papst, Kaiser, der Republik Venedig und dem König der vereinigten spanischen Monarchien (die Königreiche Aragón und Kastilien) wieder vertrieben. Vier Jahre später überfällt Karls Nachfolger Ludwig XII. das Königreich er-

nem Weg nach Süden auch Florenz. Als Piero de' Medici (1471–1503), Sohn des 1492 verstorbenen Lorenzo, den Franzosen die Stadtore öffnet, zwingen die aufgebrachten Florentiner die Medici ins Exil.

Jetzt stellt sich der Dominikanermönch Girolamo Savonarola (1452–1498), ein wortgewaltiger Kritiker des Sittenverfalls (auch bei Papst Alexander VI.), an die Spitze der Stadtrepublik und errichtet einen theokratisch-republikanischen Staat. Vier Jahre später wird er vor allem auf Betreiben des Papstes als Ketzer zum Tod verurteilt und gehängt, seine Leiche auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Der 1494 gebildete Große Rat zur Kontrolle der Stadtregierung bleibt indes bestehen. In ihm sind neben Bankiers auch Handwerker vertreten.

1496
Um seine Erbansprüche auf das Königreich Neapel geltend zu machen, fällt König Karl VIII. von Frankreich mit einer Streitmacht von etwa 30 000 Soldaten in Italien ein und bedroht auf sei-

Papst Julius II. lässt sich als Erbe antiker Imperatoren verherrlichen

nismus, des Bildungs-ideals der Renaissance: Um 1500 sind wahrscheinlich bereits rund 40 000 Buchtitel mit einer Gesamtauflage von acht Millionen Exemplaren gedruckt, darunter zahlreiche griechische und römische Klassiker.

1495
Der Spanier Alfonso Borgia (spanisch: Borja) wird unter dem Namen Kalixt III. zum Papst erhoben (bis 1458). Um die Macht seiner zum Kleinadel gehörenden Familie zu vergrößern, ernennt er Verwandte zu Kardinälen. Eine Generation später, 1492, wird mit Alexander VI. ein weiterer Borgia (durch Besteigung) zum Papst gewählt (bis 1503): ein zügelloser Lebemann und brutaler Machtpolitiker.

Als er den Stuhl Petri besteigt, hat er mindestens sieben Kinder und pflegt auch als Pontifex ganz öffentlich Beziehungen zu Konkubinen. Seine politischen Interessen sucht er auf Kosten des inneritalienischen Friedens durchzusetzen. So sichert er dem fran-

nicht mehr nützlich, muss er um sein Leben fürchten. So wird Alfons von Aragón, Lucrezias vierter Gatte, im Auftrag Cesares ermordet. Am Hof ihres letzten Ehemannes, Alfons I. von Ferrara, fördert sie Künstler, Schriftsteller und Gelehrte wie den Dichter Ercole Strozzi (1472–1508).

1462
Mit finanzieller Unterstützung von Cosimo de' Medici begründet Marsilio Ficino (1433–1499), Übersetzer antiker Schriften, die so genannte „Platonische Akademie“. Zwar sehen sich deren Mitglieder in der Tradition der 387 v. Chr. von Platon (um 427–347 v. Chr.) gegründeten Philosophenschule in Athen. Doch ist die Florentiner Akademie kein Lehrinstitut, sondern ein Gesprächskreis bedeutender Philosophen wie Giovanni Pico della Mirandola (1463–1494), der alle philosophischen Traditionen zu einem System zu vereinen trachtet.

Michelangelo Buonarroti kommt im toskanischen Caprese zur Welt. Schon als Kind geht der spätere Bildhauer, Maler, Bau- meister und Dichter „viel lieber in die Kirchen, um die Malereien nachzuzeichnen, als in die Schule, um Grammatik zu lernen“, so ein Chro-

Haus der Bayerischen Geschichte

Von Kaisers Gnaden

500 Jahre Pfalz-Neuburg

Bayerische Landesausstellung 2005
Schloss Neuburg - Neuburg an der Donau

3. Juni bis 16. Oktober 2005

Täglich 9 bis 18 Uhr

www.pfalzneuburg.hdbg.de

neut. Doch 1504 muss auch er vor den Spaniern fliehen. Neapel wird zusammen mit Sizilien zum spanischen Vizekönigreich (bis 1707).

1501
Girolamo Cardano wird geboren. Als Arzt behandelt er mächtige Fürsten. Als Mathematiker macht er unter anderem durch das Buch „Liber de Ludo Aleae“ („Das Buch der Würfelspiele“, 1564) Furore; es wird zu einer der Grundlagen der Wahrscheinlichkeitstheorie. Anders als viele Wissenschaftler seiner Zeit vertraut er nicht nur traditionellem Wissen, sondern vor allem seiner eigenen Beobachtung.

1503
Giuliano della Rovere, ein Neffe von Papst Sixtus IV., wird zum Papst gewählt (bis 1513). Unter dem Namen Julius II. lässt sich der Pontifex

von den bedeutendsten Künstlern seiner Zeit nicht nur als Nachfolger Petri, sondern – um seinen universellen Machtanspruch zu unterstreichen – auch als Erbe der antiken Imperatoren inszenieren. Noch im Jahr seiner Intronisierung lässt er Cesare Borgia gefangen nehmen und zwingt ihn, die dem Kirchenstaat geraubten Gebiete zurückzugeben.

1506
In einem verborgenen Raum unter einem Weinberg nahe dem Kolosseum entdeckt ein Bauer eine Marmorskulptur, die Michelangelo und der Architekt Francesco da Sangallo (1494–1576) kurz darauf als Laokoon-Gruppe identifizieren.

Diese im 2. Jahrhundert v. Chr. hergestellte römische Kopie einer griechischen Plastik zeigt, wie die Götter den

trojanischen Priester Laokoon und dessen Söhne von einer Schlange erwürgen lassen – weil er seine Mitbürger vor dem Holzpferd gewarnt hat, in dem sich die griechischen Belagerer schließlich in die Stadt Troja schmuggeln. Kaum ein anderes antikes Artefakt hat größeren Einfluss auf die bildende Kunst der Renaissance. Der Maler Andrea del Sarto (1486–1530) etwa übernimmt sogar die Stellung der Figuren in sein Gemälde „Die Opferung Isaaks“ (um 1526).

In Rom lässt Papst Julius II. 1506 den Grundstein zum Neubau von St. Peter legen. In den folgenden 120 Jahren bis zur Weihe des Domes werden viele große Künstler und Baumeister Italiens an seinem Bau beteiligt sein – darunter Bramante, Raffael, Michelangelo,

Guglielmo della Porta (1490–1577), Carlo Madero (1556–1629) und Giovanni Lorenzo Bernini (1598–1680). Bald schon bringen die Ausgaben für das neue Gotteshaus den Heiligen Stuhl in Geldnot (80 000 Dukaten sind bis 1514 verbaut)

1511
Giorgio Vasari, Maler, Baumeister und Künstlerbiograf, kommt in Arezzo zur Welt. 1531 wird er Hofmaler und Architekt der Medici (siehe 1512). Für sie baut er die Florentiner Uffizien (Uffizi = Büros) – ein Ge-

1519 zunächst den französischen König Franz I., dann den deutschen Kurfürsten Friedrich von Sachsen; weil ihm aber der spanische König Karl I. den Schutz der Medici und des Papsttums zusichert, befürwortet er schließlich dessen Wahl.

Landsknechte des Kaisers verwüsten 1527 Rom und zerstören Raffaels Fresken

worden; dafür hätte man ein Dutzend gewöhnlicher Kirchen errichten können). Deshalb wird sein Nachfolger Leo X. einen Teil der Baukosten durch den Verkauf von Ablassbriefen aufbringen. Der Käufer eines solchen Papiers trägt zur Finanzierung des Prestigeobjekts bei, im Gegenzug, so verspricht der Papst, würden dem Spender Sünden vergeben.

bäude, in dem alle wichtigen Ämter von Florenz und dem Umland der Stadt untergebracht werden. 1550 erscheinen Vasaris „Vite“, eine Sammlung von Lebensgeschichten bedeutender Künstler wie Leonardo da Vinci, Raffael oder Michelangelo, die bis heute zu den wichtigsten Quellen über die Kunst der italienischen Renaissance gehört.

Vasari sieht sein Zeitalter als *rinasco*, als eine Phase des Wiedererwachens klassischer Kunst nach deren Niedergang seit der Spätantike. Damit beschreibt er jedoch seiner Ansicht nach keine einmalige Epoche, sondern einen (wiederkehrenden) Zyklus der Geschichte, dem neuerlicher Niedergang folgen wird.

Als Karl V. steht der spanische Monarch bis 1556 an der Spitze des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation.

1515
Das Herzogtum Mailand wird vom französischen König Franz I. erobert.

1517
Empört über das „Geschäft mit dem Seelenheil“, das Papst Leo X. zur Finanzierung von St. Peter betreibt, veröffentlicht der Augustinermönch Martin Luther (1483–1546) 95 Thesen über den Ablasshandel. Damit leitet er die Reformation ein, welche die Christenheit in Protestanten und Katholiken spalten wird.

ca. 1525–1560
Spätrenaissance. Der italienische Kunst- und Lebensstil verbreitet sich in ganz Europa. Gleichzeitig verschärfen sich die Gegensätze zwischen Katholiken und Protestant auf dem Kontinent – das Zeitalter der Glaubensgegensätze bricht an (siehe 1545). In Italien kämpfen französische, spanische und deutsche Truppen um die Vorherrschaft (siehe 1525 bis 1529). Viele Künstler wenden sich jetzt vom Harmoniestreben der Hochrenaissance ab und entwickeln neue Formensprachen. Der jetzt dominante Stil ist der Manierismus: Maler konstruieren in ihren Werken eine verzerrte, harmonisch wirkende Realität.

In der einstigen Millionenstadt Rom leben um 1550 nur 50 000 Menschen, antike Ruinen und neue Paläste sind von Brachen umgeben. Doch im historischen Zentrum mit dem Pantheon verleiht etwa die Via Giulia der Ewigen Stadt neuen Glanz. Auf der anderen Seite des Tibers, in der Nähe des Vatikanpalastes, entsteht seit 1506 die Peterskirche – als neues Monument kirchlicher Macht



- 1 Basilika Sankt Peter
- 2 Sixtinische Kapelle
- 3 Belvedere
- 4 Vatikanpalast
- 5 Palazzo Caprini
- 6 Engelsburg
- 7 San Giovanni dei Fiorentini
- 8 Raffaels Grundstück in der Via Giulia
- 9 Pantheon

200 m

Quellen: Leonardo Benevolo, Die Geschichte der Stadt, Campus Vlg.; Roger Jones u. Nicholas Penny, Raffael, C.H. Beck Vlg.

HERAUSGEBER
Peter-Matthias Goede
CHEFREDAKTEUR
Michael Schaper

GESCHÄFTSFÜHrende REDAKTEURE
Cay Rademacher (Text), Jutta Krüger (Art Direction)

TEXTREDAKTION
Dr. Anja Herold
Freie Mitarbeiter: Jens-Rainer Berg
BILDREDAKTION
Christian Gargerle
ART DIRECTOR
Johannes Dönges
DOKUMENTATION Olaf Mischler
Freie Mitarbeiter: Andreas Sedlmair

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
Dr. Arne Karsten
Mitarbeiter dieser Ausgabe

Freie Mitarbeiter: Ernst-Arthur Albaum, Jörg-Uwe Albig,
Dr. Ralf Berhorst, Bleile General, Till Heim, Yvonne Küster,
Franz Lenze, PD Dr. Frank Otto, Iris Pasch,
André Paul, Prof. Dr. Volker Reinhardt, Walter Saller,
Dr. Ulrike Schimming, Christina Schneider,
Sebastian Schulin, Kla Vahlund, Lena Völker

KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer
Assistenz: Hannelore Koehl
HONORARE: Petra Schmidt
REDAKTIONSSISTENZ: Ursula Arens

GEO-BILDARCHIV
Bettina Behrens, Gunda Leriche, Gudrun Lüdemann, Peter Müller
REDAKTIONSBÜRO NEW YORK
Nadja Masri (Leitung), Brigitte Barkley, Wilma Simon, Katherine Clad
(Sekretariat), 375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514,
Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105,
E-Mail: geo@geo.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:
Michael Schaper

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Ove Saffe
ANZEIGENLEITUNG: Anke Wiegel
VERTRIEBSLEITER: Markus Böhler
MARKETINGLEITER: Jan-Peter Stempels

HERSTELLER: Peter Grimm

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf: Ute Wangermann,
Tel. 040 / 37 03 29 32, Fax: 040 / 37 03 57 73
Anzeigendisposition: Wolfgang Rüders,
Tel. 040 / 37 03 38 24, Fax: 040 / 37 03 57 73

Es gilt die GEO-Anzeigenpreisliste Nr. 1/2005
HEFTPREIS: 8,00 Euro • ISBN-Nr. 3-570-19558-9 © 2005 Gruner + Jahr,
Hamburg, Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
Konto 0322800, BLZ 200 700 00

DRUCK: Prinovis Itzehoe GmbH & Co. KG
Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040 / 37 03 20 73, Telefax: 040 / 37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND Jahres-Abo-Abonnement: 27,60 €

BESTELLUNG:
Gruner + Jahr AG & Co KG
GEO-Kundenservice
20080 Hamburg
Telefon: 01805 / 861 8003
(12 Cent/Min.)

KUNDENSERVICE ALLGEMEIN:
Mo - Fr 7.30 bis 20.00 Uhr
Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
Telefon: 01805 / 861 8003
(12 Cent/Min.)
Telefax: 01805 / 861 8002
(12 Cent/Min.)
E-Mail: geo-service@guj.de

ABONNEMENT ÖSTERREICH

GEO-Kundenservice
Postfach 5, A-6760 Wolfurt
Telefon: 0820 / 00 10 85
Telefax: 0820 / 00 10 86
E-Mail: geo@abo-service.at

GEO-Kundenservice
Postfach, CH-6002 Luzern
Telefon: 041 / 329 22 20
Telefax: 041 / 329 22 04
E-Mail: geo@leserservice.ch

ABONNEMENT ÜBRIGES AUSLAND

GEO-Kundenservice, Postfach, CH-6002 Luzern;
Telefon: 041 / 329 22 20, Telefax: 041 / 329 22 04
E-Mail: geo@leserservice.ch

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

DEUTSCHLAND

GEO-Versand-Service
Werner-Haas-Straße 5
7471 Neckarsulm
Telefon: 01805 / 06 20 00
(12 Cent/Min.)
Telefax: 01805 / 08 20 00
(12 Cent/Min.)
E-Mail: service@guj.com

SCHWEIZ
GEO-Versand-Service 50/001
Postfach 1002
CH-1240 Genf 42

ÖSTERREICH
GEO-Versand-Service 50/001
Postfach 5000
A-1150 Wien

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805 / 06 20 00, Telefax: 0049-1805 / 08 20 00
E-Mail: service@guj.com

fantastische, oft nahezu surreale Wirklichkeit – so stellen sie menschliche Körper verdreht und Raumfluchten zu lang dar (siehe 1527).

1525

Pietro Bembo (1470–1547) legt mit seiner Schrift „Prose della volgar lingua“ („Über die Volkssprache“) den Grundstein für eine systematische italienische Grammatik, Stilkunde sowie Sprach- und Literaturgeschichte. Angesichts des literarischen Glanzes der Werke Danates, Boccaccios und Petrarcas ist der spätere Kardinal von der Überlegenheit des Italienischen über das Latein der Humanisten überzeugt.

In der Schlacht von Pavia (1525) besiegt der deutsche Kaiser und spanische König Karl V. mit Unterstützung von Papst Clemens VII. (1523–1534) den französischen König Franz I. im Kampf um die Vorherrschaft in Italien. Mailand fällt an die spanische Krone. Doch gelingt es Franz noch im Jahr darauf, Venedig, Florenz und des Kaisers ehemaligen Bundesgenossen Clemens VII. für ein Offensivbündnis gegen Karl V. zu gewinnen (Liga von Cognac). Es kommt erneut zum Krieg.

1527

Sacco di Roma, Plünderei Roms. Nachdem der Papst sich gegen Kaiser Karl V. gestellt hat, ziehen dessen spanische und deutsche Landsknechte nach Rom. Und weil sie seit längerem keinen Sold mehr bekommen haben, plündern sie die Ewige Stadt; rauben und zerstören wertvolle Kunstschatze, foltern und töten Tausende Römer. Papst Clemens VII. flüchtet in die Engelsburg, wo er ein halbes Jahr ausharren muss.

Giuseppe Arcimboldo wird geboren. Er arbeitet zunächst als Glasmaler am Mailänder Dom, später als Hofmaler in Wien

und Prag. Die Zeitgenossen verblüfften durch seine im manieristischen Stil angefertigten Porträts: Die Köpfe der Abgebildeten setzen aus gemalten Blumen, Früchten, Tierkörpern und Steinen zusammen.

1529

Im Frieden von Barcelona söhnt sich Clemens VII. mit Karl V. aus: Der Pontifex bestätigt die Herrschaft der spanischen Krone über Neapel und Mailand.

1545–1563

Konzil von Trient. Angebots der erstarkten protestantischen Bewegung und von Missständen in der katholischen Kirche ruft Papst Paul III. (1534–1549) ein Konzil nach Trient ein. Doch gerade Paul, der – wie viele seiner Vorgänger – das Pontifikat zur Versorgung seiner Verwandtschaft mit kirchlichen Ämtern nutzt, steht in der Kritik beim Kirchenvolk.

Dennoch wird auf dem Konzil nicht die Rolle des Heiligen Vaters, sondern die der sakralen Kunst neu definiert: Antike „heidnische“ Themen sind jetzt verpönt, Gemälde sollen die Gläubigen im Sinne der katholischen Dogmatik belehren.

Weiterhin beschließt das Konzil unter anderem die Pflicht zur regelmäßigen Beichte sowie das „Decretum deinde librorum“ – und schafft damit die Voraussetzungen für die so genannte Indexkongregation, deren Aufgabe es ist, Bücher, die gegen kirchliche Lehrmeinungen verstößen, zu verbieten. In der Folgezeit inspirieren visitatori, Kontrollleute, Bistümer und Gemeinden, um die Einhaltung der vom Konzil beschlossenen Maßnahmen sicherzustellen.

Die Renaissance in Italien neigt sich dem Ende zu. □

Olaf Mischer;
Yvonne Küster

Fotovermerke nach Seiten

Anordnung im Layout: l = links, r = rechts, o = oben, m = Mitte, u = unten

TITEL: Scala

SEITE 3: Lessing/AKG u.

SEITE 4: Bridgeman: o.; Granger/Ullstein: l.m.; Archivo Iconografico/Corbis: r.m.; Scala: u.

SEITE 5: Lessing/AKG: o.; Scala: m.; AKG: l.; Bettmann/Corbis: r.u.

DIE WIEDERGEBURT: Scala: 6/7, 8/9, 10/11, 14/15, 17 l., o., 18/19; Alinari/Bridgeman: 12/13, 20/21; AKG: 16; Summerfield Press/Corbis: 17 r. o. und l.u.; Archivo Iconografico/Corbis: 17 r.u.

DURCH HIMMEL UND HÖLLE: David Lees/Corbis: 24/25; Bridgeman: 27; Granger/Ullstein: 28; Kupferstichkabinett, Staatliche Museen zu Berlin/ Jörg Anders/BPK: 30/31, 32; Lessing/AKG: 35; Giraudon/Bridgeman: 36

DIE ERFINDUNG DES RAUMES: Granger/Ullstein: 38; Benevolo: 39; Scala: 40, 50; Alinari: 41, 43, 45, 47, 48; Rabatti-Domingue/AKG: 42; Sandro Vannini/Corbis: 44; Staatliche Museen zu Berlin/Jörg Anders/BPK: 46; Massimo Listri/Corbis: 49

AUFSTAND DER WOLLARBEITER: Scala: 52, 53

ERBEN DER ANTIKE: Scala: 54, 59; New York Public Library/Scala: 57; Summerfield Press/Corbis: 58; Biblioteca Apostolica Vaticana: 60; Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel: 62

EIN FÜRST DES KRIEGES UND DER KUNST: Scala: 64, 65

DER PATE VON FLORENZ: Massimo Listri/Corbis: 66/67; Scala: 68/69, 69 r., 70, 73, 75, 77 u., 80, 81, 84 l.; Summerfield Press/Corbis: 69 l. o.; AKG: 72, 76 u., 76/77 o., 78, 83, 84 r.

DER ENTDECKER UND SEINE STADT: Scala: 86, 87

IM DIENST DES SCHWARZEN FÜRSTEN: Lessing/AKG: 88/89, 98; Bettmann/Corbis: 88 u.; AKG: 91 l., 91 u.; Bridgeman: 91 r.; Ediméda/Corbis: 93; Art Resource: 94 l. o.; Biblioteca Ambrosiana Mailand: 94 r. o., 94 u.; Gianni Dagli Orti/Corbis: 97; Alinari/Corbis: 99 o., 102 l., 102 r. u.; AKG: 99; Summerfield Press/Corbis: 101; Scala: 102 r. o.

DER SCHRECKEN VON ROM: Scala: 104/105, 110; Lessing/AKG: 106; Bridgeman: 107; AKG: 109, 113; Granger/Ullstein: 114

DER ZORN GOTTES: Scala: 116/117; Arte & Immagini/Corbis: 117 o.; Summerfield Press/Corbis: 117 u., 118–123; Granger/Ullstein: 124, 129; AKG: 126/127; Burstein Collection/Corbis: 130; National Gallery Collection, By kind permission of the Trustees of the National Gallery, London/Corbis: 135

GELEHRT IN VIELEN DISziplinen: AKG: 139; Bettmann/Corbis: 140, 141; Granger/Ullstein: 143

DAS WESEN DER MACHT: Lessing/AKG: 144/145, 147, 149, 150, 152; Archivo Iconografico/Corbis: 145

PROPAGANDIST FÜR DEN PAPST: Summerfield Press/Corbis: 156; AKG: 157, 165, 166 r.; Scala: 158/159, 160, 161–164, 166 l., 167, 168, 169

AM SCHEIDEWEG DES GLAUBENS: Archivo Iconografico/Corbis: 170; Bridgeman: 171

VORSCHAU: Historical Picture Archive/Corbis: 178 o.; Granger/Ullstein: 178 l. u.; Lessing/AKG: 178 r. u.

KARTEN & ILLUSTRATIONEN: Stefanie Peters: 173, 174, 176

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

© GEO 2005, Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Bibliotheca Rara, Plan International, Weltbild Jo-kers, GEO und GEO kompakt von Gruner + Jahr.

DAS JUDENTUM

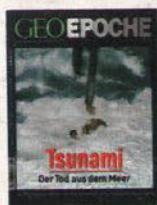


Als Legionäre 70 n. Chr. Jerusalem erobern, zerstören sie den Herodianischen Tempel. Doch die Juden bleiben ihren Überlieferungen und Gebräuchen über viele Jahrhunderte treu – auch im Mittelalter, wie diese italienische Buchillustration eines Passahfestes zeigt. 1896 schließlich fordert der Journalist Theodor Herzl etwas Radikales: die Gründung eines jüdischen Staates



Archäologen haben im Osten Jerusalems 3000 Jahre alte Steinquader entdeckt. Lag hier einst der legendäre Palast des Königs David, dessen Pracht die Bibel beschreibt? Rätselhaft und dramatisch wie das Schicksal jenes Herrschers, der sein erstes Reich formte, ist die gesamte Geschichte des Volkes Israel. Die Babylonier zwangen es an den Euphrat, die Römer vertrieben die Juden aus ihrem Mutterland in alle Welt, doch auch in der Diaspora blieben ihre vielfältigen Traditionen ungebrochen. Nicht einmal die blutigen Stürme der Kreuzfahrer in den deutschen Städten oder die Nachstellungen der spanischen Inquisition vermochten sie zu beugen. Später berieten Juden Fürsten und gründeten eigene Finanzimperien wie etwa das der Rothschilds. Im 20. Jahrhundert jedoch erlitten sie die wohl schrecklichste aller Verfolgungen: den Holocaust, der in Deutschland mit einer schlechenden Ausgrenzung begann, Jahre vor dem Völkermord. Zur gleichen Zeit aber wurde im Nahen Osten ein lange gehegter politischer Traum langsam Realität: der vom ersten jüdischen Staat seit der Antike. GEOEPOCHE begibt sich auf die Spuren der ältesten monotheistischen Weltreligion, von den Anfängen um 1200 v. Chr. bis zur Staatsgründung Israels 1948.

Zuletzt erschienene Ausgaben:



Die folgenden Ausgaben:

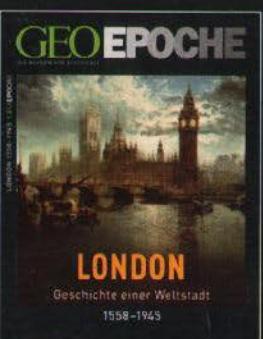
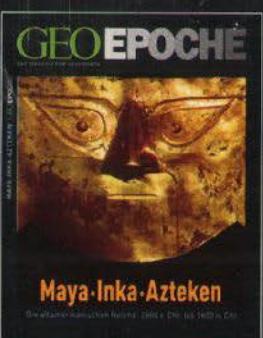
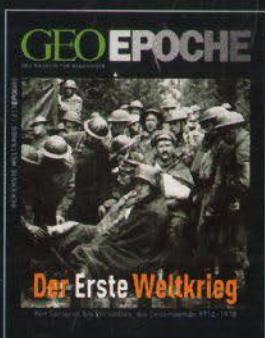
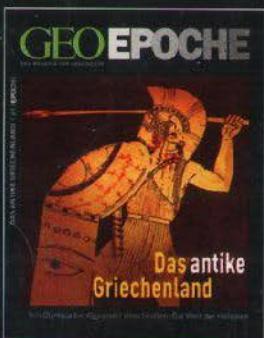
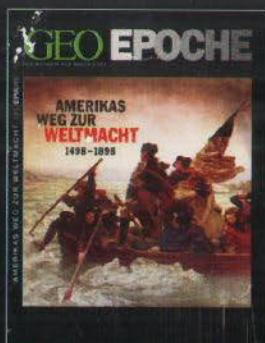
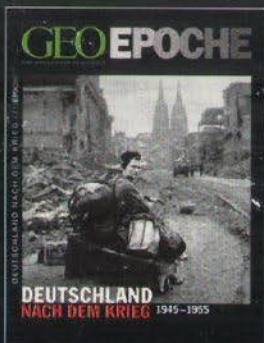
- Das kaiserliche Japan (22. Februar 2006)
- Die Französische Revolution (31. Mai 2006)
- Preußen (30. August 2006)



Will man der Schönheit ein Denkmal setzen, sieht es so aus: **Toskana**.

Zurücklehnen: Sieben Gutshöfe mit viel Komfort und charmanter Atmosphäre. **Zu Fuß gehen:** Streifzüge durch das prächtige Lucca. **Zu Bett gehen:** Gute Hotels für unter 100 Euro. **Zunehmen:** Drei Köche auf neuen Wegen. **Zu finden in:** GEO SAISON Sonderheft Toskana.





Geschichte erleben mit GEO EPOCHE.

Jetzt im **ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel**. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.
*(12 Cent/Min.)

GEO EPOCH

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter

www.geo-webshop.de